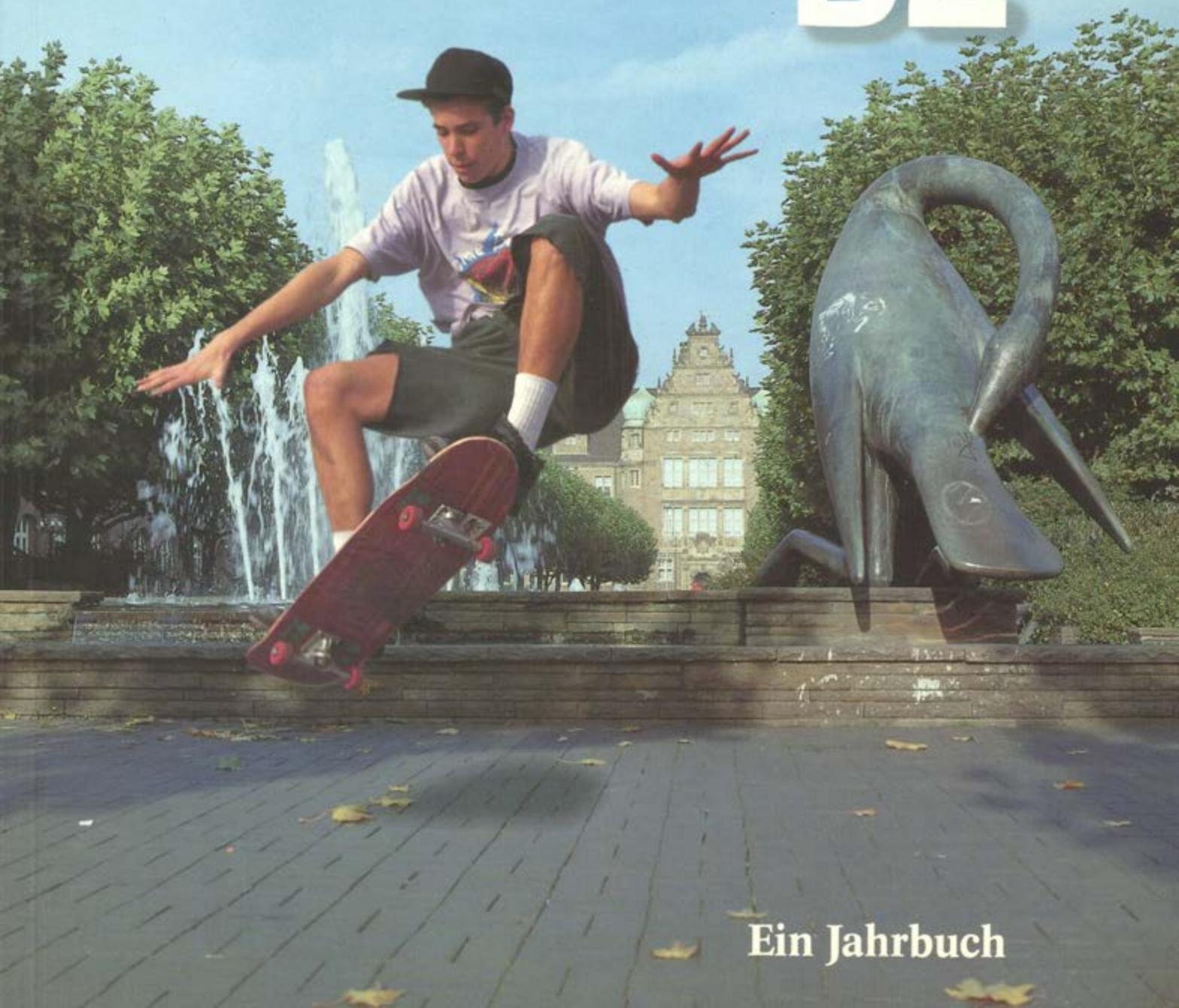


# 1992

Burkhard Drescher <b>Die Neue Mitte</b> / Symbol des Aufbruchs	24
Hans-Walter Scheffler <b>Wo der Nachbar noch Kumpel ist</b> / Werksiedlungen im Wandel der Zeit	30
Helmut Stoltenberg <b>„Ich geh’ mal eben anne Bude“</b> / Trinkhallen – ein Stück Revierkultur	40
Michael Petrykowski <b>Zauber mit Queue und Kugel</b> / Billard: Handwerk am grünen Tisch	43
Friedhelm van den Mond <b>Pütt-Kulisse weicht neuen Strukturen</b> / Der Bergbau verabschiedet sich	48
Bert Giesche <b>Nicht gesellschaftsfähig? Aber Hallo!</b> / Das beste Frauenkabarett der Republik	52
Dietrich Behrends <b>Start mit sieben Anschlüssen</b> / Telefonzeitalter begann 1886	56
Edmund Koch <b>Das verwelkte Kleeblatt</b> / Die Geschichte von RWO	63
Jörg Andreas Herber <b>Durch Eis und Schnee zum Dnjepr</b> / Hilfskonvois vertiefen Freundschaft zu Saporoshje	76
Nicole Schauerte <b>Schienenprofil für die Geliebte des Königs</b> / Stahl bestimmte 200 Jahre die Geschicke Oberhausens	80
Michael Hermes <b>Schmetterlinge für das „Traumschloß“</b> / Volleyballer des Tbd. Osterfeld wollen in die Bundesliga	88
Michael Schmitz <b>Poesie der Prominenz</b> / Liebesgrüße aus den Gästebüchern des „Hotel Ruhrland“	91

Klaus Müller <b>Nur der Vogel blieb sitzen</b> / Tierheim am Mülheimer Flughafen versorgt auch Vierbeiner aus Oberhausen	96
Dietrich Behrends <b>Adreßbücher erzählen Stadtgeschichte</b> / Die erste Oberhausener Ausgabe erschien vor 125 Jahren	100
Michael Grundmann <b>„Ist doch nichts für Mädchen, oder?“</b> / Frauen-Judo in Oberhausen ist bundesligareif	116
Thomas Finkemeier <b>Heinrich Kasan: Engel aus Stahl</b> / Skizzenblock schon unter dem Bergmannshelm aufbewahrt	119
Helmut Kawohl <b>Wer nicht rastet, rostet auch nicht</b> / Breitensport-Übungsleiter wie Fritz Breuker halten Oberhausen fit	122
Astrid Knümann <b>„Merkt es Euch gut“</b> / „Notabene“ pflegt die mittelalterliche Musik	125
Michael Schmitz <b>„Jede Auseinandersetzung bringt mich ein Stück weiter“</b> / Karl-Heinz Feldkamp, Fußballtrainer der ersten Garnitur	128
Peter Hoffmann <b>In Dienste der kranken Menschen</b> / 125 Jahre St. Elisabeth-Krankenhaus und St. Joseph-Hospital Sterkrade	135
Herta Zilly <b>„Ihr habt uns nicht vergessen“</b> / Partnerschaften mit Brandenburger Gemeinden durften nicht an „große Glocken“ gehängt werden	138
Helmut Kawohl <b>Blick zurück auf 1991</b> / Oberhausener Schlagzeilen	142
<b>„Electronic Banking“</b> / Elektronische Dienstleistungen der Stadtparkasse Oberhausen	146

# OBERHAUSEN '92



Ein Jahrbuch

**TITELBILD:**

*Sprünge in die Zukunft? –  
Skateboard-Fahrer auf dem Friedensplatz*

**HERAUSGEBER:**

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen  
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen  
und mit freundlicher Unterstützung  
der Stadtparkasse*

*© Alle Rechte vorbehalten*

*Nachdruck auch auszugsweise nur mit  
Genehmigung des Verlages*

**KONZEPTION UND REDAKTION:**

*Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz*

**GESTALTUNG:**

*Claus Schneider*

**FOTOS:**

*GHH-Archiv · Ruth Gläser · Gido Grümmer  
Jörg Andreas Herber · KVR · Harald Hoffmann  
Markus Möllenberg · Privatarhive · Thomas Schmidtke  
Stadtarchiv Oberhausen · Thomas Thöne · Thyssen Stahl AG  
WAZ-Archiv · Klaus Werner*

*„O-Typen“ Markus Möllenberg*

**HERSTELLUNG:**

*Reproduktionen, Satz und Druck  
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen  
Feldstraße 21, Telefon 6515 09*

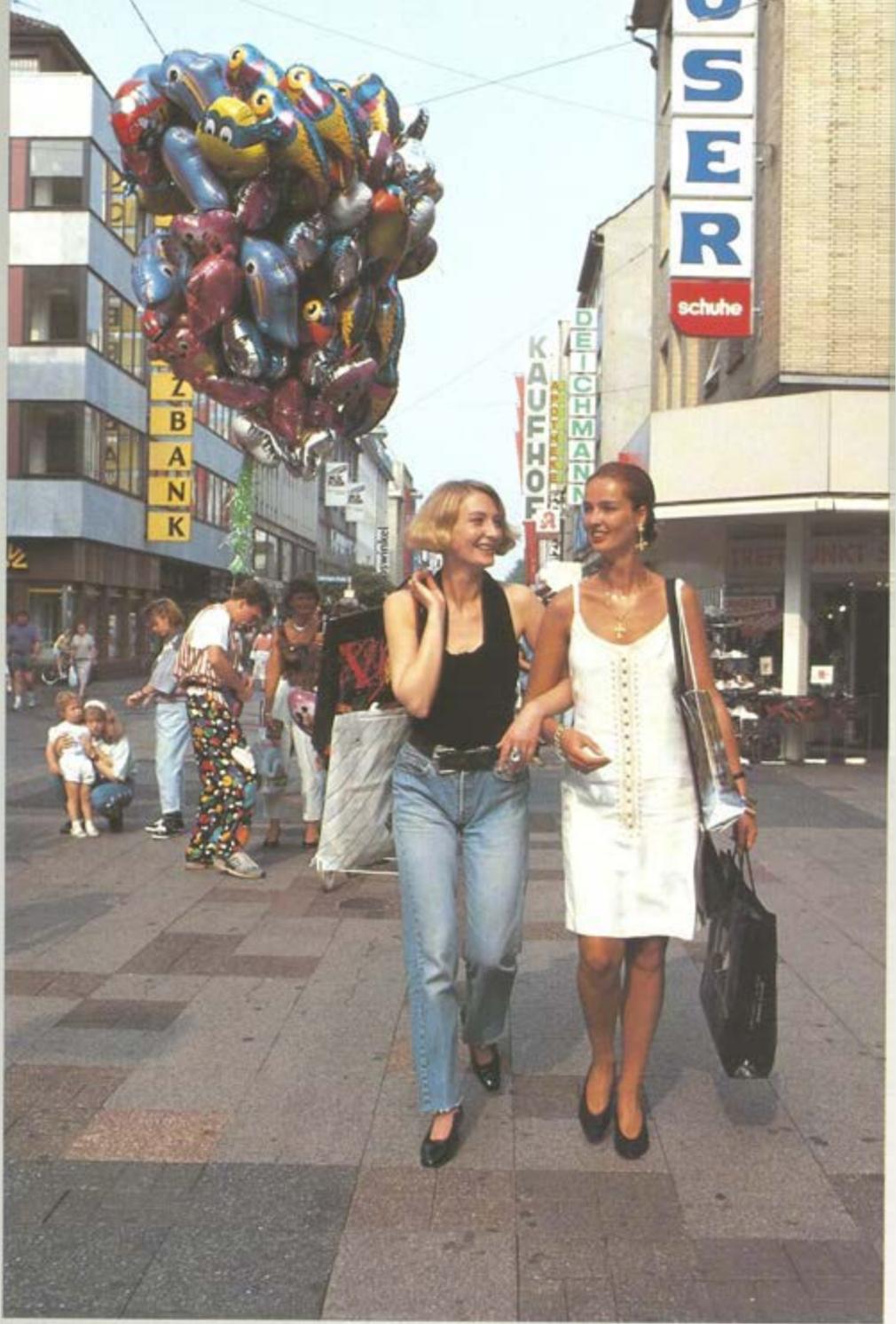
*November 1991*



DRUCK- UND VERLAG  
OBERHAUSEN

# O-TYPEN





„O-Typen“ im Bilder-Bogen, da schwant uns Gutes: Mal heben sie artistisch ab, dann wieder haben sie festen Boden unter graziilen Füßen.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, heißt es bei Matthäus, was also mögen die beiden Evastöchter mit den Äpfeln wohl bezwecken?



Sportliche Grüße aus den grünen Lungen unserer Stadt senden Ping-Pong-Artisten aus dem Revierpark Vonderort...

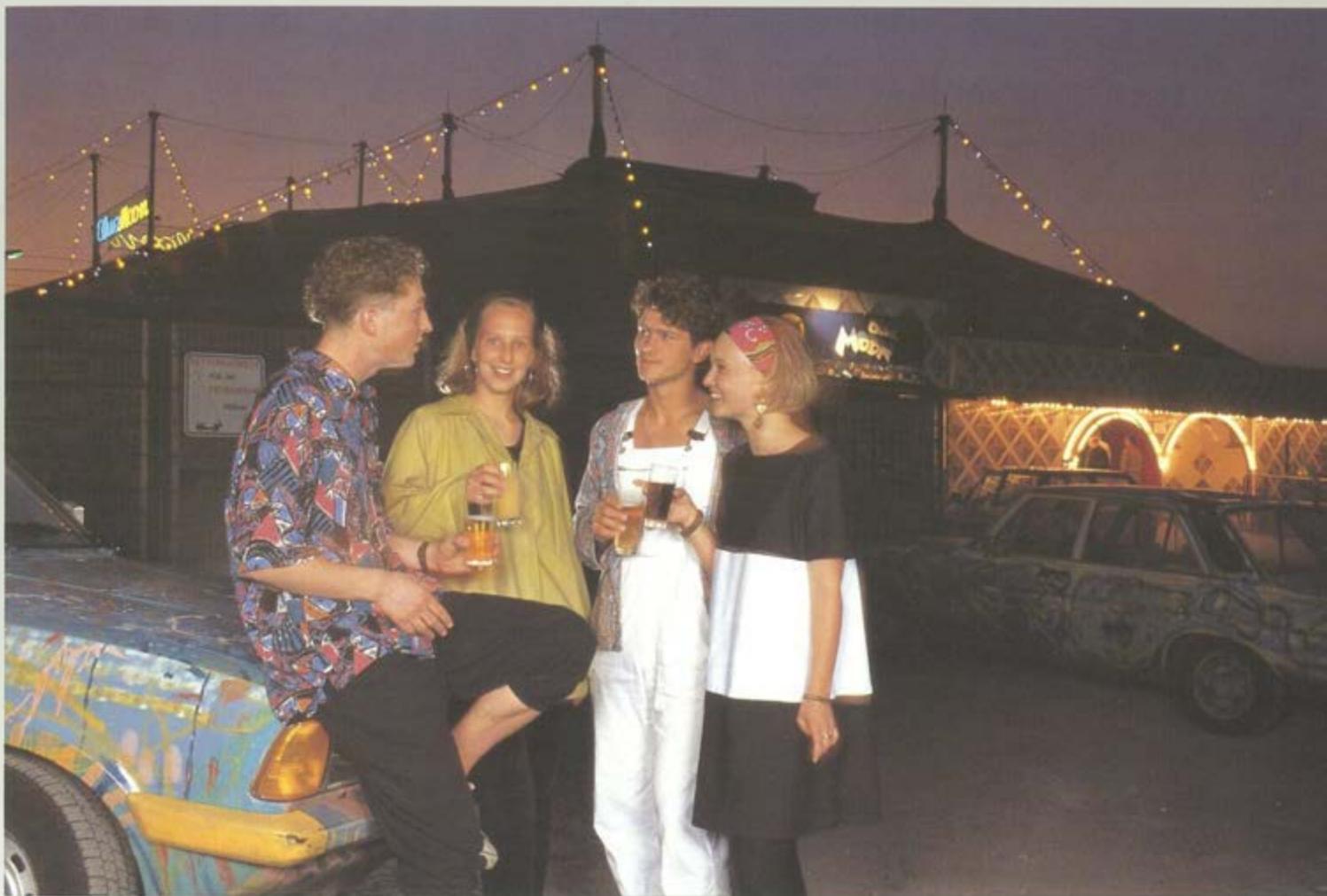




... und die Jogger vom Rhein-Herne-Kanal, die mit kraftvollem Trab den Kaisergarten umrunden.

Verzeih: Ovid „Lerne die schönsten Künste, ich mahne dich, Oberhausener Jugend ...“





... auch wenn der Verführungen gar schöne unter zirkensischen Disco-Dächern locken.

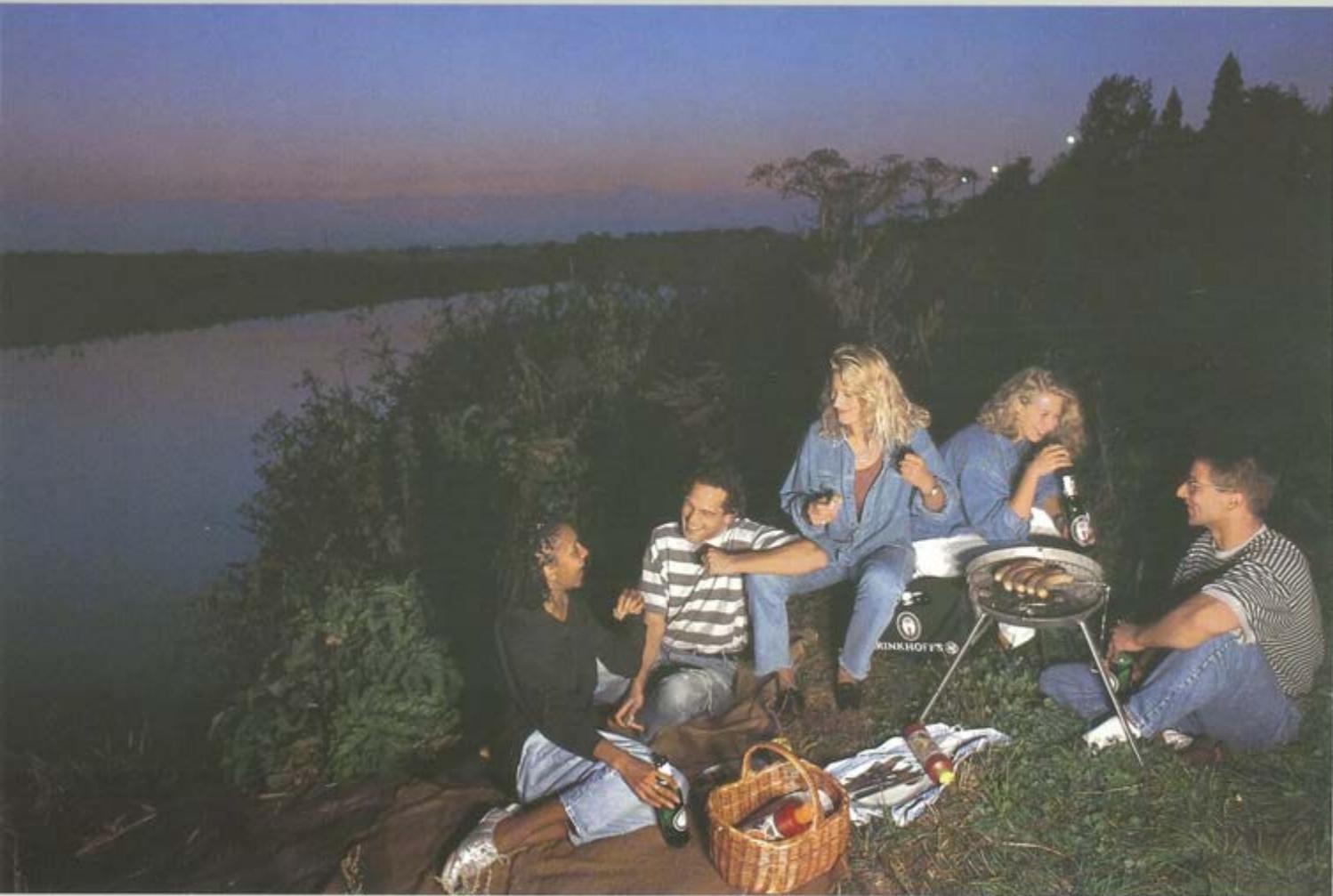


Ein Bad in der Vonderorter Sole ist gleichsam das Salz im Freizeitmenü . . .

... doch auch „open air“ ist nicht zu verachten, was an der Grenze zu Bottrop Station macht.



Eines Sommerabends lebendige Lager-Romantik fängt den Reiz der südlichen Oberhausener Gestade ein ...





... während die Melancholie des herbstlichen Morgens am Kanal den Angler zu lautloser Zwiesprache mit seinen Opfern rührt.

„O-Typen“ in zarten Banden gefangen: ob bei der wasserumrauschten Triole in Vonderort...





... oder beim verschwiegenen Tete-a-tete am Fuße des oft so geschwätzigen Galgenberges.



Im verspielten Streichelzoo des Kaisergartens korrespondiert die breite Palette der „O-Typen“ ...

... um wenige Momente eines Augenblickes später dem Klang des Wasserspieles auf dem Teich zu lauschen.





Bühne frei für die Kommunikation mit den Brettern, die die Welt bedeuten...

... oder in der Galerie der edlen Gastronomie im einladenden Biergarten am Bahnhofsvorplatz.



So schließt sich der Bilderbogen: „O-Typen“ sind eine heiße Sache, auch wenn sie's manchmal kalt lieben ...





... im prickelnden Feuerstrom der Reben werden sie des geselligen Treibens niemals müde.

# DIE NEUE MITTE

*Symbol des Aufbruchs –  
Eine Vision wird Realität*

**BURKHARD ULRICH DRESCHER**

„Nichts ist so beständig wie der Wandel.“ Dieses alte chinesische Sprichwort hat bis heute nichts von seiner Aktualität verloren. Im Ruhrgebiet ist das Szenario der rauchenden Schloten und des grauen Himmels längst einem anderen Bühnenbild gewichen.

Die Menschen haben die Lethargie der Perspektivlosigkeit abgelegt, haben den Wandel nicht nur akzeptiert, sondern treiben ihn voran. Treiben ihn voran mit dem Einsatz und dem Fleiß, für den die Bevölkerung dieser Region bekannt ist.

Oberhausen bildet ein Zentrum in diesem expandierenden Wirtschaftsraum. Faktoren für die günstige Ausgangsposition sind aber nicht nur die optimalen Verkehrsanbindungen der Stadt, sondern die im Kern Oberhausens liegenden Flächen von etwa 1,3 Millionen Quadratmetern, die von Kohle und Stahl nicht mehr genutzt werden. Diese Flächen, Erbe des ehemals

schmerzhaften Wandels, sind das Faustpfand und die Zukunftsoption für das Oberhausen des Jahres 2000.

Die freien Industrieflächen wurden und werden genutzt zur Ansiedlung von zukunftsorientiertem Gewerbe, aber auch zum Ausbau von Erholungsräumen und zur Steigerung des Wohn- und Freizeitwertes unserer Stadt.

Eine „Neue Mitte“ für Oberhausen heißt die herausfordernde Aufgabe, die wir uns bis zur Jahrtausendwende gestellt haben. Die „Neue Mitte“ soll als „Gartenstadt“ dort entstehen, wo einmal das entwicklungs geschichtliche Zentrum der Stadt war. Die Stadtteile Alt-Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade wurden wirtschaftlich und kulturell durch die Gutehoffnungshütte zusammengehalten.

Die Hütte war die Mitte dieser Stadt, doch dies gehört der Vergangenheit an. Der Rückzug von Eisen und Stahl, das Investitionsverhal-

ten großer Industrieunternehmen in den neuen Bundesländern, all das verlangt neue Konzepte und Ideen, wenn wir in Oberhausen konkurrenzfähig bleiben wollen.

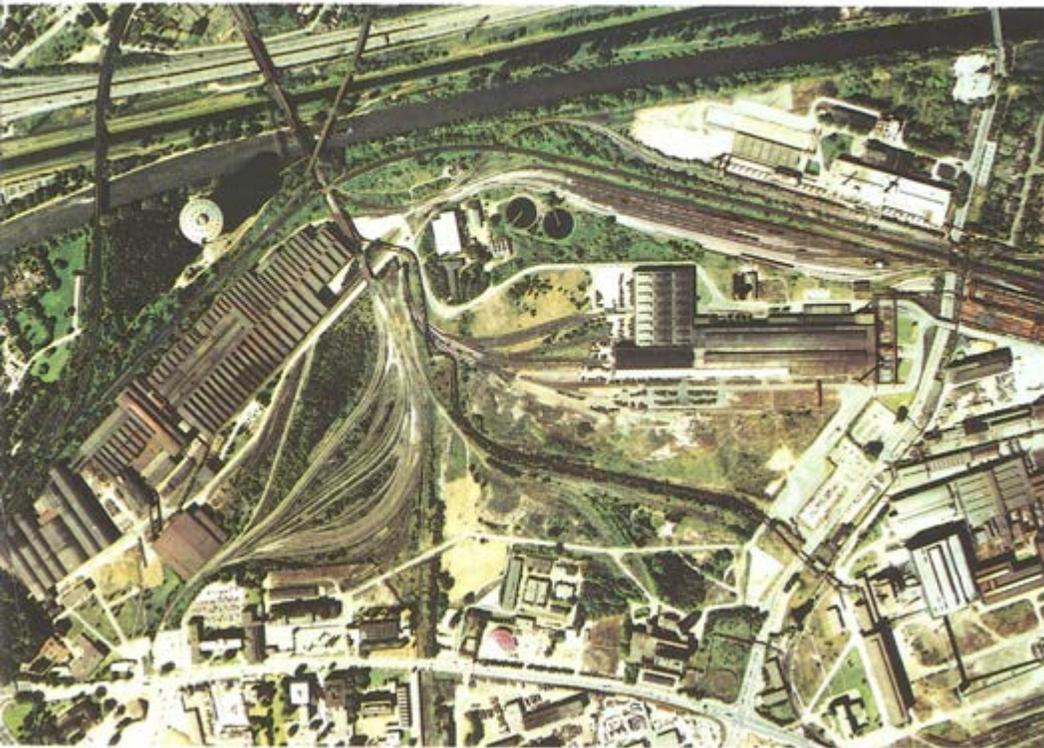
## **Kaufkraftabfluß**

Basis der visionären Überlegungen, die jetzt konkret werden, waren zwei Faktoren: da das Arbeitsleben in unserer Gesellschaft zunehmend der Freizeit Platz macht, ist die Freizeitindustrie eine der stärksten Wachstumsbranchen; Oberhausen hat zum anderen einen gewaltigen Abfluß an Kaufkraft, der anderen Städten zugute kommt.

Statistische Untersuchungen renommierter Institute belegen dies. Im Jahre 1996 wird der Verlust an Kaufkraft bis zu 780 Millionen Mark betragen, denn schon heute kaufen 84 Prozent aller Oberhausener auch in anderen Städten ein, fast die Hälfte sogar mindestens zweimal im Monat. Auch Restaurant- oder Gaststättenbesuche werden von einem hohen Prozentsatz lieber in einer anderen Stadt unter- nommen. 780 Millionen Mark, die in Oberhausen bleiben könnten.

Die Oberhausener würden ihr Geld aufgrund ihrer positiven und heimatverbundenen Grundhaltung aber hier ausgeben, wenn die Freizeit- und Einkaufsmöglichkeiten vor Ort stärker ihren Vorstellungen entsprechen würden.

Diesen Bedürfnissen will die „Neue Mitte“ Oberhausens entsprechen. Auf dem eine Million Quadratmeter großen Gelände der Firma Thyssen zwischen Essener Straße und Rhein-Herne-Kanal, das die vom Land NW gegründete Grundstücksentwicklungs-Gesellschaft für den Strukturwandel im Ruhrgebiet gesichert hat, wird das englische Unternehmen Stadium nach dem Rahmenplan des Stadtplaners und Architekten Jochen

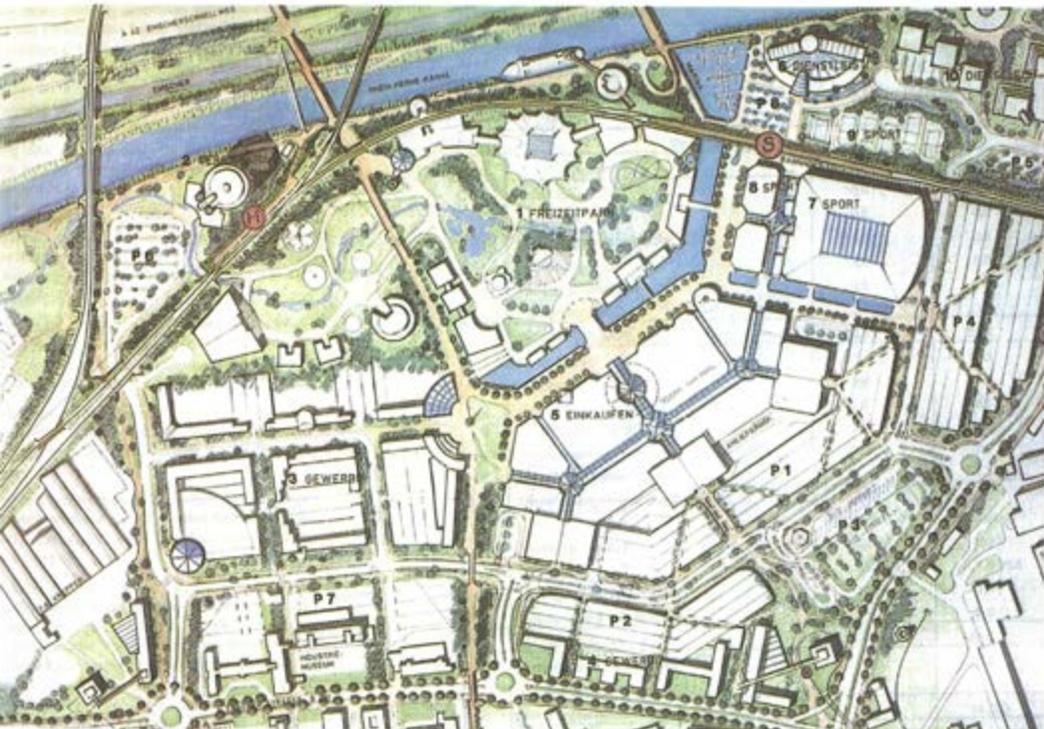


Kuhn eine „Gartenstadt“ errichten. Edwin D. Healey, Vorsitzender von Stadium, ist ein Experte in der Wiederbelebung von Industriegebieten und bereit, rund zwei Milliarden Mark in Oberhausen zu investieren.

### „Tivoli Garten“

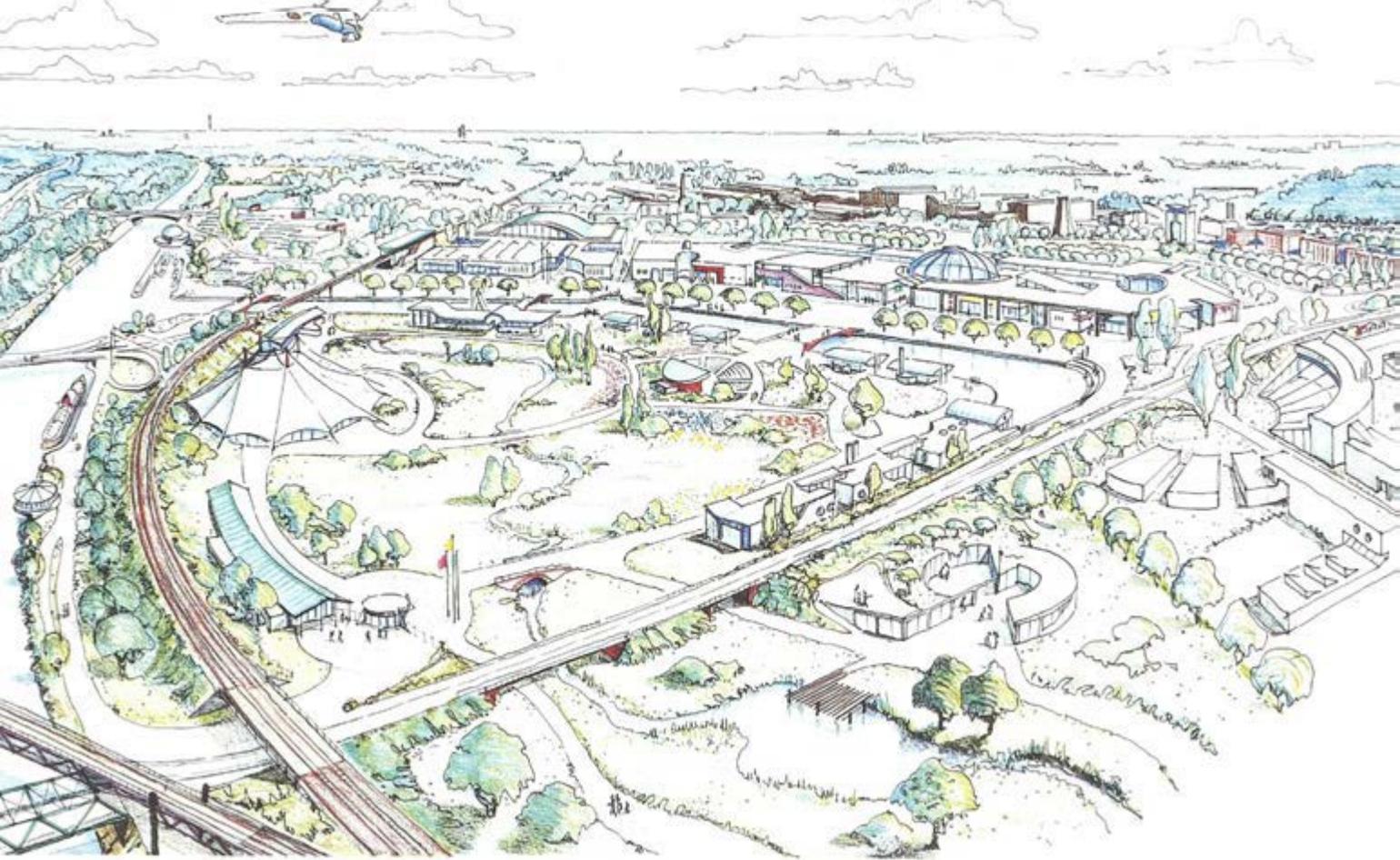
Eine Besonderheit wird das umfassende Freizeitangebot sein, das vom weltberühmten „Tivoli Garten“ in Kopenhagen inspiriert wurde. Zahlreiche ebenfalls vorgesehene Sportstätten von höchster Qualität, darunter eine mit modernster Fernsehtechnik ausgestattete Halle mit 10.000 Sitzplätzen für Veranstaltungen jeder Art, werden für die Allgemeinheit zugänglich sein.

*Das Herz der „Neuen Mitte“ heute – ein interessanter Blick aus der Vogelperspektive.*



*Im Plan deutlich zu erkennen die einzelnen Bereiche, in die die „Neue Mitte“ aufgeteilt werden soll; die S-Bahn soll die Gleise der alten Werksbahn nutzen.*

Die Lage des Grundstücks unmittelbar am Rhein-Herne-Kanal wird künftig für vielfältige Wassersportaktivitäten genutzt. Ein Marina-Yachthafen mit Promenade, auf der sich Hotels, Geschäfte, Restaurants und Cafés befinden, ergänzt diesen Bereich. Auf einer Verkaufsfläche von 70.000 Quadratmetern wird es außerdem in der „Neuen Mitte“ zahlreiche kleine Geschäfte mit einem Warenangebot auf hohem Niveau geben.



Das neue Zentrum Oberhausens wird sowohl für Autofahrer als auch für die Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel gut zu erreichen sein. Die ohnehin schon fast optimalen Verkehrsanbindungen des Geländes werden im Rahmen des Gesamtprojektes natürlich noch maximiert, beispielsweise durch einen eigenen S-Bahn-Anschluß. Diese für Oberhausen einmalige Chance beinhaltet mehrere positive Effekte gleichzeitig: sie lenkt das legitime und ständig wachsende Freizeitbedürfnis der Menschen in sinnvolle Bahnen, gibt der Stadt eine neue, lebensfrohe und lebensfähige Mitte, verwandelt eine Industriebranche in lebenswerten Raum, forciert den Strukturwandel und schafft bis zu 10.000 neue Arbeitsplätze.

Das Schicksal Oberhausens und des Ruhrgebietes im allgemeinen war immer abhängig von industriellen Entwicklungen. Die Industrie der Zukunft trägt jedoch kein schmutzig-graues Kleid, sondern einen farbenfrohen Freizeitanzug. Oberhausen könnte hier zum Vorreiter werden für eine Idee, die schnell europäische Dimensionen annehmen kann: die Umwandlung von Industriebrachen in Freizeitstätten.

#### **Pariser Architekten**

Für Oberhausen hat diese Zukunft schon begonnen. Die Gartenstadt wird das Herz der „Neuen Mitte“ werden. In einer gedachten, dreifachen Spirale, die von den französischen Architekten Reichen und Robert konzipiert und durch den Architekten Kuhn erweitert wurde,

wird sich die „Neue Mitte“ weiter ausbreiten.

Während das Schwergewicht bei der Gartenstadt ausdrücklich auf dem Sektor Freizeit liegt, wird das ehemalige Werksgasthaus von den Pariser Architekten zu einem Technologiezentrum für den Umweltschutz umgebaut. Das im Jahre 1917 von Carl Weigle errichtete Gebäude diente über Jahrzehnte den Konzernführungen der Gutehoffnungshütte, der Hüttenwerke Oberhausen AG und der Thyssen Niederrhein AG als erste Adresse für die Bewirtung ihrer Gäste.

Dieses Denkmal der Oberhausener Industriegeschichte wird architektonische Akzente von internationaler Bedeutung setzen. Im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA) soll



*Vom Gasometer aus soll sich nach den Vorstellungen der Planer Ende der 90er Jahre dieser Blick auf das revitalisierte, 100 Hektar große Gelände zwischen Essener Straße und Rhein-Herne-Kanal eröffnen.*

das „Technologiezentrum Umweltschutz“ (TZU) den Bereich der Essener Straße städtebaulich aufwerten und zum Ausgangspunkt der „Allee der Industriekultur“ machen.

Mit Hilfe der Europäischen Gemeinschaft und des Landes Nordrhein-Westfalen errichtet die EGO Entwicklungsgesellschaft Oberhausen ein mehrstufig aufgebautes Zentrum, das die bisher schon erfolgreichen Bemühungen, umweltrelevante Institutionen und Firmen in Oberhausen anzusiedeln, unterstützt und versucht, zwischen ihnen ein enges Netz zu knüpfen. Ihre Arbeit aufgenommen haben bereits das Bodenschutzzentrum NRW und das Zentrum für Umweltschutz

und Energietechnik der Handwerkskammer.

Mit einem Gesamtvolumen von fast 40 Millionen Mark für die ersten beiden Bauabschnitte des TZU ist ein Grundstein moderner Stadtentwicklung gesetzt. Im ehemaligen Werksgasthaus wird künftig neben einem Büroteil von 3000 qm ein großer Konferenz- und Seminarsaal sowie eine gehobene Gastronomie angeboten. Im neuen Anbau, dem zweiten Teil des Technologiezentrums, dienen Büro-, Labor- und Lagerräume der Ansiedlung junger Unternehmen aus dem Bereich des Umweltschutzes. Der dritte Teilschritt mit dem Um- und Ausbau des Berufsbildungszentrums dient wissenschaftlichen und verfahrenstechnischen Großversuchen.

### **Umwelttechnologie**

Ein Teilinstitut des Institutes für Umwelttechnologie und Umweltanalytik der Universität Duisburg soll sich ebenfalls im TZU etablieren. Vervollständigt wird der Gesamtkomplex durch das Umsicht-Institut. Räumlich untergebracht im ehemaligen Berufsbildungszentrum der Firma Thyssen, hat Umsicht die Aufgabe, anwendungsorientierte Forschung in physikalischer, chemischer und biologischer Verfahrenstechnik durchzuführen und dabei praktische Problemlösungen zur Minimierung der Umweltbelastung und der Sicherheitsrisiken in industriellen Produktionsprozessen zu entwickeln. Der Leiter des Institutes, Prof.

Dr.-Ing. Paul Michael Weinspach, kann schon heute in prall gefüllte Auftragsbücher blicken. Arbeitsmangel für die 100 Umsicht-Wissenschaftler wird es also nicht geben.

Mit dem Oberhausener „Netzwerk Umwelttechnologie“ wird eine Institution geschaffen, die die wirtschaftliche und ökologische Erneuerung Oberhausens vorantreibt. Gleichzeitig soll das Technologiezentrum aber auch entscheidende Impulse für die Weiterentwicklung in der Region und darüber hinaus geben.

Den gedachten Spirallinien folgend gelangt man vom architektonisch bestechenden Gebäude des Technologiezentrums auf den Schlackenbergr, der, zu einem mustergültigen Gewerbepark umgewandelt, großflächig mit dem TZU verbunden werden soll.

Folgt man den imaginären Linien weiter, schließen sich der Kaisergarten, das Schloß Oberhausen und das Stadion Niederrhein an. Das Gesamtareal soll in seinem ohnehin schon großen Freizeitwert für die Oberhausener zum Auftakt der Landesgartenschau, die 1999 hier stattfinden wird, in neuem Glanz erstrahlen.

### **Tennis-Center-Court**

An der Eisenbahnlinie nach Sterkrade ist in Höhe des Kaisergartens ein Halt vorgesehen, der die Besucher an den Ausgangspunkt der Landesgartenschau bringen soll und zugleich als „Umsteigebahnhof“ für eine Bootstour auf dem Kanal dienen wird. Der Rhein-Herne-Kanal im Herzen der Stadt soll nicht länger nur industrielles „Transportband“ sein, sondern Naherholungsraum mit Wanderpfaden und Wassersportmöglichkeiten werden. Eine neue gastronomische Einrichtung am Hauptein-

gang des Kaisergartens ist der erste Schritt auf diesem Weg.

Der Traditionsverein OTHC, ein wichtiger Image- und Sympathieträger der Stadt aus dem Bereich des Sports, soll bei der Neuplanung zur Verfügung stehender Freizeitchflächen einen Center-Court erhalten, der dem spielerischen Niveau des OTHC entspricht. Das Niederrhein-Stadion muß renoviert, ausgebaut und zu einem größeren Teil überdacht werden. Freizeit, Sport und Natur werden im Oberhausen des Jahres 2000 eine gewichtige Rolle spielen.

### **Grünverbindung**

Ausgehend vom Revierpark Vonderort soll der Verschiebebahnhof Oberhausen-Osterfeld-Süd mit Hilfe einer Grünverbindung den Übergang zur Burg Vondern und zur Siedlung Vondern schaffen. Eingebunden in den Regionalen Grünzug B würde diese Linie dann die Verbindung zur „Neuen Mitte“ Oberhausen bedeuten.

Knapp ein Drittel des insgesamt 7700 Hektar großen Stadtgebietes besteht schon heute aus Wald-, Park- und Wasserflächen. Die Stadt liegt, dies sollten wir uns stärker ins Bewußtsein rufen, an einem zusam-

menhängenden Waldgebiet, das genauso groß ist, wie Oberhausen selbst. Es handelt sich um Naturräume, die mit ihren Ausläufern bis ins Münsterland und weiter reichen.

In diesem Zusammenhang ist die Landesgartenschau '99 von großer Bedeutung. Die Landesarbeitsgemeinschaft Gartenbau und Landespflege Nordrhein-Westfalen e. V. als Veranstalter hat schon jetzt den Vorschlag der Oberhausener Verwaltung akzeptiert, die Landesgartenschau räumlich und thematisch sowohl mit der Konzeption „Grüne Mitte Oberhausen“ als auch mit den Zielen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park zu verknüpfen.

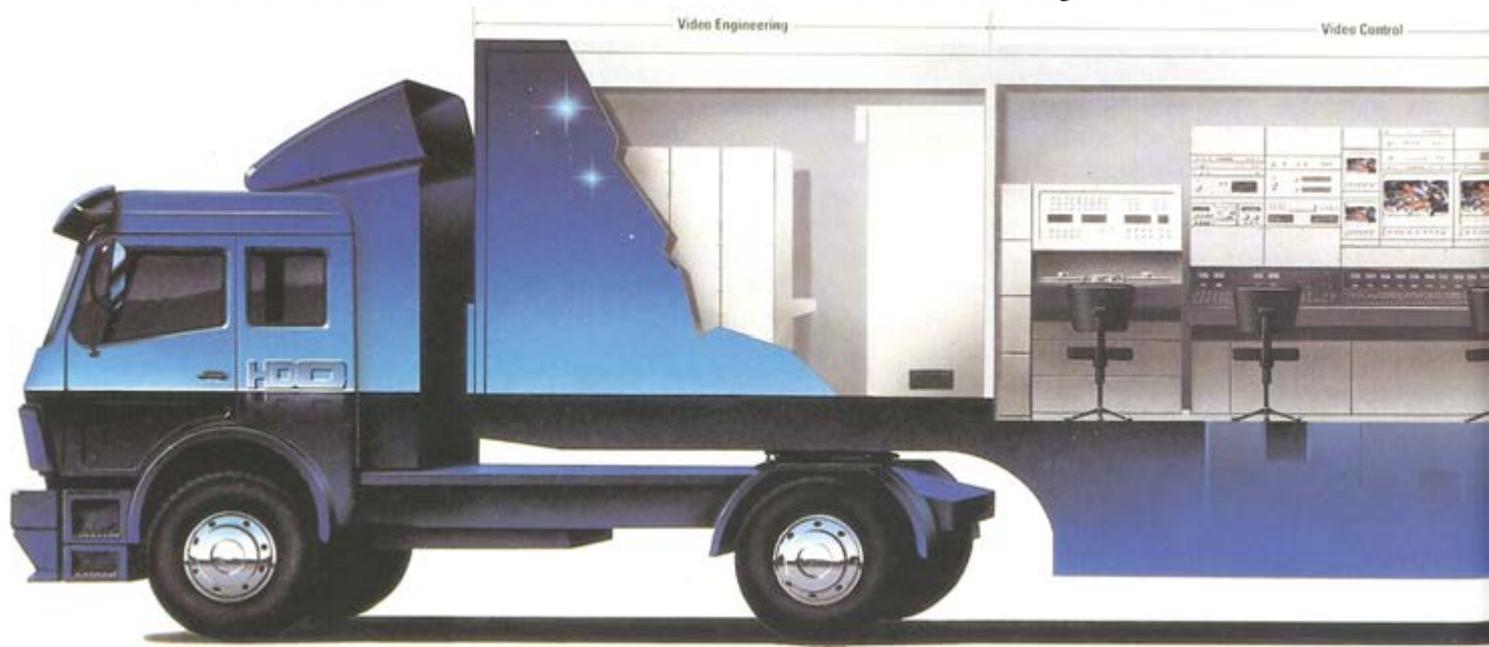
### **Fernsehen der Zukunft**

Blieben wir auf unserer „Spiralen-Reise“ in die Oberhausener Zukunft. Ein weiteres, ehrgeiziges Projekt ist das HDO-Zentrum für neue Film- und Videoproduktionstechniken auf dem Gelände der ehemaligen Zeche und Kokerei Osterfeld. Ehemals durch die Zeche genutzte Bürogebäude und der imposante „DOM“, die frühere Koks-Kohlen-Vergleichmäßigungsanlage, sind für dieses Unternehmen wieder revitalisiert worden. Auf dem Gelän-

de der alten Kokerei und Zeche Osterfeld kann beispielhaft dargestellt werden, wie auf einem ausgehenden Industriestandort eine intelligente Nachfolgenutzung realisiert werden kann. Dabei geht es um eine stadtgerechte Grüngestaltung unter Einschluß des Medienzentrums HDO. Die Landesgartenschau soll nicht isoliert auf einer „Insel“ stattfinden, sondern integraler Bestandteil der Stadt werden. Deshalb ist eine Vernetzung mit anderen Stadtbereichen besonders wichtig.

Was verbirgt sich hinter den Begriffen HDO und HDTV? High Definition Oberhausen, kurz HDO genannt, ist ein Anwendungs- und Forschungsprojekt. HDTV ist der Fachbegriff für ein neues, hochauflösendes Fernsehen. Mit seinen wesentlich schärferen Bildern und seinem Breitwandbildschirm ist es die Technik der Zukunft.

HDO nutzt das europäische HDTV-System mit 1250 Zeilen, 50 Halbbildern pro Sekunde und einem Seitenverhältnis von 16 : 9. Das neue Seitenformat entspricht somit weitaus besser der Wahrnehmungsfähigkeit unserer Augen, denen zukünftig auf dem Bildschirm





*Die Landesgartenschau 1999 soll schwerpunktmäßig auf dem Gelände der ehemaligen Kokerei Osterfeld stattfinden.*

*Mit modernster Fernsehetechnik bestückt: Der neue HDO-Produktionswagen.*



nichts mehr verborgen bleiben wird. Der heimische Fernseher wird durch HDTV zum perfekten Heim-Kino.

Oberhausen wird der Europa-Standort für dieses innovative Verfahren. Studiokapazitäten mit einem Investitionsvolumen von 130 Millionen Mark sollen es High Definition Oberhausen ermöglichen, modernstes Fernsehen zu produzieren. Die Bildsprache von morgen wird heute hier erlernt und erprobt.

Schon jetzt sind zwei mobile, mit HDTV-Technik bestückte Fahrzeuge ständig im Einsatz, die Produktion und Nachbearbeitung vor Ort übernehmen. Über 20 Meter lang, knapp 500 PS stark und 20 Millionen Mark teuer, sind diese beiden Autos das „non plus ultra“ an beweglicher Aufnahmetechnik. In einer Betreiber-Gesellschaft zusammengeschlossene Unternehmen sollen die in Osterfeld angebotene HDTV-Technik anmieten und zum jeweiligen Zweck nutzen. Die technischen Bedingungen für Eigen- oder Fremdproduktionen von Film- und Videoprojekten sind optimal.

Ein weiterer Schwerpunkt der Zentrumskonzeption liegt in der Durchführung von Qualifizierungsprojekten sowohl für den künstlerischen aber auch für den technischen Bereich. Damit ist HDO ein bedeutender Baustein für den Wandel einer ehemals groß- und schwerindustriell geprägten Landschaft in eine zukunftsorientierte Branche.

### **Attraktives Wohnen**

Doch auch Industriezweige alter Prägung, die eine moderne Stadtentwicklung vielleicht manchmal etwas behindern mögen, müssen An- oder Umsiedlungsmöglichkeiten haben. Aus diesem Grund ist die Stadt bemüht, das 73 Hektar große Gelände Waldteich/Weierheide, derzeit noch im Besitz von drei Firmen, mit Hilfe der Landes-Entwicklungsgesellschaft zu übernehmen.

Wirtschaftliches Wachstum und städtebauliche Weiterentwicklung sind allerdings nur dann vertretbar, wenn sie einhergehen mit Maßnahmen, die Wohnraum in einem attraktiven und lebenswerten Umfeld schaffen. Die möglichst schnelle Erschließung von Wohngebieten, die einer allgemein gestiegenen Lebensqualität entsprechen, wird auch weiterhin eine vordringliche Aufgabe der nächsten Jahre sein.

Der viel zitierte „Aufbruch“ Oberhausens hat mit den bisher realisierten Projekten wie auch mit den Planungen im Zusammenhang „Neue Mitte“ den Sprung aus dem „Reich der Ideen“ in die Wirklichkeit geschafft. Das sollte Mut machen und unser Selbstbewusstsein stärken. Wenn Oberhausen im großen Konzert der Revierstädte weiter mitspielen will, sind diese Eigenschaften seiner Bürgerinnen und Bürger Voraussetzung.

# Wo DER NACHBAR NOCH KUMPEL IST

*Werkssiedlungen  
im Wandel der Zeit*

**HANS-WALTER SCHEFFLER**

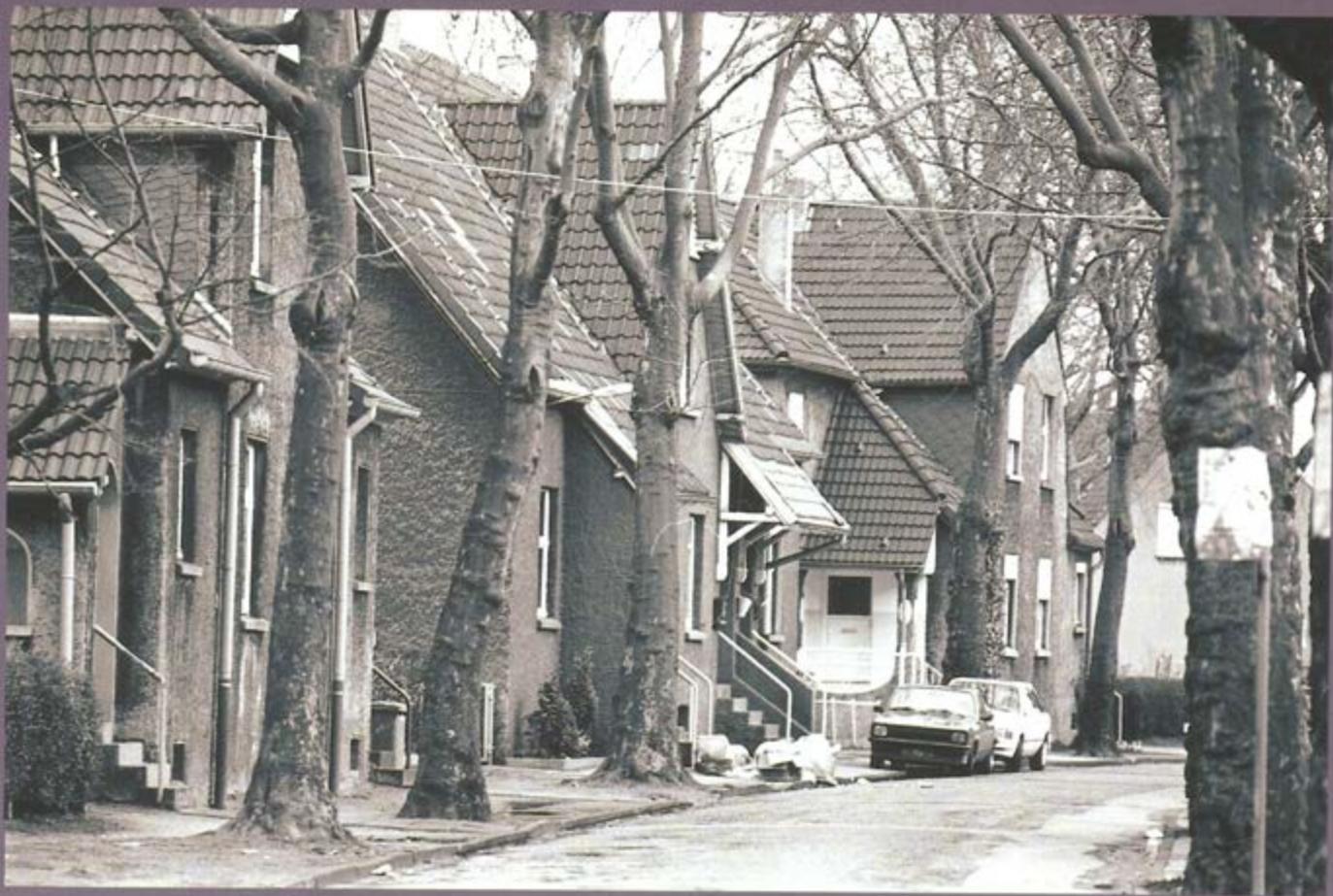
„Nicht weit hinter Duisburg, kurz vor Oberhausen, an einer Stelle, wo die Silhouette großer Industriewerke schon zu sehen ist, führt die Straße durch grüne Uferweiden, führt eine Brücke über einen hübschen Fluß mittlerer Größe, den ein Blechschild lakonisch als „Ruhr“ kennzeichnet. Mitten auf der Brücke, den Vorschriften zuwider, hält ein kleines Auto, dessen Dach mit Camping Komfort bepackt ist: Zeltplanen, Bambusstangen, Geschirr, hübschen Stühlen, zusammengeklappt; Camping-Komfort, genossen an der Cote d'Azur, genossen in Venedig, der Schweiz und bei der Heimfahrt am Rhein entlang; drei Wochen Urlaub in Gefilden, wo es weder Hochöfen noch Zechen gibt. Das kleine Auto ist mit Plaketten beklebt aus Chamonix und Genua, von der Loreley und dem Drachenfels. Innen baumelt eine bastumflochtene Rotweinflasche: ein Andenken aus Italien.

Dem Auto entsteigt eine junge Frau; sie ist etwa 30 Jahre alt, modisch gekleidet, schlank, blond; sie geht auf das Brückengeländer zu,

lehnt sich über das Eisengestänge, blickt in den Fluß hinunter, hebt dann schnuppernd den Kopf in die Luft, löst sich vom Brückengeländer, geht zum Auto, steigt ein, und das Auto fährt langsam auf die düstere Kulisse zu. „Was war denn los?“, fragt der Mann am Steuer. „Oh, nichts“, sagt die Frau, die gerade ihre Sonnenbrille mit nüchterner Endgültigkeit wegpackt. „Nichts war los, ich wollte nur sehen, wollte riechen, ob wir wirklich zu Hause sind.“ „Warum gerade hier?“ „Weil es hier anfängt“, sagt die junge Frau, „hier fängt der Lichtwechsel an, hier schmeckt die Luft bitter, werden die Häuser dunkel, und hier sprechen die Leute so, wie ich spreche. Und ich bin ausgestiegen, weil ich einen Augenblick allein sein, dir nicht meine Rührung zeigen wollte.“ „Du bist gerührt?“ „Ja. Ich freue mich, daß ich wieder zu Hause bin, ich war all' die Schönheit und den blauen Himmel ein wenig leid.“ Kopfschüttelnd, ohne zu antworten, steuert der junge Mann das kleine Auto nordwärts, auf Oberhausen zu. „Und all die

schneeweißen Berge, die Seen, diese sauberen Dörfchen, ich hätte es keine zwei Tage mehr ausgehalten, und diese Barockkirchen da unten, soviel Gold, soviel Gips, soviel liebevolle Engel; nein, ich freue mich, wenn ich heute abend mit dir im Kintopp sitze, weißt du, in dem alten, unten an der Ecke der Bochumer Straße.“ „Ausgerechnet in dem?“ „Ausgerechnet in dem, in dem will ich sitzen und will die Leute riechen, und nachher will ich ein Bier und einen Schnaps trinken in der Kneipe unten an der Ecke zum Wiehagen.“ „Da?“ „Ja, da. Ich will so richtig wissen, daß ich wieder zu Hause bin. Und am Sonntag will ich auf den Fußballplatz gehen und auf die Kirmes auf der Wiese hinter Stratmanns Haus, ich will. . .“ „Langsam“, sagt der Mann am Steuer, „langsam. . .“ „Ich will zu Großvater gehen, in seinen Schrebergarten hinter der Kokerei, will sehen, ob die Tomaten reif geworden sind und die Kaninchen fett. Und er muß mir erzählen, ob die Tauben, die er nach Brüssel geschickt hat, alle zurückgekommen sind. Und ich werde mich von Tante Else zum Kaffee einladen lassen und das ganze Klatsche und Geklöne anhören, über Anita und Willi und. . .“ „Werde mir nur nicht romantisch“, sagt der junge Mann lächelnd. „Ich will ja nur wissen“, sagt die junge Frau, „daß ich wirklich zu Hause bin.“ Langsam steuert der ruhige junge Mann das Auto durch Oberhausen.“

Als Heinrich Böll 1957/58 diese Episode niederschrieb, zeigte er sich beeindruckt vom Revier: „Ungeheure Intelligenzen werden in Bewegung gesetzt, um die Kohle zu nutzen und um den Nachwuchs zu sichern, der unter Tage den kostbaren Stoff fördert. Eine permanente Völkerwanderung wird veranstaltet, um des Menschen willen, der



unter Tage durch seine Arbeit möglich macht, daß über Tage die Zukunft beginnen kann.“ Und er zitierte die Bergbauwanderung des Jahres 1867, die mehr Lebensqualität verhieß: „Zu jeder Wohnung gehören etwa drei bis vier Zimmer, die Decken sind drei Meter hoch. Jedes Zimmer ist also schön groß, hoch und luftig, wie man sie in den Städten des Industriebezirks kaum findet. Zu jeder Wohnung gehört ein sehr guter und trockener Keller, ferner ein geräumiger Stall, wo sich jeder sein Schwein, seine Ziege oder seine Hühner halten kann. So braucht der Arbeiter nicht das Pfund Fleisch oder seinen Liter Milch kaufen. Vor jedem zweiten Haus liegt auch ein Vorgärtchen, in dem man Blumen oder noch Gemüse ziehen kann. Wer es am schönsten hat, bekommt eine Prämie.“

#### **Mit Stall und Garten**

1813 zählte die Gutehoffnungshütte (GHH) in Oberhausen gerade 162 Beschäftigte, 1847 waren es schon 2000, und der Bedarf an neuen Arbeitskräften, die jetzt auch auswärts angeworben wurden, nahm kein Ende. Die ersten Pläne des Direktors der „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel Huyssen“ (später GHH), Wilhelm Lueg, Arbeitersiedlungen anzulegen, sind schon 1836 nachweisbar. Aber erst acht Jahre später entstand als Folge der Eisenbahnbau-Konjunktur die älteste Arbeiter-Siedlung im Ruhrgebiet: Eisenheim. Wie es dazu kam, läßt sich im GHH-Werkarchiv nachvollziehen: „Die GHH ging in ihren Planungen davon aus, möglichst nur Ein- und Zweifamilienhäuser zu schaffen, zudem meist noch mit getrenntem Eingang zu jeder Wohnung. Diese Häuser sollten in Form von Siedlungen angelegt werden und ihre ei-

genen Kirchen und Schulen, Verkaufsanstalten, Badehäuser und Kindergärten erhalten. Mit Grund und Boden verfuhr die GHH großzügig: Grünanlagen sollten die Siedlungen auflockern, die einzelnen Häuser nicht zu dicht aneinander liegen und zu jeder Wohnung noch ein kleiner Stall und ein Garten kommen. Auf diese Weise war dem Mitarbeiter nicht nur menschenwürdiges Wohnen, sondern zugleich ein Lebensraum geschaffen, der ihm und seiner Familie weiterhin eine enge Verbundenheit mit der Natur sicherte. Nur kurz war der Weg zu ihrem Arbeitsplatz; sie konnten sich mehr als bisher ihrer Familie oder dem Garten widmen. Sie gewannen eine neue Heimat. Ihnen drohte nicht mehr die Gefahr, wandern zu müssen, von Werk zu Werk, von Stadt zu Stadt.“ Ganz uneigennützig war diese Wohnungsfürsorge des Unternehmens nicht, hielt sie doch die Fluktuation der Beschäftigten niedrig.

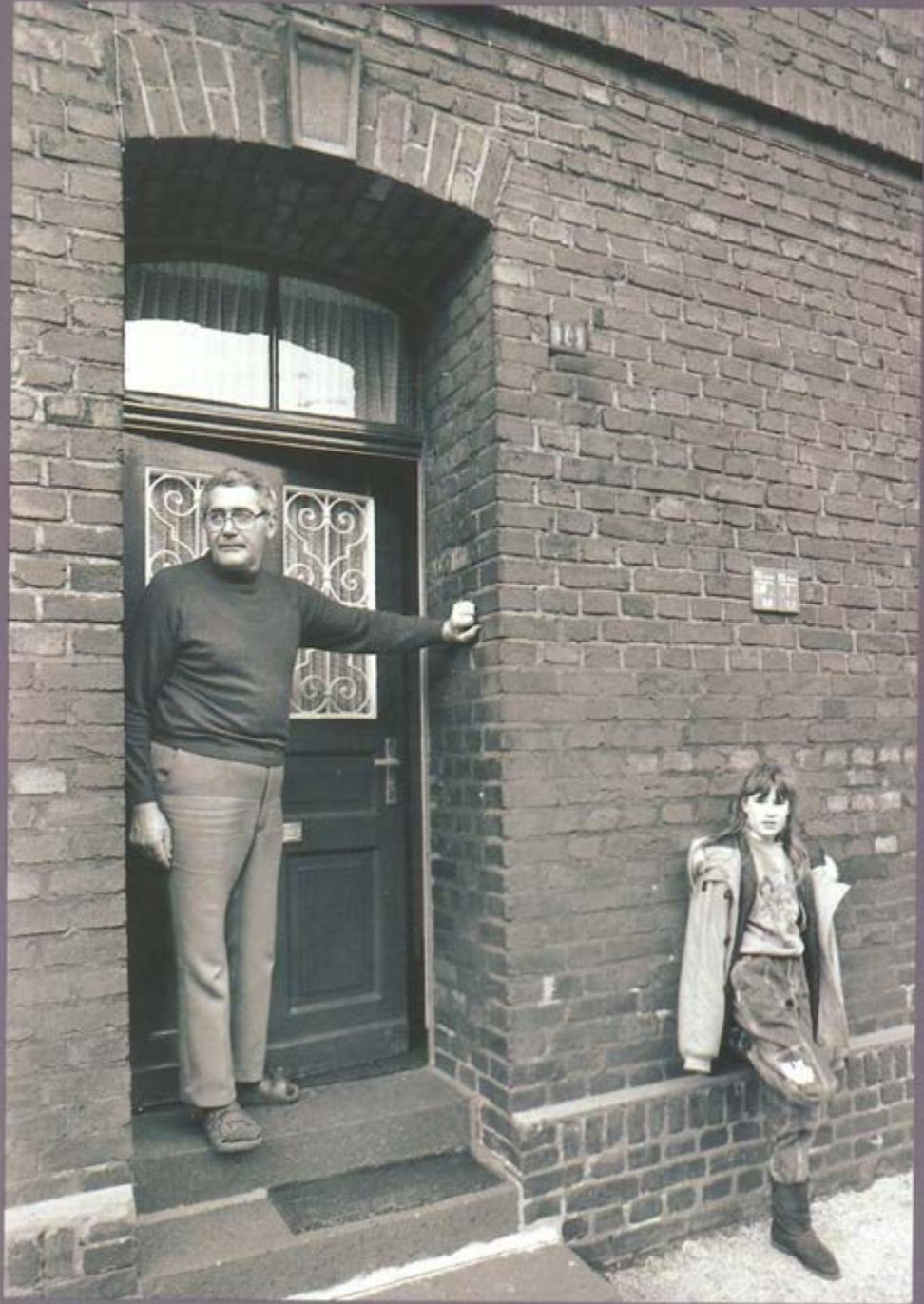
Die Siedlung Eisenheim umfaßte zunächst 20 Häuser, überwiegend ein- und zweigeschossig mit insgesamt 58 Wohnungen. Jede Wohnung hatte drei oder vier Räume und besaß ihren eigenen Eingang. Außerdem erhielt jede Familie einen Stall und etwa 200 bis 300 Quadratmeter Gartenland, das unmittelbar an das Haus anschloß. Gegen geringe Pacht konnte man in der Nähe zusätzlich auch noch Ackerland bekommen, so daß die Wohnungsinhaber von Eisenheim durch eigenes Kleinvieh und eigene Bodenerzeugnisse ihre Lebenshaltungskosten senken konnten. 1874 hieß es in einem Bericht der GHH: „Der Umstand, daß zu je vier Wohnungen eine Haustür führt, daß je zwei Wohnungen auf demselben Flur liegen und daß Keller und Dachgeschoß für vier

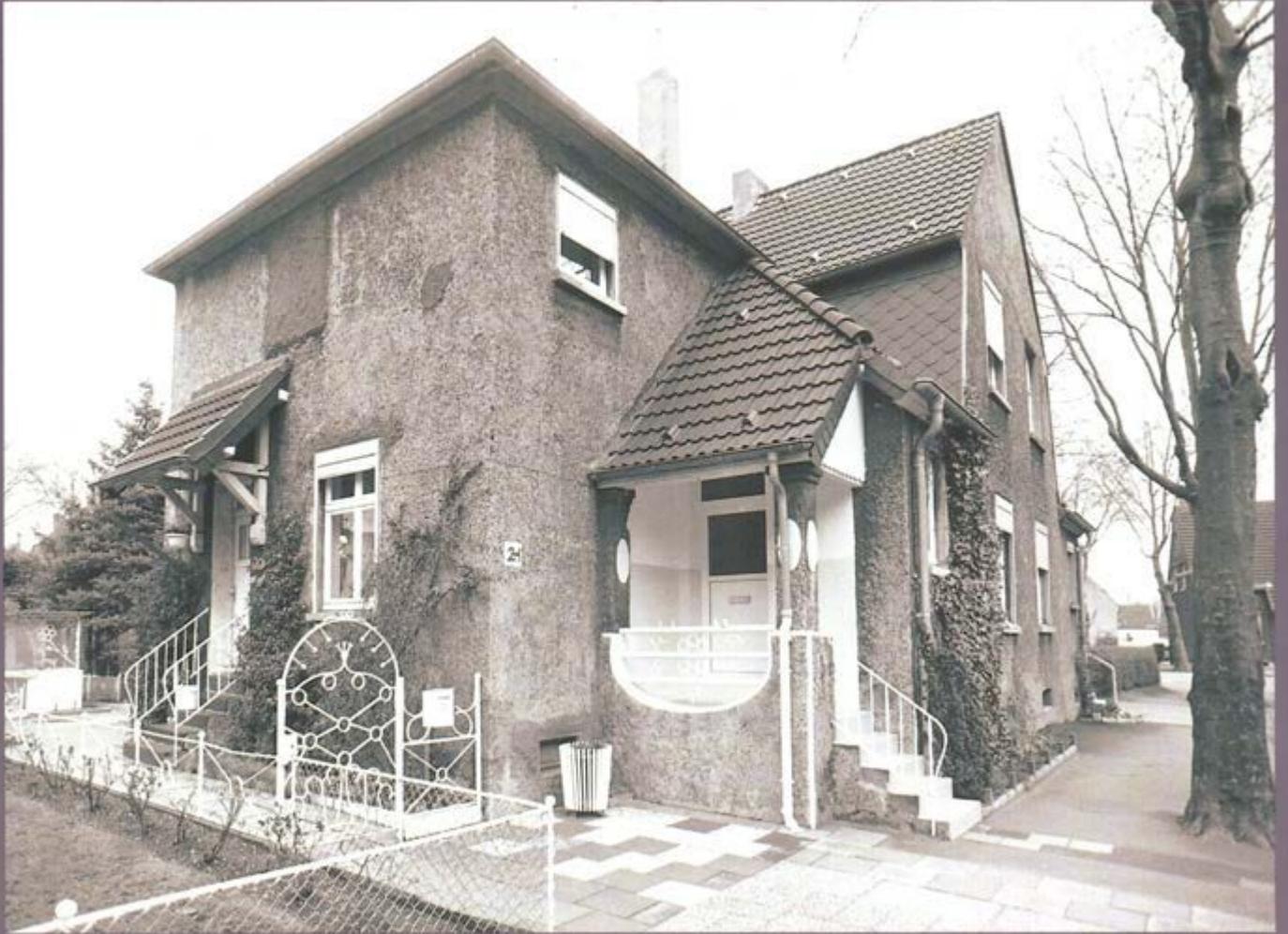
Wohnungen gemeinschaftlich sind, erschwert die Auswahl der Familien, die daselbst friedlich zusammenleben können.“ Die GHH nahm eine Kurskorrektur vor und führte das Vierfamilienhaus mit Kreuzgrundriß ein (1872 auf der Wesselkampstraße 35), das vier voneinander unabhängige Wohnungen mit jeweils eigenem Eingang unter einem Dach zusammenfaßt.

#### **„Rettet Eisenheim“**

Die Regierung in Münster genehmigte den Siedlungsnamen „Eisenheim“, über den es 1959 in der GHH-Werkzeitschrift hieß: „Noch heute ist der Name ein Begriff in der Stadt Oberhausen. Und selbst wenn die letzten Häuser der Siedlung verschwunden sein sollten, wird sicherlich weiterhin der Straßenbahnschaffner die Haltestelle ausrufen: Eisenheim!“ So weit kam es zum Glück nicht. Der Aufschrei „Rettet Eisenheim“ der Bewohner und Denkmalschützer zur Rettung der Siedlung vor der Spekulation (seit 1972) war das Signal für das Entstehen etlicher Bürgerinitiativen in Arbeitersiedlungen, die lange Zeit unbeachtet geblieben waren. Vielleicht hatte dies daran gelegen, daß wir alle gewohnt sind, den Repräsentationswert von Architektur in der Antike, im Mittelalter, in der Renaissance oder im Barock zu sehen. Es ist offensichtlich, daß zu der Epoche, die man zu hegen und pflegen bereit ist, eine verhältnismäßig große zeitliche Distanz liegen muß. So ging aus dem Kampf um den Erhalt von Eisenheim auch der Denkmalschutz als Sieger hervor.

Neben Eisenheim (1844–1901) zeichnete die GHH als Bauträger verantwortlich für die Werksiedlungen Knappenviertel (1858–1900), Dunkelschlag (1900–1910),











Ripshorster Straße (1899), Stemmersberg (1900–1919), Neu-Oberhausen/Werkstraße (1900–1929), Weierheide (1904–1912), Hiesfeld/Sterkrade (1904–1910), Mathildensstraße (1910), Dellwig (1906–1910), Vondern (1906–1914), Gerschermannhof (1907–1913), Hühnerheide (191–1913), Am Grafenbusch (1911–1924) und Jacobi (1912–1928). Die Concordia Bergbau AG war Bauträger für die Bebelstraße (1874–1875), Parallelstraße (1898) und Lirich (1902–1914), die Zeche Alstaden für Am Ruhrufer (1872–1910) und Rehmerstraße (1870–1905), Vieille Montagne (Altenberg) für die Gustavstraße (1892–1907), die Oberhausener Glasfabrik für die Schmelzstraße (1914) und die Aktiengesellschaft für Hüttenbetrieb Meiderich für Am Franzkamp (1912).

In ihrem Buch „Das unbekannte Oberhausen“ würdigten Janne und Roland Günter u. a. die Kolonie Vondern und die Siedlung Jacobi, die „zu den schönsten im Ruhrgebiet zählen“. Über die Kolonie Vondern heißt es dort: „Ganz englisch, nimmt sie viele Anregungen der englischen Gartenstadt-Idee von Ebenezer Howard auf. Ihre Qualitäten: parkartig gewundene Straßen, unregelmäßig gestellte Häuser, mit einfachen Mitteln versetzte und variierte Wohnungstypen sowie Nischen, Vordächer und Treppen vor dem Eingang schaffen vielfältige Szenerien.“ 1912 ließ die GHH von einem der besten europäischen Architekten, Bruno Möhring, mitten in der Siedlung (Glückaufstraße) das Kinderhaus erbauen; es konnte 1975 vor dem Abbruchhammer gerettet werden. Die Arbeitersiedlung Jacobi besitzt eineinhalbgeschossige Reihenhäuser mit schönen Eingangsszenerien in holländischer Tradition, ein Ledigenheim, im

Volksmund „Bullenkloster“ genannt, und eine Schule.“

### Wie im Gefängnis

1972 erzielten Bielefelder Fachhochschulstudenten unter Leitung von Prof. Roland Günter mit ihrem Studienobjekt Eisenheim eine übertragende Resonanz. Sie gelangten zu dem Schluß: „Wir haben erfahren, warum sich die Eisenheimer nicht wie eine Ware anderswo deportieren lassen wollen. Wohnung ist für sie das Gewohnte; psychisches Selbstbewußtsein und das Wissen, daß die sozialen Bindungen zu Freunden und Nachbarn tragfähig sind. In der Industrielandschaft wird dauernd verlegt, abgerissen und umgebaut. Das kann man mit Industrieprodukten machen. Aber: kann man das auch mit Menschen und Wohnungen so handhaben? Dürfen Menschen wie Waren verschoben und ausgetauscht werden? Müssen sie sich willenlos und geduldig fügen, wenn ein Grundbesitzer sie wie Tauben auf dem Dach verjagt? Ist die Austauschbarkeit der Leute schon instrumentalisiert? Die Leute würden vielleicht die Wohnung als Behausung tauschen, aber nicht den Stadtteil als Beziehungsgeflecht. Auch nicht die Nachbarn gegen anonyme Nebenleute. Bergarbeiter in Eisenheim konnten uns mehrere Fälle von pensionierten Kollegen schildern, die nach dem Umzug aus Eisenheim in eine Neubausiedlung in weniger als drei Jahren völlig vereinsamt starben.“ Aus Interviews mit Eisenheimern: „Warum will man denn Eisenheim abreißen? Hochhäuser findest Du gut? Hör mal, da bist Du wie im Gefängnis. Ich kann heute auf die Straße gehen, ich komme aus der Tür und stelle mich vorn an der Ecke, ist so meine Art. Dann ist da der alte Rudi Rech, da kommt der alte Schu-

mann. Nicht, Helmut, das ist im Hochhaus nicht mehr drin. Da sind 60 Familien drin, eingezwängt. Mein Bruder wohnt im Hochhaus, der kennt zehn Familien von 60. Ja, das ist noch viel.“

Wie sehr die Menschen an „ihrer“ Kolonie hängen, weiß man nicht erst, seit Johann Grohnke 1987 „Geschichten aus dem Dunkelschlag“ niederschrieb und u. a. an den „Schweinemord“ erinnerte: „Etwa ein Jahr lang hatte man den Dicken gehegt und gepflegt, sich bemüht, ihn dick und kugelrund zu füttern. Er wurde immer zutraulicher, hörte aufs Wort und war bereits ein wertvolles Mitglied der Familie. Wenn man ihn auf seinem haarigen Rücken kratzte, dann grunzte er zufrieden, wackelte freundlich mit seinem Ringelschwänzchen und schaute nach, ob was in den Trog geschüttet wurde. Unser Dicker, die Drei-Zentner-Sau. Nun war es soweit, und er sollte den traurigen Weg gehen, den allen Fleisches von drei Zentnern gehen: er sollte ermordet werden.“ Die Moritat: „Vor kurzem grunzte noch die Sau/zufrieden in des Stalles Bau/doch der Hammer ward geschwungen/dreimal hat es hohl geklungen/„Hermann“ auf die Rübe klopfte/Papa ihn dabei auch noch foppte/Aus ist nun eine Schweineleben/und die „Kerls“ sich einen heben/Die „Bröskes“ nach dem Blute lechzte/Rehacks Taube auf dem Dache krächzte/Schaurig ging es morgens zu, doch die Seele hat nun Ruh'/Alles ist recht bald vergessen/und der Dicke wird gefressen.“

Ganz so heil ist die Welt auch in den Kolonien heute nicht mehr, doch ihr städtebaulicher Stellenwert ist gewachsen. Ende 1985 beauftragte die Stadt das Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund mit der Erarbeitung einer

Studie über „Arbeiten und Leben in Oberhausen“. In ihrem drei Jahre später vorgelegten Abschlußbericht finden sich über das „Leben in der Siedlung“ folgende Passagen: „Alle Familien, mit denen wir gesprochen haben, leben in einer Zechensiedlung und heben dies auch als positives Moment der Wohnqualität hervor. Zwar habe sich, bezogen auf den Zusammenhalt der Familien und die gemeinsamen Unternehmungen im Wohnviertel gegenüber „früher“ viel verändert, aber gute Nachbarschaft und ein „Sich-Verlassen-können“ auf nachbarschaftliche Hilfe existiert auch heute noch. Als einen besonders positiv bewerteten Aspekt heben die Familien in den Zechenhäusern hervor, daß man dort „immer etwas zu basteln habe“ und daß man sich durch die Eigenarbeit das Haus weitgehend nach seinen Wünschen ausstatten könne. Hinzu kommt, daß zu den Häusern auch jeweils ein Stück Garten gehört, was die Wohnqualität deutlich verbessere.

### **Besondere Welt**

Zwei Probleme werden im Zusammenhang des Wohnens in einer Bergbausiedlung genannt: einmal die Überalterung der Siedlungen, was vor allem für die Spielbedürfnisse der Kinder draußen ein Problem darstellt, und zum andern die Unsicherheit über das Verfahren bei einer möglichen Privatisierung dieser Häuser. Es gebe immer häufiger Auseinandersetzungen, wenn die Kinder draußen spielen und dabei etwas Krach machen würden. Auf die Privatisierungsvorhaben der Wohnungsbaugesellschaft reagieren die Familien sehr unterschiedlich. Während es für einzelne sicher ist, daß sie ihr Haus kaufen würden, wenn es möglich wäre, betonen viele, daß sie dort

niemals so günstig wohnen könnten wie jetzt zur Miete.

Die Intensität der Wohnungsnutzung geht tendenziell zurück; die Wohnbedürfnisse der Jüngeren haben sich in diesem Punkt entscheidend verändert. Die neuerliche Nachfrage Jüngerer, insbesondere Jungverheirateter nach Zechensiedlungshäusern hat seinen Grund sicherlich zum einen in den niedrigen Mieten, zum andern in dem Bedeutungsgewinn von Gärten, Grün und Ruhe für Wohnqualität, allerdings mit ganz anderem Nutzungsinteresse am Garten. Ihr Einzug in Zechenhäuser verändert die Siedlung weiter. Sie werden (noch) weniger Kinder haben, und sie ziehen schon ein mit Umbauvorstellungen, mit einem ungleich höheren Raumbedarf. Nachbarschaftlichkeit früher war neben positiven Aspekten auch geprägt von einem Fehlen an Privatsphäre, an gesicherter Intimität. Es ist offenkundig nicht leicht, die damalige, von der Elterngeneration noch erlebte „Zwangs-Dichte“ nachbarschaftlicher Kontakte zu überführen in eine wirklich befriedigende selbstbestimmte Nachbarschaftskultur. Zugleich bestand die „besondere Welt“ der Zechensiedlungen auch in dem sehr engen Zusammenhang einer Notgemeinschaft, in der sich das unter Tage erforderliche unbedingte Aufeinander-verlassen-können über Tage fortsetzte; Hilfe und Beistand bei Unglücken und Notfällen hieß dies auf der einen Seite, auf der anderen bedeutete dies eine emotionale Bindung, die etwa in dem Satz ausgedrückt wird: „Wen man unten erlebt hat, den kennt man“.

Das Leben in der Siedlung hat für unsere Gesprächspartner unbezweifelbar Attraktivität. Für Elterngenerationen ist es der Ort, den sie

nicht verlassen wollen, Kristallisationsbereich von Familie und sozialer Heimat. Die Dauerhaftigkeit, letztlich Lebenslänge dieser Wohnperspektive weckt Gestaltungswünsche: sich so einzurichten, wie man das möchte: für den gewünschten Komfort durch Eigenarbeit selbst zu sorgen, dort etwas einzubauen, hier etwas zu verschönern. Aus diesem Grund wird auch ein Zechenhaus einer Mietwohnung vorgezogen. Diejenigen, die auf Mietbasis in einem Zechenhaus wohnen, gingen aber ebenfalls immer schon von einer Dauerhaftigkeit ihres Bleibens aus: sie haben unendlich viel Ideen, Arbeit und, auf die Jahre gesehen, Geld in die Modernisierung und Verschönerung dieser Häuser investiert, „als wären es ihre“. Deshalb haben sie subjektiv bei einer möglichen, von ihnen erwarteten, aber nicht gewünschten Privatisierung dieser Häuser kaum eine Wahl: wenn sie das Haus nicht übernehmen, würden sie insbesondere für ihre Kinder alles verlieren, was sie an Persönlichem in das gemeinsame Heim gesteckt haben: viele Jahre ihres Lebens.“

Die Dortmunder Gutachter gelangten zu dem Schluß: „Einer weiteren Privatisierung wird zeitverschoben, aufgrund der abnehmenden Beschäftigungsperspektiven im Bergbau für die nachwachsende Generation, eine soziale Entthomogenisierung der Bergmannssiedlungen folgen. Die sich verändernden Siedlungen werden kein homogener sozialer „Schicksalszusammenhang“ mehr sein, sondern ein vermutlich angenehmer Ort zum Leben.“ Grund genug für Gesellschaften, Stadtplaner, Denkmalschützer und Kommunalpolitiker, weiterhin ihre schützende Hand über die Kolonie zu halten.

# „ICH GEH' MAL EBEN ANNE BUDE“

*Trinkhallen –  
ein Stück Revierkultur*

**HELMUT STOLTENBERG**

„Du, Muttern? Ich geh' mal eben anne Bude“, ruft Vaddern beim Rausgehen noch – und schwupp, ist er auch schon weg. Die Bude an der Ecke gehört zum alten Kohlenpott genauso wie der recht eigenwillige Jargon, der zwischen Emischer und Ruhr gesprochen wird. Die ehemalige „Wiege der Ruhrindustrie“ mit Fördertürmen und Feuern ohne Bude? Nein, das wäre ein Unding – einfach unvorstellbar. Nirgendwo auf der Welt gibt es so einen Plüsch- und Kramladen. Die Bude ist weder ein Tante-Emma-Laden noch ein Supermarkt. Die Bude an der Ecke ist ein Kohlenpott-Syndrom – eine Philosophie für sich. Eigentlich ist sie ein Ding für sich, das man nicht erklären kann, denn die Bude ist ein Stück Kultur im Revier.

Woher sie kommt, vermag eigentlich niemand so recht zu sagen. Aber bereits zu Beginn des Jahrhunderts tauchte sie an den Werks- und Zechentoren sowie in den Arbeiter-

vierteln auf. Meistens war es ein kleiner Holzverschlag, grün angestrichen, mit einer Seitentür und einem Guckloch als Verkaufsfenster drin. Hier traf man sich auf dem Weg zur Arbeit oder nach Feierabend. Ein Schöpken, Priem und Tabak, Zigaretten und Bonbons haben den Anfang gemacht. Aber dann war Muttern noch da, die den Pott Margarine vergessen hatte, oder der am Sonntag Pfeffer und Salz ausgegangen waren. Wie sollte der Braten da noch gut geraten?

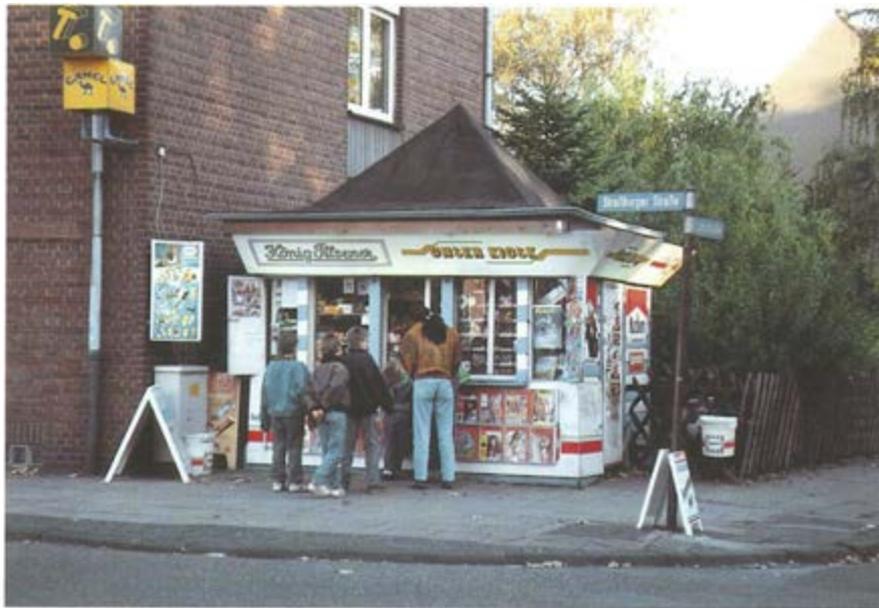
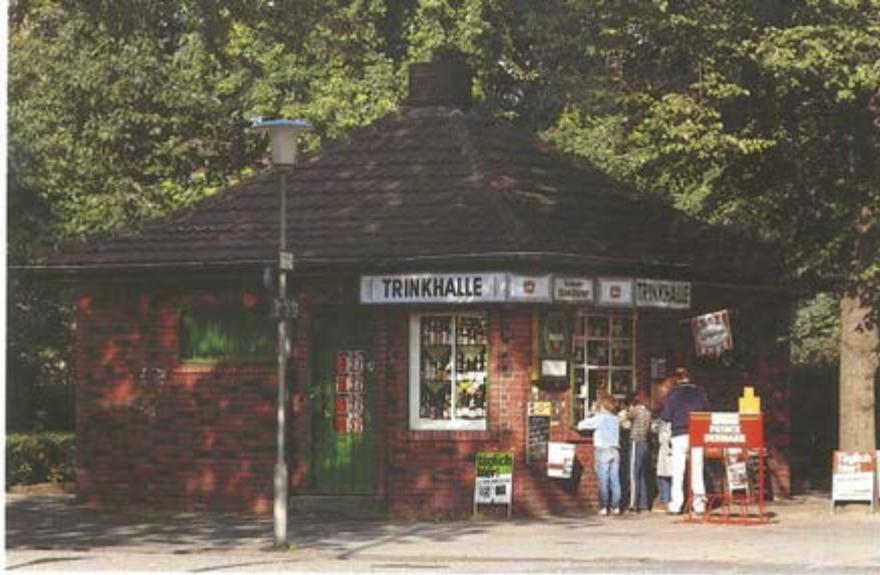
Es war in den 20er Jahren, als die Buden im gesamten Ruhrgebiet so richtig Fuß faßten. Das Ladenschlußgesetz hatte sie mit ins Leben gerufen, denn nach Feierabend war es „Feierabend“ mit dem Einkaufen. So kamen findige Köpfe auf die Idee, „hinter der Tür“ die Schlußzeit doch noch zu umgehen.

In Oberhausen gab es in der Nachkriegszeit fast an jeder Ecke eine Bude. Sie hat Wiederaufbau-Charakter, denn wer sich in den 50er Jah-

ren auf dem kaufmännischen Sektor selbständig machen wollte, der ging mit einer kleinen Bude mit Pappdach in die Startlöcher. Heute hat so mancher Selbständige – jedenfalls nach außen hin – diese Zeit der kleinen Geschäfte vergessen, als man noch für drei Pfennige einen Handrücken Salmiakpastillen bekam, oder für zehn Pfennige drei Eckstein-Zigaretten durch die offene Scheibe gelangt wurden. Aus dem Leukoplast-Bomber, der hinter der „Trinkhalle“ stand, so hoch war der Name schon im Kohlenpott-'Adel' gestiegen, wurde oft ganz schnell eine dicke Limousine.

Doch drehen wir die Zeit ein wenig zurück. In den 20er und 30er Jahren gingen Soleier, Rollmöpse und saure Gurken bzw. Tabakwaren und Klarer en masse durch die kleinen Fenster. An der Trinkhalle Steeb an der Ecke Grenzstraße und Alte Bahn (heute Styrumer Allee) traf man sich gerne zu einem abendlichen Plausch. Heute haben sich leider zu viele Nichtseßhafte dort „seßhaft“ gemacht. Vor dem Krieg hatte „Onkel Jan“ an der heutigen Mülheimer-/Ecke Josefstraße für die „Blagen“, wenn der Pfennig nicht reichte, stets ein Herz und griff schon mal in die Bonboniere.

Am Bahndamm der Ecke Lettow-Vorbeck-/Wilhelm-Gustlow-Straße (heute Parallel- und Ruprechtstraße) stand die Bude der Familie David. Dort sah es zu dieser Zeit nicht anders aus. Auch die Familie Geiger, die am Lipperheidebaum für die Hüttenarbeiter zuerst in einer Holzbaracke an der Essener Straße ein wohlfeines Domizil hatte, ließ die Kumpel nicht zu kurz kommen. Gleiches galt dann auch für das spätere Lokal „Lipperheidebaum“ auf der gegenüberliegenden Seite. So erinnern sich viele Oberhausener, Sterkrader und Osterfel-



Die „Bude“ gehört überall zum Stadtbild. – Bei „Theissen am Eck“ in Holten (unten).

der an den Treffpunkt Bude, der für den kleinen Mann zumeist am Abend das Leben bedeutete.

Erinnern kann sich auch Tante Mimi Beckehoff in Oberhausens ältestem Haus an der Dienststraße 120. Erbaut „Anno 1732“ steht an dem braun-weißen „Hexenhäuschen“. „Früher habe ich hier mal eine Gaststätte mit einem Gartenlokal ge-

habt. Als die Leute dann in den 50er Jahren zuviel aus dem Gartenlokal mitgehen ließen, habe ich meine Trinkhalle aufgebaut.“ In Biefang ist „Mimi“ mit ihren 81 Jahren das „Non-plus-ultra“, sie ist die Nummer Eins schlechthin. Allein die Anekdoten, die sie kennt, würden ein Buch füllen. Wenn sie z. B. erzählt, daß ihr Ur-Großvater für seine 13 Kinder an dieser Stelle nicht zuerst eine Unterkunft, sondern einen Stall für die Pferde, Kühe und Schweine gebaut hat. Sie selbst hat das bäuerliche Leben von der Pike auf gelernt. Einen Pferdewagen zu lenken, verstand sie genauso gut, wie mit Traktor und Pflugschar endlose Furchen zu ziehen. Sie ist zudem gelernte Kauffrau, der man aufgrund ihrer guten Leistungen nach einem Jahr die weitere Lehrzeit ersparte. So ist es kein Wunder, daß Tante Mimi aus ihrem kleinen Fenster heraus so manchem Kunden viele gute Ratschläge geben kann.

#### „Mutter mit Herz“

Bei „Theissen am Eck“ in Holten schmiegt sich an der Bahnstraße an das altehrwürdige Gasthaus eine kleine grüne Bretterbude. Hier hat die 63 Jahre junge Brigitte Maaß-Kulinski ihr Domizil. Die Frau, die nie Zeit hat, die immer auf Achse ist und die für alle ein offenes Ohr hat, sieht ihre Trinkhalle zwar jeden Tag von kurz vor vier Uhr in der Früh' bis mittags, wenn ihre Tochter Rademacher sie dann aber abgelöst, dann „is Muttern wech“. Die Trinkhalle bei „Theissen am Eck“ ist nämlich mehr als eine Bude. Sie ist der Treffpunkt für Wohnungsvermittlungen, Bekanntschaften, Arbeitsplatzsuche. Brigitte Maaß-Kulinski ist in Holten am Markt die „Frau für alles“. Die Leute, die zur Ruhrchemie zur Arbeit gehen oder Feierabend haben, die Menschen, ge-



die zum Wochenmarkt gehen oder von da kommen, sie alle suchen Rat bei ihr. Ein jeder hofft, daß ihnen bei ihrer „Mutter mit Herz“ geholfen wird. So hat sie denn auch für ihre lieben Kunden stets ein offenes Ohr, ein waches Auge dafür, was rund um diese kleine Bude herum passiert. Für Holten ist dieser kleine „grüne Punkt“ ein lebendiger Lebensnerv, ein Kommunikationspunkt „erster Sahné“, wie auch die jungen Leute sagen.

Karl-Heinz Gielens (58) Vater hatte schon 1910 an der Rosenstraße in Lirich eine Trinkhalle. Der Sohn etablierte sich später an der Duisburger Straße gegenüber von Babcock. So mancher „Babcöcker“ ver-

*Zwei beliebte Kramläden an der Landwehr (o.) und bei „Mimi“ Beckehoff in Biefang.*



sorgte sich hier mit seiner Tagesration. Was die Buden und Trinkhallen betrifft, sieht Karl-Heinz Gielen allerdings nicht rosig in die Zukunft. „Die Supermärkte und die umgestellten Einkaufsgewohnheiten der Kunden lassen die Kleinen sterben“. Hoffentlich behält er nicht recht, denn von den einst rund 2000 Buden in der „Wiege der Ruhrindustrie“ gibt es heute nur noch knapp 300.

Übrigens, Vadder, der zum Anfang dieser Geschichte „mal eben zur Bude“ ging, ist wieder nach Hause gekommen. Es hält sich aber hartnäckig das Gerücht, daß einige Ehemänner diese Gelegenheit nutzten, um für immer Fersengeld zu geben – und dann hatte man wieder etwas zum Tratschen an der kleinen grünen Bude, an der Ecke, die nach jeder Seite und für jeden auch noch nach Feierabend offen ist. . .

# ZAUBER MIT QUEUE UND KUGEL

*Billard:  
Handwerk am grünen Tuch*

**MICHAEL PETRYKOWSKI**

*Frühjahr 1957. Landesmeisterschaft Freie Partie, 1. Klasse. Gegner sind Alfred Schmitz (Billardfreunde Altenessen) und Leo Reiter (BC Krone Oberhausen). Reiter beginnt. Nach wenigen Stößen liegen die Bälle richtig für die amerikanische Serie. Reiter spielt konzentriert, ungehemmt, erreicht 100, 200, 300 Points. Keine Nervosität, keine Anzeichen von Erschlaffung. Die 400 sind überschritten. Und Reiter zaubert weiter, als habe Besessenheit ihn ergriffen. Im Saal knistert es vor Spannung, den Zuschauern stockt der Atem: Sollte es Reiter gelingen, die Partie vom Anstoß weg zu gewinnen?*

Billardexperten wissen es selbstverständlich. Leo Reiter (†) schaffte es und war damit der erste deutsche Spieler, der die Traumserie von 500 Punkten in Folge hinlegte. Erst im Jahre 1960 wurde dieser phantastische Rekord eingestellt. Als Wilhelm Bodson, ehemaliger Vorsitzender des Billardverbandes Nie-

derrhein und einer der alten Recken aus der Oberhausener Billard-Szenerie, das bis dato einmalige Ereignis so anschaulich schilderte, da gab es in der Tat allen Grund, den Sport mit Queue und Kugeln gebührend zu feiern. Oberhausener Spieler errangen Meistertitel in Hülle und Fülle, die Stadt war zu jener Zeit sogar Ausrichter der Europameisterschaften im Einband. Mit dabei war auch das Billardwunder aus Belgien, der unvergleichliche Champion René Vingerhoed, der bei dieser Gelegenheit einen weiteren Titel mit nach Hause nahm. Wilhelm Bodson hatte wohl recht, wenn er damals abschließend kommentierte: Oberhausen ist eine Billardhochburg!

Eine Hochburg sollte unsere Stadt auch in den folgenden zwei Jahrzehnten bleiben. Genau zwölf Monate nach dem kolossalen Triumph des Lirichers Leo Reiter, also im Jahre 1958, wurde der Billardkreis Oberhausen ins Leben gerufen. Die-

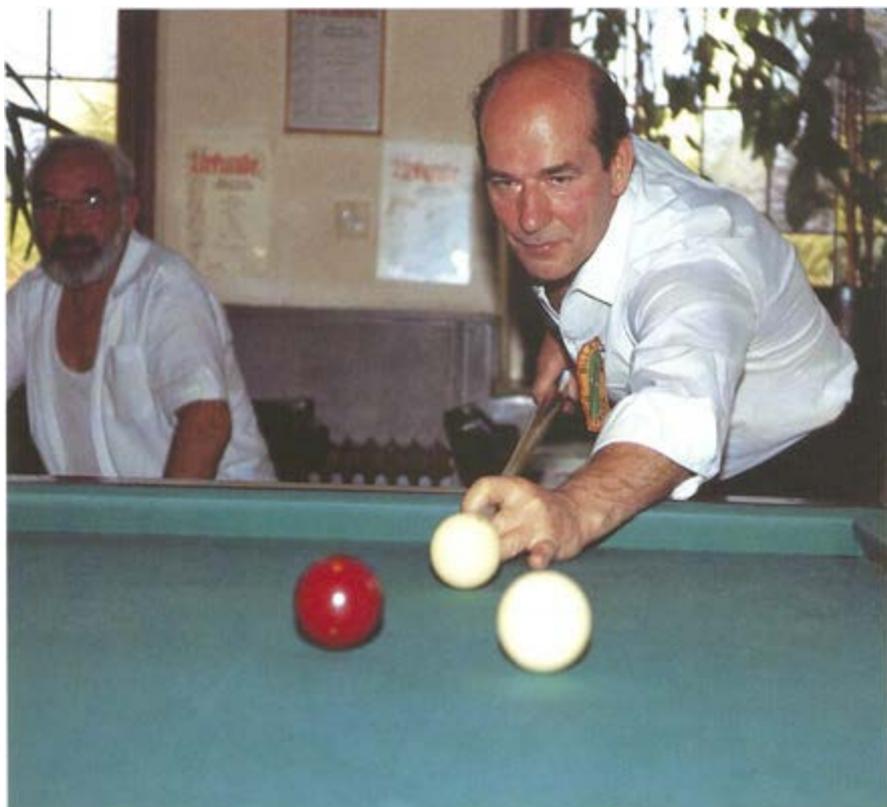
ser Zusammenschluß wurde zugleich eingetragenes Mitglied im Landesverband Niederrhein und natürlich im Deutschen Billardbund. Und nur ein Jahr später gab es den nächsten schönen Erfolg zu vermelden: Der BC Grün-Weiß-Rot mit den Spielern Canders, Kucharzewski, van Jaarsfeld, Dohrenbusch und Dickmann holte sich die Deutsche Meisterschaft im Cadre 35/2.

Übrigens: Historisch nachweisbar ist das Spiel um Geschick und Konzentration in Oberhausen etwa ab dem Jahr 1925; was nicht heißen soll, daß nicht schon vorher auf Wettkampfebene gestoßen wurde. Halbwegs konkrete Konturen in der Organisation zeichneten sich aber erst nach dem 2. Weltkrieg wieder ab, als die Billard Sport-Gemeinschaft Groß-Oberhausen das Geschehen am grünen Tisch bestimmte. Für reichlich Publicity in Sachen Billard, gekoppelt mit entsprechenden Erfolgen, sollten dann die Jahre nach 1960 sorgen, zu Zeiten, als der berühmte Oberhausener Vereins-Gastronom Walter Siepe (†) als Vorsitzender die Geschicke des Billardkreises lenkte. Elf Vereine nahmen in jenen Tagen den Kampf um Punkte an den „Brettern“ auf.

Männer der absoluten Weltklasse unter den Queue-Artisten waren schließlich zu Beginn der 70er Jahre in hiesigen Breiten zu bestaunen. Zum Beispiel der Berliner Dieter Müller, der auch heute noch zu den besten Dreiband-Spielern der Welt gehört, oder Klaus Hohse aus Bochum, der sich vor allem in den Cadre-Disziplinen europaweit einen Namen gemacht hat. Dieser Schmaus für die Augen der Zuschauer war dem BF Sterkrade Heide zu verdanken, der im Jahre 1972 in die höchste deutsche Spielklasse

aufstieg. Mit Lindner, Siebert, Selke, Schaar, Dohrenbusch und später auch mit Jungtalenten wie Matuscak und Ritzkat konnte der Verein vier Jahre lang Bundesliganiveau repräsentieren, bevor 1976 der bittere Abstieg in die Oberliga notwendig wurde. Geldmangel war die Ursache.

Parallel mit dem Aufstieg der Könner an drei Kugeln ging zu Beginn der 70er Jahre eine Entwicklung einher, die in „richtigen“ Billardkreisen wohl niemand allzu ernst nahm. Vornehmlich in Kneipen machten sich Tische mit sechs Löchern breit, in die es viele bunte Kugeln zu versenken galt. Pool-Billard hieß das aus Amerika stammende Kind, die leicht zu begreifenden Regeln machten den Ableger für die Masse attraktiver. Puristen hingegen lehnten dankbar ab. Die ersten



*Die Mannschaft des Dreiband-Klubs „Ruhrfähre“ – der älteste Billardverein in Oberhausen.*

Vereine schlossen sich in der Folgezeit zusammen – so um die 20 mögen es in der Anfangsphase gewesen sein –, die Spieler maßen ihre Fertigkeit in locker gestalteten Wettkämpfen. Professioneller wurde es, als sich der 1. PBC Oberhausen dem Verband Rhein-Ruhr anschloß, der sich heute Pool Billard-Verband NRW nennt.

### **Spielklasse Bundesliga**

Nicht nur dieser Club, der heute noch in Sterkrade zu Hause ist, machte seiner Erfolge wegen häufig von sich reden. Für Schlagzeilen sorgte auch der starke PBC Zur Landwehr: 1983 Beitritt in die Riegen von Rot-Weiß Oberhausen als eigenständige Abteilung, 1988 der erlösende Absprung. RWO hatte





sich als sinkendes Schiff entpuppt, gemeinsam mit den Handballern gingen die Pooler von Bord. Heute firmieren die Aktiven unter dem Namen BC Oberhausen und spielen in der Bundesliga; inzwischen der einzige Verein in Oberhausen, der dieses hohe Niveau für sich beanspruchen kann. Mit welchem Emblem sie sich auch immer schmückten, eines steht fest: In den 80er Jahren waren die Oberhausener der erfolgreichste Verein in der Bundesrepublik.

Eine der schillerndsten Figuren von Beginn an war Günter Geisen, neunmaliger Deutscher Meister, Vizeeuropameister und Teilnehmer bei den Pool-Weltmeisterschaften

*Die Sportanlage im Bero-Zentrum. –*

*Die Weltmeisterschaft im Cadre 71/2 fand 1962 zur Eröffnung der Luise-Albertz-Halle statt.*

1991 in Las Vegas. Pool-Spieler war Geisen nicht immer, das Handwerk mit Queue und Kugeln hat in er in den klassischen Disziplinen von der Pike auf gelernt, sogar bis zum Stadtmeister in der Freien Partie hatte er es gebracht. Entscheidende Impulse für den Fortschritt im Vereinsleben der Pooler gingen ferner von Peter Börgers aus, der auch heute noch dem 1. PBC Oberhausen vorsitzt, und natürlich von Fred Jacobs, der es mittlerweile zum Vorsitzenden des Deutschen Poolbillardbundes gebracht hat.

Zurück zu den Freunden des klassischen Billards. Sie können ihre Stadt sicherlich nicht mehr als Hochburg ihres Sports begreifen, lassen aber dennoch Queues und Köpfe nicht hängen. Die ganz großen Zeiten sind halt zunächst einmal vorbei. Mit rund 250 Spielern, die in 14 Vereinen organisiert sind, bilden sie aktuell den kleinsten





*1957 Traumserie von 500 Punkten: Leo Reiter (†). –*

*Die Pooler vom 1. PBC Oberhausen beim Wettkampf, oben Horst Gawlik in voller Konzentration.*



Kreis im Ruhrgebiet – was sich allerdings nur auf die Fläche bezieht. Auffällig im Vergleich mit den Poolern ist die Tatsache, daß die Damen der Schöpfung noch immer wenig Begeisterung für die „Klassik“ zeigen. Über Gründe läßt sich nur mutmaßen.

Absolut erstklassig kann sich keines der Teams mehr nennen, dennoch dürfen sich die Erfolge auch in niederen Gefilden sehen lassen. So stellt der BC Frintrop mit Horst Wiedemann den Landesmeister in der Freien Partie am großen Brett, und auch in der Königsdisziplin Dreiband sicherten sich die Aktiven von der Stadtgrenze in der 3. Landesliga den Mannschaftsmeistertitel. Ein starkes Spielerpotential stellen nach wie vor so traditionsreiche Clubs wie die Billardfreunde Stubbenbaum oder der BF Sterkrade, um nur einige zu nennen. Hervorzuheben sei noch das gute Abschneiden der Oberhausener Jugend-Billardeure, die bei den Ruhrolympiaden stets auf den ersten drei Rängen landeten.

#### **Guter Nachwuchs wandert ab**

Dennoch: Oberhausen leidet darunter, daß der begabte Nachwuchs gern in die Nachbarstädte abwandert. Dort nimmt Billard zum Teil einen anderen Stellenwert ein, es wird in höheren Klassen gespielt, und es gibt mehr Geld zu verdienen. Geld: auch in dieser Sportart inzwischen ein nicht mehr zu leugnender Aspekt. Und damit haben wir es mit einer Entwicklung zu tun, die auch Pool-Fachmann Günter Geisen beklagt. Wirklich gute Spieler, so weiß er aus eigener Erfahrung, können in Oberhausen einfach nicht gehalten werden. Talente gab es reichlich, an Sponsoren mangelte es immer. Darum hat es so manchen jungen Pooler in den Südwesten des Landes ver-

schlagen, weil dort die Bedingungen stimmen und die Moneten winken.

Auf der anderen Seite ist es mit dem Geldverdienen im Turniersport so eine Sache. Besser gesagt: Nicht jedermanns Sache. Denn der Zeitaufwand ist enorm, und vor dem Abkassieren steht auch im Billard die Investition. Günter Geisen weiß, wovon er spricht. Profi? Nein danke. Seit 16 Jahren versenkt er die Bälle mit schier unglaublicher Sicherheit, es ist immer eine Leidenschaft geblieben. Demnächst, so hat der Berufskraftfahrer und Vereinsvorsitzende überlegt, will er sein Glück vielleicht mal wieder auf der internationalen Bühne versuchen. Das kostet Zeit und Trainingsfleiß. So ist es beim Billard: Gleich in welcher Variante gespielt wird, wer einmal ganz oben mitmischen will, muß etliche Stunden des Tages dem grünen Tuch widmen. Und natürlich eine gehörige Portion Idealismus mitbringen, wie auch Geisens Kollegen von der klassischen Abteilung immer wieder betonen.

#### **Kluffen überwinden**

In diesen Reihen sieht man der künftigen Entwicklung nicht unbedingt pessimistisch entgegen. Es bewegt sich einiges. So gibt es beispielsweise erste Initiativen, um Kinder und Jugendliche verstärkt an den Sport heranzuführen. Der Leitgedanke: Raus aus den Kneipen, in Clubräumen oder sonstwie auf privater Ebene muß sich etwas tun. Dem schließen sich die Pooler bedingungslos an. Und damit beide Disziplinen vielleicht einmal die gleiche Sprache sprechen, sollen sich die Dachorganisationen schon im kommenden Jahr in der noch zu gründenden Billard-Union treffen. Dann soll es unter anderem darum gehen, die historisch gewachsenen

Kluffen zu überwinden, gemeinsam die Förderung des Billard-Sports voranzutreiben und sich auch nach außen hin besser in Szene zu setzen.

Schön, wenn dies gelänge, denn die jüngste Vergangenheit hat gezeigt: Billard, der süchtigmachende Zauber mit dem effettvollen Lauf der Kugeln, ist auch als Breitensportart unaufhaltsam auf dem Vormarsch. Aufmerksame Beobachter werden längst gemerkt haben, daß in Oberhausen ständig neue Möglichkeiten geschaffen wurden, um den Sport abseits des eher störenden Kneipenmilieus mit Stil und Atmosphäre genießen zu können. Man denke da nur an das Billard-Snooker-House mit seinem eleganten Intérieur, wo der amerikanische Pool-Weltmeister Earl Strickland in diesem Jahr eine Kostprobe seines Könnens ablieferte, oder an das großflächige Billard-Zentrum auf dem Bero-Gelände.

In diesen Einrichtungen findet auch der Hobby-Spieler hervorragende Bedingungen vor, um seine individuellen Möglichkeiten und Vorgaben voll auszuspielen. Es muß ja nicht immer gleich so „künstlerisch“ zugehen wie bei der Deutschen Meisterschaft im „billard artistique“ (Kunststoß), die der BC Rothebusch in diesem Jahr in den Vonderorter Revierpark holte. Denn wer Kopf- oder Peitschenstöße à la Norbert Schmidt oder Ralf Laakmann kopieren will, der kommt mit einer gelegentlichen Trainingspartie im Dämmerlicht wahrlich nicht aus. Und auch wenn die Mehrzahl der Billardfreunde niemals Spitzenniveau erreichen wird, so darf man den Fachleuten getrost Glauben schenken, wenn sie meinen: Wer einmal mit dem Billard angefangen hat, den läßt dieses Spiel nicht mehr los.

# PÜTT-KULISSE WEICHT NEUEN STRUKTUREN

*Nach 160 Jahren  
verabschiedet sich der Bergbau  
aus Oberhausen*

**FRIEDHELM VAN DEN MOND**

Eine Ära geht zu Ende. Wenn 1992 die Förderung auf dem Bergwerk Osterfeld eingestellt wird, gibt es in Oberhausen keine fördernde Schachanlage mehr. Bedingt durch die Strukturveränderungen im Bergbau werden dann nur noch etwa 1.500 Oberhausener Kumpel auf dem Nordschacht anfahren und im Verbundbergwerk Lohberg/Osterfeld ihrer Arbeit nachgehen.

Über 160 Jahre hat der Bergbau nicht nur das Profil Oberhausens entscheidend mitgeprägt, sondern durch den Bergbau und die Hüttenindustrie wurde Oberhausen ja erst zur Stadt und später zur Großstadt. Die Ära des Bergbaus begann 1850 mit der Gründung der Zeche Concordia AG. 1853 wurde die Zeche Oberhausen abgeteuft, 1855 die Zeche Roland, 1874/75 die Schachanlage Osterfeld. Um die Jahrhundertwende entstanden dann die Zechen Sterkrade, Hugo Haniel und Vondern, 1912/13 wurde „Ja-

cobi“ abgeteuft. Im südlichen Teil Oberhausens begann man 1855 mit dem Abteufen der Schachanlage Alstaden, die 1857 ihre Förderung aufnahm. All dies sind Namen von Bergwerken, die zu einem großen Teil schon der Geschichte angehören, die aber gleichwohl in ihrer Zeit die Geschehnisse unserer Stadt entscheidend mitgeprägt haben.

Für viele, die von der Tatsache betroffen sind, daß Osterfeld die Förderung einstellt, ja fast für alle wird dies einschneidende Veränderungen bedeuten. Sicher wird niemand entlassen. Viele werden in die sogenannte Anpassung gehen, andere verlegt werden zu einer anderen Schachanlage und 1.500 werden ja auf ihrem Arbeitsplatz bleiben.

Trotzdem, ich weiß, wovon ich rede, wenn ich sage, dies wird ein einschneidender Schritt sein. Ich erinnere mich noch gut, welche Gefühle mich beherrschten, als ich Ende 1972 zu meiner letzten

Schicht auf Alstaden angefahren bin, der Anlage, auf der ich 1947 als Lehrling meine erste Schicht fuhr. Fast 26 Jahre, davon mehr als 25 Jahre untertage, war ich dort beschäftigt. Wie viele andere habe ich auch die Arbeit oft verflucht. Die Arbeit in Dunkelheit, Hitze, Staub und Lärm. Trotzdem, diese Anlage war ein Stück meines Lebens geworden. Als ich am letzten Tag zum Schacht ging, die Strecken und Querschläge sah und wußte, die siehst du nie wieder, da kam mir dies wie ein Traum vor. Der Abschied, die Abschiedsfeier mit den Arbeitskollegen in der Kaue und in der in der Nähe der Zeche gelegenen Gastwirtschaft war vorbei. Als ich nach Hause kam, war mir, als hätte ich ein Stück meines Lebens aufgeben müssen, obwohl ich wußte, ich beginne am 2. Januar auf Osterfeld. Vielen, ja den meisten, ist es so wie mir gegangen, und so werden es auch die meisten bei der Schließung der Schachanlage Osterfeld empfinden.

Aber nicht nur der Verlust der vertrauten Arbeitsumgebung ist eine einschneidende Veränderung. Ei-

*Diese Tafel an der Behrensstraße erinnert an die Bergbauergangenheit im Oberhausener Süden.*



gentlich noch viel gravierender ist das, was im unmittelbaren Umfeld der Betroffenen vorgeht. Fehlen werden den von der Stilllegung Betroffenen so vertraute Geräusche, an die beispielsweise ich mich im Zusammenhang mit meinem Berufsleben gewöhnt hatte: Morgens um 5.15 Uhr, deutlich am Schritt zu erkennen, wußte ich, ohne auf die Uhr zu schauen, es wird Zeit für dich, der Kollege, der in deiner Straße wohnt, ist schon auf dem Weg zur Zeche. Ohne auf die Uhr zu schauen, wußte ich, es muß gleich 20 Uhr sein, wenn das Knattern des Mopedmotors zu hören war, mit dem ein Arbeitskollege, der ständig um 20 Uhr seine Schicht begann, auf dem Weg zur Arbeit an der eigenen Wohnung vorbeifuhr.

Auch auf den Straßen war der Schichtwechsel eigentlich immer zu erkennen. Gegen 22 Uhr erwachte, wenn die Mittagsschicht zu Ende war, noch einmal Leben auf den Straßen in Alstaden. Kurz vor 24 Uhr gingen die Kollegen zur Arbeit, die die 24-Uhr-Schicht hatten.

All' das wird mit der Schließung der Zeche Osterfeld für die Kollegen im Umfeld der Zeche und in



*Längst verfliegen: der Dampf der Kokerei Osterfeld (oben). –*

*Strukturwandel: Wo früher in Alstaden Koble gefördert wurde, ist heute ein Neubaugebiet in attraktiver Wohnlage entstanden.*



den Siedlungen ein Ende finden. In einigen Jahren werden sich dort ganz neue Strukturen bilden. Auch Nichtbergleute werden in die Siedlung ziehen. Der Anteil der Rentner, der Frührentner, nimmt zu. Menschen, die auf einmal Zeit ha-

ben und diese Zeit sinnvoll nutzen wollen. Nach einigen Jahren wird auch beim Treffen in der Gastwirtschaft oder auf der Straße nicht mehr die Arbeit das Thema sein, das im Mittelpunkt der Gespräche steht, sondern ganz andere Dinge, die vielfach dann keine gemeinsamen Dinge mehr sind, werden Gesprächsgegenstand sein.

Auch das Wohnumfeld wird sich verändern. Wer hätte sich bei der Schließung der Schachanlage Concordia schon vorstellen können, daß auf dem Zechengelände Concordia II/III einmal das Bero-Center entsteht, die Hans-Sachs-Berufsschule, das Berufsförderungswerk des Landes Nordrhein-Westfalen und etwa 10 bis 15 Jahre nach Schließung von „Concordia“ mit der City-West auch eine völlig neue Siedlung. Gleiches gilt für das Gelände der ehemaligen Zeche Alstaden. Nach langem Ringen und schweren Abwägungsprozessen ist dort ein städtebauliches Kleinod entstanden. Auf diesem ehemaligen Betriebsgelände wurden die Siedlung der Gesellschaft „Das familienfreundliche Heim“ und die Werkbund-Siedlung gebaut, die für viele Menschen inzwischen neue Heimat geworden sind, eine Heimat mit hoher Lebensqualität. Nur die Namen Hauerweg und Steigerweg erinnern noch an die bergmännische Vergangenheit dieses Geländes.

Die beiden Beispiele City-West und Zechengelände Alstaden sind für mich aber auch beispielhaft, wie aufmerksam Kommunalpolitik solche Veränderungen angehen muß. Während es auf dem Gelände der Zeche Alstaden nachbarschaftliche Schwierigkeiten durch die Bautätigkeit in Gruppenselbsthilfe so gut wie nicht gab, das nachbarschaftliche Umfeld von Anfang an stimm-

te, ist der Bau der City-West eigentlich ein Beispiel dafür, wie man es nicht machen sollte. Obwohl all' das, was Städtebauer in Sachen Infrastruktur von einem stark verdichteten Neubaugebiet fordern, in der City-West von Anfang an vorhanden war, nämlich Kindergärten, Einkaufsmöglichkeiten und

*Auf dem Gelände der Zeche Concordia stehen heute u. a. das Berufsförderungswerk und das Bero-Zentrum. –*

*Blick auf die Zeche Sterkrade und den Nordschacht an der Stadtgrenze zu Dinslaken (rechte Seite). –*





die Nähe zur Stadt, hat sich Nachbarschaft nur in einem mühsamen Prozeß über Jahre hinweg herausgebildet. Der Bezug so vieler Wohnungen in ganz kurzer Zeit durch Menschen, die sich bis dahin nie kannten, mußte über eine längere Zeit hinweg zu Schwierigkeiten führen, da ein nachbarschaftliches Verhältnis sich in so großen Siedlungen so schnell nicht bilden kann.

Kommunalpolitik ist also auch gefordert, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und bei den Aufgaben, die konkret vor uns stehen, beispielsweise die neue Nutzung des Kokereigeländes Osterfeld, des Geländes der Schachtanlage Osterfeld und in einigen Jahren ja sicher auch der Randbereiche des Zechengeländes der Zeche Sterkrade, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die neue Nutzung dieser Flächen nicht nur den Stadtentwicklungskonzepten entspricht, sondern auch verträglich ist für die Menschen, die in dieser Umgebung wohnen.

Wenn nach 160 Jahren Bergbau in Oberhausen 1992 diese Ära zu Ende geht, dann geht auch ein Teil unserer Geschichte zu Ende, der die Stadt und die Menschen in ihr mitgeprägt hat. Wir wollen und dürfen diesen Teil unserer Geschichte sicher nicht in Vergessenheit geraten lassen. Wir müssen auch aus diesem Teil unserer Geschichte lernen. Wir dürfen aber darüber den Blick nicht verlieren, daß Oberhausen auch ohne den Bergbau eine Zukunft haben muß, daß die Menschen, die in Oberhausen leben, hier gerne leben, und daß für die Menschen, die in Oberhausen leben, Arbeitsplätze geschaffen werden müssen, die es ihnen ermöglichen, mit ihrer Arbeit ihre Familien zu ernähren und ihre Zukunft zu gestalten.



# NICHT GESELLSCHAFTS- FÄHIG? ABER HALLO!

*Die „Missfits“:  
Vom Putzgeschwader zum besten  
Frauenkabarett der Republik*

**BERT GIESCHE**

Am Anfang war die Halle. Die schmutzige Kräusselhalle in der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg, in der jahrzehntelang der Schweiß geflossen war und die nun nichts-nützig leerstand. Anno 1983 rückten neun an Theater und Leben interessierte Frauen mit Eimer und Besen in das Gemäuer ein, um die Spinnweben wegzufegen und innerhalb des damals florierenden Kulturzentrums Altenberg ihre eigene, kleine Spielstätte zu eröffnen. Der denkwürdige Einsatz des Putzgeschwaders war, auch wenn es damals keine der Beteiligten ahnte, die Geburtsstunde der Missfits, die sich als freie Theatergruppe seit dieser Zeit in immer kleiner werdender Besetzung bundesweiten Ruhm erspielt haben. Die Oberhausenerinnen Stefanie Überall (32) und Gerburg Jahnke (36), das ‚übriggebliebene‘ Duo, gelten nach jahrelanger knochenharter Arbeit als kulturelles Aushängeschild unserer Stadt und haben, das ist gegen Ende

des 20. Jahrhunderts noch wichtiger, den Sprung zum Dauergast auf den TV-Bildschirmen geschafft.

Ihre ersten Spuren verdienten sich die Jung-Schauspielerinnen allerdings nicht in ihrer heimischen Halle, sondern auf den Straßen und Plätzen Frankreichs: 1984 starteten sie eine wagemutige Tour durch das Nachbarland, um je nach Bedarf in den verschiedensten Sprachen ihren engagierten Erstling „Küß mich, Romeo“ aufzuführen, der zwei Clowns mit verblüffender Treffsicherheit vorführen läßt, warum manche Menschen – auf gut deutsch gesagt – einfach zu blöde sind, die Liebe zu finden. „Es war eine harte Zeit, wir hatten kaum Geld und mußten morgens spielen, um uns ein Frühstück leisten zu können“, erinnert sich Gerburg nicht ohne Wehmut. Inzwischen können sie sich dreimal am Tag Rührei mit Schinken bestellen, ohne vorher auch nur einen Finger krumm machen zu müssen, das

nennt man dann wohl etabliert. Der Weg zur Spitze war für die GSO-Kunstlehrerin Steffie und die büro-, fabrik-, post- und uni-erprobte Überlebenskünstlerin Gerburg steinig, aber steil: „Küß mich, Romeo“ sickerte auf bis heute ungeklärten Wegen in das komplizierte Geflecht der alternativen deutschen Kulturszene und machte Furore: Plötzlich riefen irgendwelche Leute an, die irgendwie gehört hatten, daß es irgendwo ein ‚Frauen-Clown-Theater‘ gab. Da die Damen-Crew mit dem abgewandelten klassischen Liebhaber in anderthalb Jahren die stolze Zahl von 150 Aufführungen erreichte, zeigten sich bald erste Auflösungserscheinungen: Jutta Jahnke, Gerburgs Schwester, wechselte zu den „Fliegenden Bauten“ nach Berlin, Regine Bürger verlegte sich auf ein Film- und Theaterstudium, Barbara Gross wechselte die Fronten und gab fortan Theater-Kurse.

## **Improvisations-Theater**

Zu fünft stellten die Missfits, die sich ihren Namen in Anlehnung an den Monroe-Film „Misfits, nicht gesellschaftsfähig“ gegeben hatten, 1985 dann ihr zweites Werk „Unheimlich Heimlich“ auf die Beine, das zwei Monate in der Kräusselhalle für Hochbetrieb sorgte. Die unkonventionelle Collage von fünf verschiedenen Frauenschicksalen, bühnenbildnerisch mit einer raffinierten Türen-Konstruktion umgesetzt, rief extreme Reaktionen beim Publikum hervor und veranlaßte Veranstalter von nah und fern, einmal anzuschellen. Trotz alledem hatten Steffie und Gerburg, die ihr tägliches Frühstück mittlerweile als Journalistinnen verdienten, damals noch Zeit, ihr schon legendäres, mitternächtliches Improvisationstheater in der Altenberg-Kneipe aufzutischen: Jeder Besucher durfte



*In voller Pracht erblühen die Missfits auf diesem Foto des Mülheimer Multi-Künstlers Harald Hoffmann. Das Damen-Duo beweist in seinen Programmen aber auch ausgesuchten Mut zur Häßlichkeit.*

Worte, die ihm so gerade in den Sinn kamen, in den Raum werfen. Die Missfits zauberten dann in Sekundenschnelle einen Sketch aus dem Hut, in dem beispielsweise ein Zahnarzt, ein Flugzeug und Woody Allen aufzutauchen hatten.

Trotz oder vielleicht auch wegen des steigenden Popularitätsgrades

schrumpften die Missfits weiter und fanden sich eines schönen Tages nur noch als Trio zur Probe ein. 1986 entstand folgerichtig die „Partie zu Dritt“, die erstmalig ein Profi, der argentinische Regisseur Norbert Presta, in Szene setzte. Bis dahin hatten die Theater-Amazonen, selbst ist die Frau, größere und kleinere Kleinigkeiten allein in die Hand genommen, von der Maske bis zur Pressearbeit. Die „Partie“ setzte auf einem riesigen Schachbrett das Leben dreier „Damen“ (Greta, Romy und Ingrid) in geometrische Gesetzmäßigkeiten um: Weibliche Wesen spielen mit- und gegeneinander, am Ende gibt es keinen Gewinner, nur Verlierer, halt wie im richtigen Leben. „Wir waren wohl die ersten, die es wagten, so offen auf der Bühne den Kampf zwischen den Frauen zu zeigen“, blickt Steffie zurück.

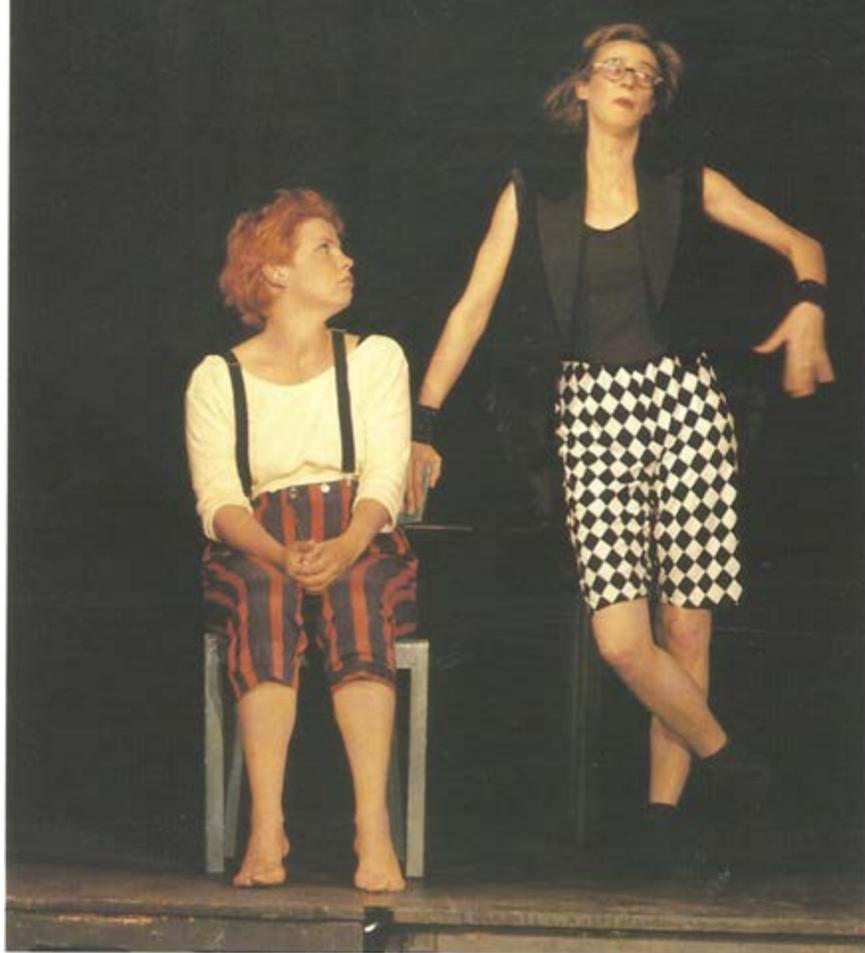
1987 hieß das Motto erst einmal ‚back to the roots‘, mit den „Drei Musketieren“ kehrten die Akteurinnen auf die Straße zurück. Doch auf dem harten Pflaster, das die Welt bedeutet, brachen lange schwelende Konflikte aus: Das Trio verkleinerte sich zum Duo Steffie/Gerburg, das nur kurz am Scheideweg stand und schon bald konsequent in Richtung Profitum abbog. Sie heuerten kurzerhand beim Wittener Kinder- und Jugendtheater an, sahen sich plötzlich nicht mehr am späten Abend mit aufgeschlossenen Freunden alternativer Kultur, sondern in den frühen Morgenstunden mit Scharen von Dreikäsehochs konfrontiert, die gnadenloser als Kulturkritiker sein können und Gerburg (Aschenputtel) und Steffie (böse Schwester) Nerven wie Drahtseile abverlangten: „Dieser Job bedeutete eine wichtige Erfahrung für uns, die Kleinen waren ein höchst anspruchsvolles Publikum“.

### SFB-Satirefest

Nach der Exkursion auf die Bretter des Kindertheaters klingelte wieder einmal schicksalhaft das Telefon, am anderen Ende der Leitung meldete sich die damalige Oberhausener Gleichstellungsbeauftragte Petra Eberhardt-Becker, die gerne 'mal ein von Geschlechtsgenossinnen produziertes Stück zum Thema Frauensprache sehen und hören wollte. Die Missfits landeten mit dem auch sprachwissenschaftlich wertvollen Werk „Eine Frau ist eigentlich ein Mann, nur ein weiblicher!“ einen Volltreffer, der die Erfolgslawine endgültig ins Rollen brachte. Auch Till Öllerking, aus Leipzig übergesiedelter Kunst-Agent, schloß sich den damals im „Druckluft“-Haus auftretenden Damen an und brachte sie beim renommierten SFB-Satirefest in Berlin unter, mit dem die Missfits nun erstmalig über die Mattscheiben der Republik flimmerten, wenn vorerst auch nur in den dritten Programmen.

Anfang '89, zu diesem Zeitpunkt war das „Wunschkind“ in Vorbereitung, eine Bühnenversion von Erich Hackels Erzählung aus dem spanischen Bürgerkrieg, lief eigentlich alles wie am Schnürchen, doch die Missfits plagte wie so viele Künstler ein übergroßes, existenzbedrohendes Problem: Sie hatten keinen Probenraum, da das kontaminierte Altenberg-Zentrum längst die Pforten geschlossen hatte. Obwohl Kulturamtsleiter und Missfits-Fan Horst Wunderlich sich nach Kräften mühte, war lange Zeit in den Oberhausener Stadtmauern kein passendes Plätzchen zu finden. Die Missfits spielten mit Abwanderungsgedanken, landeten aber erst einmal in einem gerade leerstehenden Raum im Bero-Zentrum.





*Harte Arbeit ist bei den Auftritten der Missfits angesagt. Auch im Blaumann stehen sie ihre Frau, wie diese Szenen beweisen.*

*Völlig überfordert von Leben und Liebe zeigt sich hier 'mal wieder Gerburg Jahnke (l.). Stefanie Überall dagegen weiß Bescheid.*

Im Oktober '90, das Duett hatte auch das Medium Hörfunk längst erobert, folgte dann die im Bochumer Kulturzentrum Bahnhof Langendreer uraufgeführte Revue „Eine Frau in den besten Jahren“, nach der die Missfits von der Presse zum allerersten kulturellen Highlight im Ruhrgebiet erhoben wurden. Mit den lose aneinandergereihten Erlebnissen der verschiedensten Frauentypen (Mutter, Prostituierte, Geliebte, Rentnerin) brachten die beiden Gestik, Mimik, Witz und Sprache auf den Punkt. Sie erlaubten sich, mit der Schwäche und Dummheit ihrer Geschlechtsgenossinnen schonungslos umzugehen, gaben aber keine eindimen-

sionalen Regieanweisungen für das alltägliche Leben zwischen Feminismus und Frustration. Die Sketch-Sammlung gratwandert zwischen hemmungslosem Klamausk und emotional aufgeladenen Passagen: Wenn Gerburg im schwarzen Abendkleid verloren auf der Bühne die Ballade „Ich will dich nie mehr wiedersehen“ anstimmt, möchte Mann/Frau am liebsten gleich mitheulen. Zur Beruhigung der halben Menschheit: Mit dieser deutlichen Absage ist nur ein einzelner Missetäter gemeint, auch Gerburg weiß: „Ohne Männer geht's nicht“.

#### **Sonnenfenster**

„Eine Frau in den besten Jahren“ war auch deshalb so durchschlagend, weil kompromißlose Professionalität hinter der Show steckte. Jutta Jahnke, die ihrer Schwester

auch die Wäsche wäscht und dafür sorgt, daß sie vor dem Frühstück nicht raucht, organisierte eine perfektwitzige Ausstattung (unnachahmlich das quietschfarbene Strandkleid mit den je nach Ozonlage zu öffnenden Sonnenfenstern), der Mülheimer Multi-Künstler Harald Hoffmann komponierte und steuerte ziemlich gelungene Promotion-Fotos bei.

Bereut haben sie bislang nichts, auch wenn die zahllosen 16-Stunden-Schichten an ihrer Substanz zehrten, bereut haben sie höchstens, daß sie im Vergleich zu ‚gelernten‘ Schauspielern relativ spät angefangen haben. Und die Missfits wären nicht die Missfits, wenn sie sich nun auf ihren Lorbeeren ausruhen würden: Den Sommer über drehten sie beim SFB – die Hauptstädter scheinen sowieso ihre größten Fans zu sein – die komödiantische Vorabend-Serie „Hühnerfieber“, im März '92 wollen sie mit dem „Frauengipfel“ 20 Jahre deutscher Frauenbewegung in die Mangel nehmen. Doppelnamige Emanzen alter Schule sollten sich schon einmal warm anziehen, denn Steffie verspricht glaubhaft: „Das wird ein echter Rundumschlag.“ Daß sie bei der für Mitte des Jahres 1992 geplanten Wiedereröffnung des mittlerweile einigermaßen giftfreien Zentrums Altenberg mit von der Partie sind, ist Ehrensache. Ihr allergrößter beruflicher Wunschtraum ist jedoch ein eigener abendfüllender Spielfilm, in dem sie ihren Vorbildern Helge Schneider, Dick und Doof oder Doris Day (Steffie: „Als FRAU in ihren Filmen sehr witzig“) nacheifern könnten. Da Oberhausen auf dem unaufhaltsamen Weg zur Medienhochburg ist, sollte dies in den kommenden Jahren ja eigentlich kein Problem sein.

# START MIT SIEBEN ANSCHLÜSSEN

*In Oberhausen begann 1886  
das Telefonzeitalter*

## DIETRICH BEHREND

In der Oberhausener Postgeschichte gab es vor 125 Jahren ein für die Verbesserung der Nachrichtenübermittlung wichtiges Ereignis: In dem 1858 – also vor der Gründung der Gemeinde Oberhausen – errichteten Postgebäude am Bahnhof nahm am 1. November 1867 die Telegrafestation der Post mit zwei Morseleitungen und zwei Morseapparaten ihre Tätigkeit auf. Wem die Briefpost zu langsam war, der konnte jetzt ein Telegramm aufgeben; eine Möglichkeit, von der vor allem die Oberhausener Industrie regen Gebrauch machte. 1874 – Oberhausen zählte gerade mal 10 000 Einwohner – gingen von hier aus fast 9 500 Telegramme in die weite Welt, wurden 12 200 Telegramme von auswärts zugestellt. Erst 1889 gaben die Oberhausener auch Stadttelegramme auf: 54 „lokale Depeschen“ wurden registriert. Die Nachfrage nach Stadttelegrammen blieb auch später gering. Denn inzwischen gab es ein

neues, wesentlich schnelleres Kommunikationsmittel: das Telefon.

Den ersten Hinweis auf den 1877 von Generalpostmeister Heinrich von Stephan in Deutschland eingeführten öffentlichen Telefondienst im Bereich des heute auch für Oberhausen zuständigen Fernmeldeamtes Duisburg findet sich in der Rhein-Ruhr-Zeitung vom 15. 1. 1885 unter „Locales“ Duisburg: „Die Fernsprech-Einrichtung Duisburg/Ruhrort ist heute eröffnet worden. Sie hat bisher hier 47, in Ruhrort 8 Anschlüsse erhalten. Die Zahl der aufgestellten Apparate ist etwa 70, die der Elemente (Batterien) 700. Die Anlage, mit welcher unter der Oberaufsicht des Herrn Telegrafenaufbauers Eulenberg aus Crefeld Anfang September begonnen worden ist, funktioniert vortrefflich.“

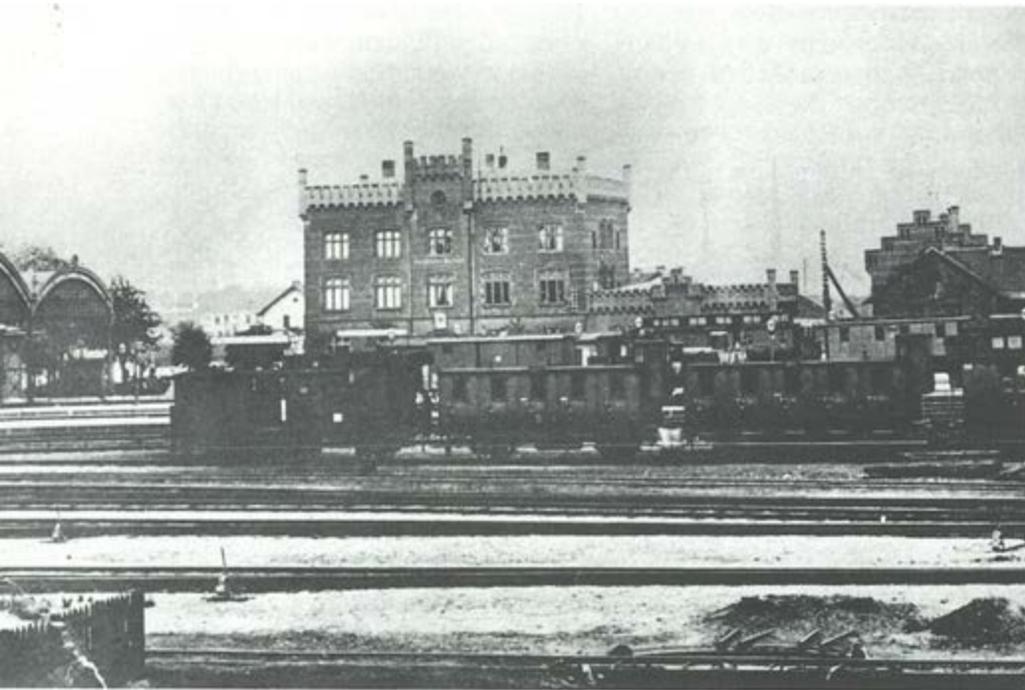
Ein Jahr vorher hatten sich mehrere Ruhrgebietsstädte, besonders aber die Bergbaugesellschaften um

den Aufbau eines Telefonnetzes bemüht, wie es zu diesem Zeitpunkt bereits im oberschlesischen Industriebezirk existierte. Auf Verlangen der Post mußten sich die Interessenten mit 50 000 Goldmark an den Herstellungskosten beteiligen. Die Montage des rheinisch-westfälischen Bezirksnetzes war am 15. November 1886 abgeschlossen. Damit konnten die ersten Ferngespräche zwischen Duisburg, Ruhrort, Oberhausen, Mülheim, Essen, Bochum und Dortmund geführt werden.

In der aufstrebenden, inzwischen auf etwa 21 000 Einwohner angewachsenen Industriestadt Oberhausen begann das Telefonzeitalter am 25. Oktober 1886, als in der Telegrafendienststelle der Post die „Allgemeine Stadt-Fernsprecheinrichtung“ mit sieben Teilnehmern in Betrieb ging. Die Oberhausener Vermittlungsstelle war auch für die Orte Sterkrade, Styrum, Alstaden und Neumühl zuständig. Die Gutehoffnungshütte, andere Werke und Behörden waren die ersten Fernsprechteilnehmer. In der Pionierzeit des Telefons galt selbst Wohlhabenden ein privater Wohnungsanschluß als nicht zu verantwortender Luxus. Immerhin kostete das Telefonvergnügen damals 200 Goldmark im Jahr, eine Summe, die dem Monatseinkommen eines hohen Beamten entsprach.

### **Zuerst „Männer vom Amt“**

In den ersten Vermittlungsstellen sorgten nur Männer für die gewünschten Verbindungen, eine Tätigkeit, die im Stehen zu erfolgen hatte. Das „Fräulein vom Amt“ tauchte erst ab 1894 auf. Dieser von der Post vorgenommene Geschlechtswechsel ist nicht etwa als Zeichen früher Emanzipation zu werten, sondern hatte sachliche Gründe: Die weibliche Stimme ging angeblich verständlicher über



*In der „Postburg“ am Bahnhof ging vor 125 Jahren die Telegrafstation mit zwei Morseleitungen in Betrieb. 1886 begann hier für Oberhausen das Telefonzeitalter. Die „Allgemeine Stadt-Fernsprecheinrichtung“ startete mit sieben Teilnehmern. Diese erste Vermittlungsstelle war auch für die Orte Sterkrade, Styrum, Alstaden und Neumühl zuständig. Das bereits 1858 errichtete, mit seinen Zinnen an eine Burg erinnernde Postgebäude wurde 1894 erweitert und bis zur Fertigstellung des neuen Postgebäudes 1915 mehrmals umgebaut.*

den damals noch stark schnarrenden Draht. Die Telefonleitungen waren zunächst oberirdisch geführt. Weil die Drähte gegenüber Witterungseinflüssen sehr störanfällig waren, begann die Post noch vor der Jahrhundertwende mit der Verlegung von Erdkabeln.

Bis 1898 stieg die Zahl der Telefonanschlüsse in Oberhausen auf 100 an, Privatanschlüsse blieben aber weiterhin die Ausnahme. Den Luxus eines Fernsprechapparats im Haus konnten sich nur wenige

Bürger in unserer Stadt leisten. 1898 stellte die Oberhausener Vermittlungsstelle erstmals mehr als eine Million Verbindungen her, am Ort und nach auswärts. An Fernsprechgebühren kamen 22 303 Mark und 64 Pfennig ein. Ein Jahr später konnte die Post den ersten öffentlichen Fernsprecher anbieten.

**Nummer 1 für Louis Duesberg**  
Sterkrade erhielt nach der Jahrhundertwende die erste eigene Vermittlungsstelle; in sie wurden die Teilnehmer aus der selbständigen Bürgermeisterei (mit den Gemeinden Sterkrade, Buschhausen und Holten) umgeschaltet. Das erste Sterkrader Teilnehmerverzeichnis – „Fernsprech-Anschlüsse Vermittlungsamt Sterkrade“ – findet sich im Adreßbuch der Bürgermeisterei von 1904. Nach diesem Verzeichnis gab es damals in Sterkrade 62 Fernsprechanschlüsse mit leicht zu behaltenden Rufnummern: ein- bzw.

zweistellig. Die Eisengießerei von Louis Duesberg (heute Ludwigs-hütte) hatte die Nummer 1. Das war der Werksanschluß, privat war der Fabrikant unter der Nummer 31 zu erreichen. Eduard Blumberg aus der Steinbrinkstraße hatte die Nummer 2, Kaufmann Arnold Wiebus die 3. Wer die 5 wählte hatte die Gutehoffnungshütte an der Strippe.

Das im Kriegsjahr 1915 fertiggestellte neue Oberhausener Postamtsgebäude an der Ecke Paul-Reusch- und Poststraße nahm auch die Telegraphenbauabteilung Oberhausen auf. Hier konnten 1927 die ersten Selbstwähleinrichtungen für den Ortsverkehr geschaltet werden. Durch die Aufgabe der handbetriebenen Ortsämter wurde das Telefonieren noch schneller und bequemer. Die Sterkrader Vermittlungsstelle folgte erst 1932.

Als 1929 durch die Zusammenlegung mit Sterkrade und Osterfeld Groß Oberhausen entstand, gab es in der Gesamtstadt mit 193 828 Einwohnern nur 1056 Hauptanschlüsse. Die kommunale Neuordnung hatte für die Sterkrader und Osterfelder immerhin den Vorteil, daß sie jetzt zum Ortstarif – ein 3-Minuten-Gespräch kostete einen Groschen – mit Oberhausen telefonieren konnten. Die bisher in Oberhausen angeschlossenen Osterfelder Anschlüsse wurden 1932 nach Sterkrade umgeschaltet. Der erste Fernschreibanschluß in unserer Stadt wurde 1936 bei der GHH installiert; er diente der Nachrichtenübermittlung zwischen der Zentrale an der Essener Straße und dem Werk Sterkrade.

Der zweite Weltkrieg unterbrach auch in unserer Stadt die kontinuierliche Weiterentwicklung des Fernsprechwesens, zahlreiche Einrichtungen der Post waren bei Kriegsende zerstört. Dennoch lief

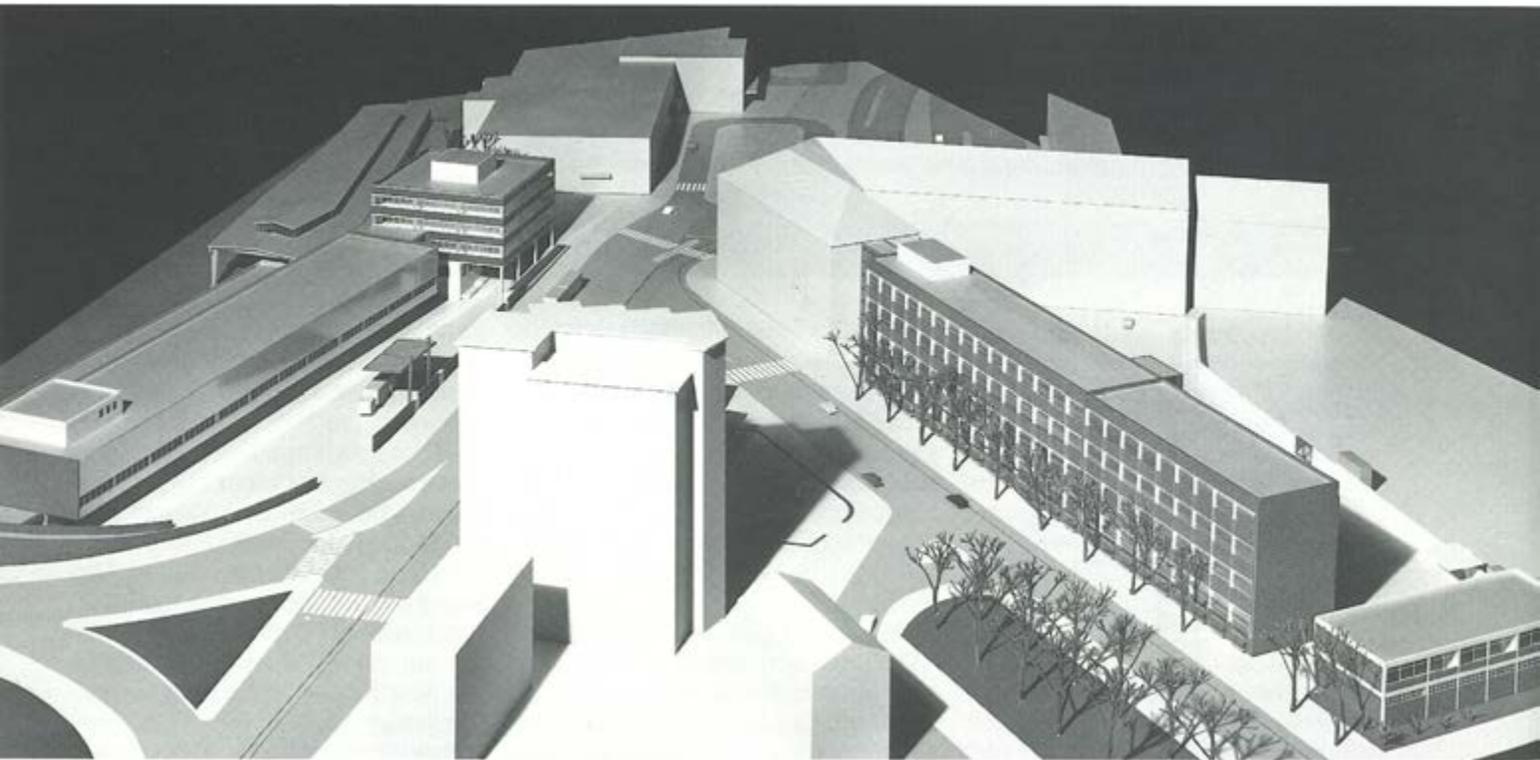
der Fernsprechbetrieb mit 1087 Teilnehmern, als die Amerikaner am 16. April 1945 gegen 11 Uhr das Oberhausener Postamt besetzten. Im Mai verfügten die Besatzer die Stilllegung des Fernsprechdienstes, sie bestimmten, wer in Oberhausen telefonieren durfte und wer nicht. Nach einer „Funkstille“ von wenigen Tagen konnte die Post den Telefonbetrieb mit vorerst 300 unbelasteten Teilnehmern wieder aufnehmen. Genehmigte weitere An-

### Sechs Jahre Fernmeldeamt

Nur für sechs Jahre wurde Oberhausen 1950 Sitz eines aus der Fernmeldeabteilung beim hiesigen Postamt hervorgegangenen, vom Postamt getrennten Fernmeldeamtes und damit einer selbständigen Bundesbehörde. Der Amtsbezirk umfaßte die Städte Oberhausen, Mülheim und Dinslaken mit etwa 450 000 Einwohnern. In diese Zeit fiel die Umstellung der Fernsprechvermittlung im Fernverkehr vom

Essen getrieben sein. Dadurch werde es möglich, den Selbstwählverkehr zwischen den Ruhrgebietsstädten und Frankfurt erheblich auszudehnen.

*Lange warten mußten die Oberhausener auf die beiden wichtigsten Postneubauten der Nachkriegszeit: das Fernmeldedienstgebäude an der Paul-Reusch-Straße (rechts) und das Bahnpostdienstgebäude neben dem Hauptbahnhof an der Concordiastraße. Mehrmals wurde der Baubeginn angekündigt und wieder verworfen.*



schlüsse wurden dann laufend zugeschaltet. Wegen Kriegsschäden konnte die Sterkrader Vermittlungsstelle erst im Dezember 1945 mit 120 Anschlüssen wieder in Betrieb gehen. Die Telegraphie in Oberhausen machte im August mit einem beschränkten Telegrammverkehr nach Düsseldorf einen Neuanfang.

Handbetrieb auf Selbstwähldienst. Das „Fräulein vom Amt“ wurde überflüssig. In einem Pressebericht vom November 1951 wird die Aufnahme des Selbstwählverkehrs zwischen Oberhausen und Frankfurt am Main für 1953 angekündigt. Bis zu diesem Zeitpunkt solle das neue Fernkabel von Frankfurt nach Hamburg über das Ruhrgebiet bis

*Nachdem endlich 1966 auf beiden Baustellen der erste Spatenstich erfolgen konnte, tauchten Befürchtungen auf, wegen fehlender Mittel im Etat der Bundespost müßten die Bauarbeiten eingestellt werden. Doch die Sorgen waren unbegründet, im Mai 1966 wurde Richtfest gefeiert. Die Bundespost schmückte ihre Einladung mit diesem Modellbild. Die Montage der fernmelde-technischen Einrichtungen im Neubau an der Paul-Reusch-Straße dauerten weitere zwei Jahre.*

Mit der kurzen Geschichte des Oberhausener Fernmeldeamtes sind Name und Persönlichkeit seines Leiters, des Postoberamtmanns Lauken, eng verbunden. Lauken war auf Veranlassung des damaligen Postamtsleiters Pannenbecker nach Oberhausen gekommen und hatte hier als Obertelegraphen-Inspektor die Fernmeldeabteilung übernommen. Als Chef des Fernmeldeamtes stellte ihn der Ausbau des Fernmeldewesens und hier ins-

besondere des Selbstwählferndienstes in unserem Gebiet vor schwierige Aufgaben, die er mit Bravour meisterte. Lauken war Vorgesetzter von bis zu 270 Postbediensteten. Die vom Bundespostminister aus Rationalisierungsgründen zum 1. November 1956 verfügte Auflösung des Amtes fiel mit der Pensionierung von Oberamtmann Lauken zusammen, der nach fast 50jähriger Dienstzeit in den Ruhestand trat. Die Oberhausener Fernmelde-

kam in den 60er Jahren. Das Wirtschaftswunder löste ein wahres Telefonfieber aus. „Nach der Bekleidungs-, Motorisierungs-, Reise- und Fernschwelle kommt jetzt die Telefonwelle auf uns zu“, stöhnten die Fernmeldeleute unter der Last der Antragsflut. Bei der Fertigstellung des ersten Bauabschnitts der fernmeldetechnischen Einrichtungen im Fernmeldedienstgebäude an der Paul-Reusch-Straße im Oktober 1969 erklärte der damalige Leiter des Fernmeldeamtes Duisburg, Dipl.-Ing. Krauseneck: „Nach weiteren Berechnungen müssen wir davon ausgehen, daß sich die Zahl der Fernsprech-Hauptanschlüsse in Oberhausen von jetzt 20 000 in den kommenden 25 Jahren auf 90 000 erhöhen wird.“ Krauseneck unterschätzte die Entwicklung: Im Fernmeldeamt Duisburg rechnet man damit, daß es am Jahresende 1991, also schon nach 22 Jahren, in unserer Stadt 108 000 Fernsprech-Anschlüsse geben wird.

Die lawinenartige Zunahme der Nachfrage nach Telefonanschlüssen stellte die Post vor fernmeldetechnische Probleme, die nicht von heute auf morgen zu lösen waren, weil die Kapazitäten nicht ausreichten. Das galt für das ganze Bundesgebiet. Im Bundespostministerium wußte man nicht, wo man zuerst investieren, neue Fernmeldeeinrichtungen schaffen sollte, und wo später. Die Planer in den Hochbauabteilungen waren überfordert. Außerdem traten finanzielle Engpässe auf, die zu Baustopps führten. Diese Situation war der Grund dafür, daß die Geduld der Oberhausener bei der gleichzeitig erfolgten Durchführung der beiden auch aus städtebaulichen Gründen wichtigsten Baumaßnahmen der Post in der Nachkriegszeit – gemeint sind das Bahnpostgebäude an der Con-



*Auf dem Gelände der ehemaligen Styrumer Eisenindustrie entstand ab 1912 das repräsentative neue Postgebäude, daß 1915 in Dienst gestellt wurde und damals die alte „Postburg“ ablöste. Bei Kriegsende 1945 wurde das Gebäude durch Artilleriebeschuß erheblich beschädigt. Bei den Wiederaufbauarbeiten, die bis 1954 dauerten, wurde der Turm leider geopfert. Unser Bild zeigt, wie das Postgebäude und der heutige Berliner Platz um 1920 aussahen.*

einrichtung wurde zu einem Fernmeldebezirk des Fernmeldeamtes Duisburg „degradiert“.

### **Die Telefonwelle**

Um diese Zeit ließ sich das Telefon in unserer Stadt noch schlecht verkaufen. Bei Auflösung des Oberhausener Fernmeldeamtes gab es im Oberhausener Ortsnetz erst 6615 Hauptanschlüsse. Die Wende

cordiastraße und das Fernmelde- dienstgebäude an der Paul-Reusch- Straße – auf eine harte Probe ge- stellt wurde.

### **Als die häßliche Mauer fiel**

Nach jahrelanger Planung keimte Hoffnung auf, als im Oktober 1962 die häßliche Steinmauer entlang dem Postgelände an der Paul-Reusch-Straße niedergerissen und durch einen Bauzaun ersetzt wurde. Der Mauerabbruch erfolgte aus Sicherheitsgründen, Teile des brüchigen Mauerwerks waren herausgefallen und hatten Passanten gefährdet. Immerhin sollte der erste Spatenstich Anfang 1963 erfolgen. Es gingen aber noch vier Jahre ins Land, bis die Post zum Richtfest für die beiden Neubauten am Hauptbahnhof einladen konnte. Die Montage der fernmeldetechnischen Einrichtungen im Neubau an der Paul-Reusch-Straße für die beiden Ortsvermittlungsstellen Oberhausen-Mitte und für den von Oberhausen und Mülheim abgehenden Selbstwählfernverkehr – eine Investition von damals 13,8 Millionen DM – nahm weitere zwei Jahre in Anspruch.

Der Neubau Paul-Reusch-Straße verbesserte in Oberhausen-Mitte die fernmeldetechnische Situation, neue Telefonanschlüsse konnten geschaltet werden. Schwierigkeiten in der Telefon-Versorgung gab es aber in den Außenbezirken der Stadt. Hier mußten als Zwischenlösung fahrbare Vermittlungsstellen in Stellung gebracht werden. Diese in möbelwagenartigen Kästen untergebrachten provisorischen Anlagen wurden nach und nach von festen Anlagen abgelöst. Telefonanwärter, die ihrer Meinung nach zu lange auf ihren Anschluß warten mußten, machten ihrem Ärger in Leserbriefen Luft.

Im August 1973 verteidigte sich

das Fernmeldeamt Duisburg in einer Pressemitteilung mit der Feststellung, die ersten 10 000 Oberhausener Fernsprechanchlüsse seien in 75 Jahren geschaffen worden, heute seien 10 000 in zweieinhalb Jahren noch zu wenig. In der Pressemitteilung, die ein Schlaglicht auf die damalige Situation im Oberhausener Fernsprechwesen wirft, heißt es weiter: „Trotz der in den letzten Jahren erheblich verbesserten Versorgung mit Fernsprechan schlüssen warten zur Zeit immer noch 3 137 auf ihr Telefon. Der Abbau der Warteliste vom Höchststand im Mai 1972 von 6 758 auf den jetzigen Stand ist für die noch Wartenden jedoch immer noch ein unbefriedigender Zustand. Doch sollte man berücksichtigen, daß die Telefonversorgung weitaus schwieriger ist als die für Strom, Wasser oder Gas. Für die jetzt noch unerfüllten Telefonwünsche sind noch umfangreiche Erweiterungsarbeiten erforderlich, die nicht kurzfristig abgeschlossen werden können.“

### **Auch Ratsmitglieder auf Warteliste**

Bei der offiziellen Inbetriebnahme der Vermittlungsstelle Königshardt an der Hartmannstraße im Januar 1974 wies Frau Oberbürgermeisterin Luise Albertz den Duisburger Fernmeldeamtschef darauf hin, daß auch Ratsmitglieder auf ihren Telefonanschluß warteten. In seiner Erwiderung wertete Dipl.-Ing. Krauseneck die starke Nachfrage nach Telefonanschlüssen als ein Zeichen dafür, daß Oberhausen eine aufblühende Stadt sei. Nur gut ein Jahr später war das Oberhausener Stadtgebiet mit einem Netz von zehn Vermittlungsstellen überzogen und damit der Endausbau erreicht.

Das Problem, ausreichende Kapazitäten zu schaffen, um die Telefon-



*Die brüchig gewordene und deshalb die Passanten gefährdende Steinmauer entlang dem Postgelände an der Paul-Reusch-Straße wurde im Herbst 1962 durch einen Bauzaun ersetzt. Wer damals gehofft hatte, die Bundespost werde nun endlich ihre Oberhausener Neubauprojekte am Hauptbahnhof in Angriff nehmen, sah sich arg getäuscht. Es dauerte noch vier Jahre, bis die Bundespost zum Richtfest für das neue Fernmeldedienstgebäude einladen konnte. Gleichzeitig entstand das neue Bahnpostdienstgebäude neben dem Hauptbahnhof.*

kundenwünsche befriedigen zu können, gehört seitdem der Vergangenheit an. In den folgenden Jahren bot die im Elektronikzeitalter sich überschlagende technische Entwicklung der Post die Möglichkeit, ihr Dienstleistungsangebot wesentlich zu erweitern, neue Bereiche der Nachrichtentechnik zu erschließen. Unter der Schlagzeile „Post plant Fernsehen durch Kabel“ meldete die Presse Anfang 1979: „Duisburg, Mülheim und Oberhausen sollen Kabelfernsehen bekommen.“ Der neue Fernmeldeturm in Mülheim, hart an der Duisburger Stadtgrenze beim Haus Hartenfeld,

mache das technisch möglich. Erste Verhandlungen seien bereits geführt worden. Inzwischen ist die Verkabelung des Oberhausener Stadtgebietes weit fortgeschritten. Bis Ende 1991 werden 15 000 Wohneinheiten über einen Kabelanschluß verfügen. Zu den neuen Dienstangeboten des Fernmeldewesens der Post gehört ferner der Bildschirmtext, der auch in Oberhausen genutzt wird.

Glasfaserkabel zwischen Oberhausen und dem Fernmeldeturm in Mülheim-Speldorf sowie zwischen Oberhausen und Bottrop übernahmen 1986 einen Teil des Telefonverkehrs. Weitere Glasfaserkabel im Ortsnetz und zu anderen Städten folgten. Die Zukunft gehört der Digitaltechnik, in der die Post ihr gesamtes Übertragungs- und Vermittlungssystem betreiben wird. Mit der Einschaltung der ersten digitalen Ortsvermittlungsstelle in Ruhrort wurde 1987 auch im Bereich des Fernmeldeamtes Duisburg der Startschuß zur Integration aller Fernmeldenetze in ein Netz gegeben, das stufenweise bundesweit verwirklicht werden soll. Anfang 1990 erhielt Oberhausen das erste digitale Netz. Der Vorteil dieses Systems wird in einer Pressemitteilung der Post wie folgt geschildert: „Dieses digitale dienstintegrierte Fernmeldenetz ISDN (Integrated Service Digital Network) schließt beim Kunden an einer universellen Fernmeldeanschlußdose ab, an der unter einer gemeinsamen Rufnummer verschiedene Endgeräte alternativ oder gleichzeitig genutzt werden können.“

#### **Neuer Name: Telekom**

Außer an technische Neuerungen haben sich die Fernsprechkunden der Post inzwischen auch an einen neuen Namen gewöhnen müssen: Telekom. So firmiert der Fernmel-



*Bei der Vielzahl der im Angebot befindlichen Fernsprechapparat-Modelle ist für den Telekom-Kunden fachliche Beratung besonders wichtig. In Oberhausen leisten diesen Service junge Telekom-Damen in dem 1985 an der Elsässer Straße eröffneten Telefonladen. Fernsprechapparate kann man heute aber auch im Warenhaus kaufen.*

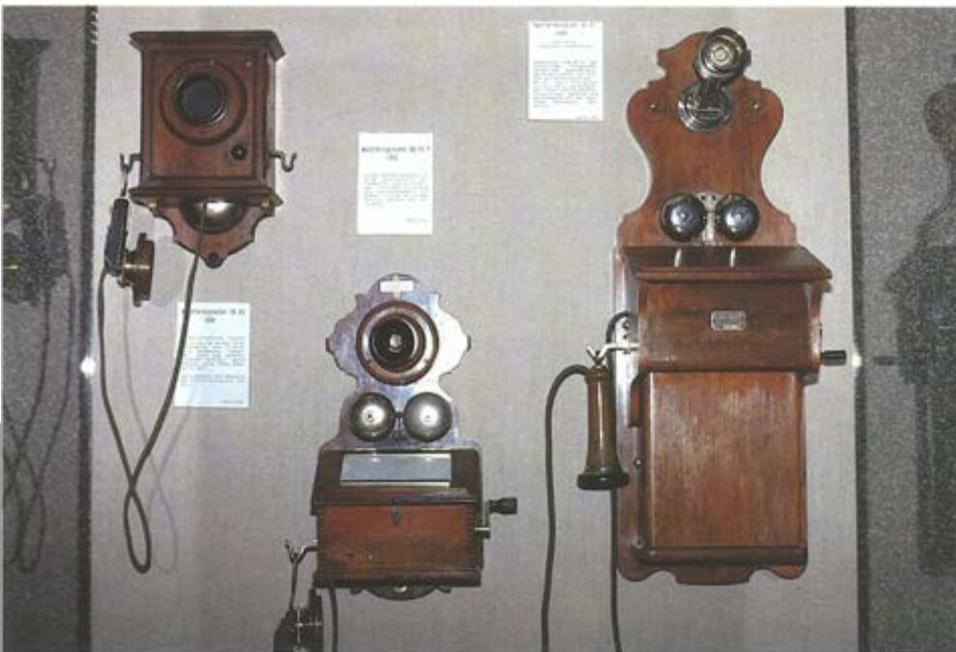
dedienst, nachdem der wegen seiner Größe reichlich schwerfällige Apparat der Bundespost 1989 in die drei Teilunternehmen Postdienst, Fernmeldedienst und Postbank aufgeteilt wurde. Die organisatorische Trennung der Fernmeldemonteure von den Briefträgern, Paketzustellern und Schalterbeamten soll äußerlich durch ein völlig neues Erscheinungsbild, das sich Telekom verpaßt hat, zum Ausdruck kommen. Die Telekom-Farbe wird nicht mehr das traditionelle Post-Gelb sein, sondern eine helle, fast weiße Farbe, Magenta genannt. Aus Kostengründen verzichtet man darauf, die vorhandenen gelben Fahrzeuge der Montagetrupps umzuspritzen, aber die neuen Wagen werden, wie schon in den neuen

Bundesländern, hellfarbig durch unsere Stadt rollen. Auch die Telefonzellen erhalten ein neues Design.

Mit einem Fernmeldeturm an der Paul-Reusch-Straße will Telekom sich im Oberhausener Stadtbild präsentieren. Im Rat der Stadt gabes über den Standort eine Diskussion. Dazu Pressesprecher Rolf Schmidt vom Fernmeldeamt Duisburg: „Für Oberhausen ist es sehr wichtig, einen Fernmeldeturm an zentraler Stelle zu erhalten, um nicht den Anschluß an neue Entwicklungen der Telekommunikationstechnik zu verlieren. Die neuen Mobilfunkdienste brauchen eine zentrale Sende- und Empfangsanlage. Ein Funkloch in Oberhausen wäre für die Wirtschaft ein Standortnachteil.“ Duisburg hat einen Fernmeldeturm in zentraler Lage.

#### **Mit preußischem Adler**

Zurück zu den Anfängen des Fernmeldewesens, zu Uropas Telefon: Im Eingangsfloor des Fernmeldeamtsgebäudes an der Mülheimer Straße in Duisburg-Neudorf zeigt



eine kleine Ausstellung die Entwicklung des Telefons auf, sind einige Prachtexemplare aus der Pionierzeit des Fernmeldewesens hinter Glas zu bestaunen: klobige Holzkästen mit Kurbel und Sprechtrichter. Bei dem preußischen Wandfernsprecher von 1889, einem der ersten Modelle, die im Bereich des heutigen Fernmeldeamtes Duisburg benutzt wurden, drückte man auf eine Taste (Batterie-Ruf) und war mit dem Vermittlungsamt verbunden. Eine Besonderheit dieses „OB 89“ genannten Modells: Die Membrane des Mikrofons war aus Holz. Auch noch recht wichtig der Tischfernsprecher von 1905, dessen Frontseite der preußische Adler schmückt.

Mit einer völlig neuen, durch mehrere tausend Kopfmessungen ermittelten Form des Handapparates wartete die Post 1938 bei dem Tischfernsprecher „W 38“ mit komplett aus Bakalit gefertigtem Gehäuse auf. Der fast baugleiche, nur un-

*Wie unsere Urgroßväter telefonierten: In einem Telefonmuseum im Gebäude des Fernmeldeamtes Duisburg kann der Besucher einige Prachtexemplare aus der Pionierzeit des Fernmeldewesens bestaunen. Vor hundert Jahren galt ein privater Wohnungsanschluß selbst Wohlhabenden als nicht zu verantwortender Luxus.*

wesentlich veränderte Wählscheibenapparat von 1948 (Modell „W 48“), der noch heute auf so manchem Schreibtisch zu finden ist, gilt bei Telekom als „ein Symbol für Wachstum und Erfolg der Nachkriegszeit“. Das Gehäuse war in dienstlich nüchternem Schwarz gehalten. Erst später kam man bei der Post darauf, daß die Farbe verkaufsfördernd wirken kann. Das 1963er Modell mit Gehäuse ganz aus bruchfestem Kunststoff-Spritzguß wurde zunächst nur in Hell- und Dunkelgrau und erst ab 1972 in vier zusätzlichen Farben geliefert. Die heutigen Tastenapparate leuchten in kräftigen Farben. Übrigens machten 1940 Oberhausener vor einigen Jahren von der Möglichkeit Gebrauch, ihr gutes altes „Dampfte-

lefon“ gebührenfrei gegen einen modernen Tastenapparat auswechseln zu lassen.

### „Schnurlos glücklich“

Im 1985 eröffneten Telefonladen an der Elsässer Straße bietet Telekom – Fernsprechapparate kann man heute auch im Warenhaus kaufen – ein umfangreiches Modellprogramm an: vom „funktionell gestylten“ (Telekom-Werbung) Standardapparat „Signo“ über das schicke Modell „Strega“ – Telekom-Werbung: „Das Telefon, das Augen und Ohren verwöhnt“ – und weitere Modelle in verschiedenen Preislagen bis zum handlichen „Sinus 11“, bei dem eine Funkverbindung die Telefonschnur ersetzt. Telekom-Werbung: „Schnurlos glücklich“. Vor allem für Hotelbetriebe geeignet: das Magnetkartentelefon, „das Telefon, das prüft, drückt und abrechnen hilft.“ Bargeldlos können Oberhausener auch in öffentlichen Telefonzellen telefonieren. Im August 1989 stellte Telekom in unserer Stadt das öffentliche Kartentelefon vor. Langfristig will Telekom die Hälfte der öffentlichen Münzfernsprecher zu Kartentelefonen umrüsten.

Es war ein weiter Weg vom unförmigen Holzkastenapparat des Jahres 1886 bis zum handlich leichten Funktelefon unserer Tage. Ein Leben ohne Telefon kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Es muß ja kein „MultiTel 41“ mit geschlossenem Bildschirm sein, ein Gerät, das man zum Telefonieren „in seiner komfortabelsten Form“ (Telekom-Werbung), als Btx-Terminal und als Daten-Terminal benutzen kann. Wer es nostalgisch möchte, kann sich das dem Apparat von 1905 nachgebaute Modell „Potsdam exklusiv“ mit preußischem Adler auf der Frontseite auf sein Telefontischchen stellen.

# DAS VERWELKTE KLEEBLATT

## *Die Geschichte des Traditionsvereins RWO*

**EDMUND KOCH**

Der SC Rot-Weiß Oberhausen hat einen einmaligen Weg hinter sich. Vom Spitzen- zum Provinzsportverein. Im September 1969 waren die Gipfelstürmer von der Landwehr die Sensation im deutschen Fußball. Als Neuling der Bundesliga hatte RWO bei Eintracht Braunschweig, dem Deutschen Meister von 1967, 4 : 0 (3 : 0) gewonnen. Damit war das von Adi Preißler ge-coachte Team an die Tabellenspitze gerückt. Als einzige unbesiegte Mannschaft in der Renomierklasse. RWO vor der Prominenz, vor Bayern München, Borussia Mönchengladbach, 1. FC Köln ... Eine Woche darauf gewann RWO im Stadion Niederrhein 3 : 1 gegen Werder Bremen. Mit 9 : 1 Punkten war RWO die Nr. 1 in der „stärksten Liga der Welt“, im In- und Ausland vielbestaunt. Dem Höhenflug folgte der Sturzflug. Vier Jahre hielt sich RWO in der Elite-Spielklasse. Nach zwei Jahrzehnten Dauerkrise kicken die Rot-Weißen heute in der

vierten Liga. Da spielte der Klub schon einmal. Gleich nach seiner Gründung am 18. Dezember 1904.

Was der Traditionsverein vom Niederrhein während seines 87jährigen Bestehens an Glanz und Elend erlebte, ist eine faszinierende Geschichte. Geschrieben wurde sie von Männern, die für ihren Klub lebten, von Edmund Hendus über Peter Maaßen bis zum heutigen Präsidenten Rudolf Reichert.

Vereinseblem von RWO ist ein vierblättriges grünes Kleeblatt. Das Glückssymbol ziert Ehrennadeln, Briefköpfe, Trikots, Fahnen und das Klubhaus an der Landwehr. Den Besuchern im RWO-Domizil, eine städtische Sportanlage mit drei Plätzen inmitten des bevorzugten Landwehr-Wohngebietes, wird auf Schritt und Tritt klar, wo er sich aufhält. Bei den Kleeblättern. Selbstverständlich heißt die Vereinszeitschrift „Kleeblatt“.

RWO war lange Zeit in Oberhausen der erfolgreichste und mitglie-

derstärkste Sportverein. Ein Vorzeigemodell. Das Kleeblatt strahlte in Glanzzeiten metergroß vom Klubhaus. Präsident Peter Maaßen, dauernd im Medienlicht, war bekannter als Politiker und Wirtschaftsbose. Es gab nicht nur Bewunderer für das sportliche Aushängeschild unserer Stadt. Die Neider hatten Hochkonjunktur, als RWO 1971 im Bundesligaskandal verstrickt war.

Von diesem Schlag hat sich der Verein nie erholt. Der einst blühende Klub mit neun Abteilungen und 1600 Mitgliedern ist heute heilfroh, zu leben. Die Mitgliederzahl ist auf 665 geschrumpft. Der Verein, wie er begonnen hat, ein reiner Fußballklub.

Die erste RWO-Garnitur, Jahrzehnte erstklassig in Deutschland, spielt in der Verbandsliga Niederrhein – viertklassig. Keine Schmach, eher ein Glücksfall. Denn, das Begräbnis dritter Klasse war schon bestellt, der „Antrag zur Eröffnung des Konkursverfahrens über das Vermögen des SC Rot-Weiß Oberhausen“ am 8. Dezember 1988 gestellt. Drei Männer wollten den bankrotten Verein nicht kaputtgehen lassen. Eine der ersten Amtshandlungen von Rudolf Reichert, Willi Bolten und Willi Timm: Sie zogen den Konkursantrag zurück.

Solche Entwicklung hatten sich jene Männer um Edmund Hendus nicht vorgestellt, die den „Em-schertaler Spielverein Buschhausen“ gründeten. Die späteren Namen des Klubs: „Oberhausener Spielverein 1904“, ab 1923 nach der Fusion mit dem klassenhöheren Styrumer SV 08 „Spielvereinigung Oberhausen und Styrum“, 1931 Umbenennung in „SC Rot-Weiß Oberhausen“.

Schon damals sahen manchmal bis zu 10.000 Zuschauer auf dem



Ascheplatz an der Lothringer Straße, 30.000 im Stadion Niederrhein den RWO-Spielen zu.

Mitte der 30er Jahre ging der Stern von Willy Jürissen auf. Trotz starker Konkurrenz hütete das RWO-Aschensechmal das Tor der deutschen Nationalmannschaft, war zignmal Ersatzmann, Repräsentativspieler für Westdeutschland, Niederrhein, Niedersachsen, Nordmark. Olympiateilnehmer 1936 und bis zu seinem Tod 1990 Beiratsvorsitzender. Später trugen mit Erich Juskowiak und Jürgen Sundermann zwei wei-

tere RWO-Spieler das Nationaltrikot. Werner Günther, einer der größten Individualisten im Kleeblatt-Trikot, ein perfekter Techniker am Ball, war Ersatzmann im Nationalteam, oftmals repräsentativ. RWO-Akteure spielten vielfach in Auswahlteams, in der B-Nationalmannschaft, in der Junioren- und Jugend-Nationalmannschaft, vertraten Deutschland bei den Amateuren.

Im Laufe der Jahre hat es mehrere RWO-Teams der Extraklasse gegeben. Eine Aufstellung aus den 30er

*Nostalgie. Fußball-Bundesligist RWO zog die Massen an. Vollbesetzte Ränge, Begeisterung, Jubel und Fahnen-schwenken waren im Stadion Niederrhein üblich.*

Erfolgjahren: Willy Jürissen; Josef Gipka, Leo van Waegeningh; (Kurt Volle); Anton Schweiger, Rudolf Kopenhagen, Harry Palm; Robert Winzek, Robert Niederhausen, Richard Mosch (Leo Fiederer), Hennes Topp und Conny Heidkamp.



Versierte Trainer sorgten dafür, daß es bei RWO aufwärts ging. Einer aus der Sportlehrer-Gilde war Teddy Lohrmann, ein Teufelskerl, ein Hüne von Gestalt. Lohrmann stand im Tor der deutschen Fußball-Nationalmannschaft, spielte international Rugby und Wasserball, war ein erstklassiger Leichtathlet, auch Handballspieler, ein sportliches Allround-As, als Tennislehrer (!) einige Zeit bei der legendären Bankiersfamilie Rothschild angestellt. Seine Enkel, Kai und Sven Timm, wurden Rot-Weiße.



*RWO greift an. Drei Szenen aus dem Bundesligaduell gegen den VfB Stuttgart.*

*Oben: Akrobatisch schlägt Steinle den Ball aus der Gefahrenzone. Günther Karbowiak (links) und VfB-Torwart Gerd Heinze beobachten den Fallrückzieher. In der Mitte der Franzose Gilbert Gress.*

*Links: Typisch RWO! Angriff um jeden Preis. Verteidiger Hermann-Josef Wilbertz (links), Lothar Koblubn und Franz Krauthausen im gegnerischen Strafraum. Nr. 5 beim VfB: Nationalspieler Klaus Sieloff.*

*Unten: Der Funkturm am Boden. Vorstopper Uwe Kliemann war oft im Angriff zu finden. Links Günther Karbowiak, rechts Wolfgang „Sprotte“ Süßholz, der später mit Krauthausen zu Bayern München wechselte. Kliemann wurde bei Eintracht Frankfurt Nationalspieler.*



Vor dem zweiten Weltkrieg tauchten bei RWO neue Stars am Fußballhimmel auf. Ersatztorwart Heinz Derksen, der vorübergehend sogar zum Olympiakader 1936 zählte, aber immer im Schatten von Jürissen stand, Böhmfeldt, Stahl, Schröder, Rütter, Günther, Mleczak, Sommer, Solzbacher, Overkamp usw. Vor Kriegsende bildete RWO mit Elmar 09 Alstaden eine Spielgemeinschaft. Durch Einberufungen war es immer schwerer geworden, eine Mannschaft aufzustellen.

In der damaligen Gauliga, wo die Elite spielte, belegte RWO oftmals Spitzenplätze, vertrat den Niederrhein deutschlandweit in der „Runde der Zweiten“ mit Erfolg. RWO hatte das Glück, gleich nach der Kapitulation 1945 eine starke Mannschaft zu stellen. Sie wurde 1945/46 Niederrheinmeister. Bis dahin der größte Erfolg in der Vereinsgeschichte, der ein Jahr später wiederholt wurde. Bis auf eine Position (Hans Mönning für Willi Rahmann) in derselben Aufstellung: Willy Jürissen, Franz Pyta (der bei RWO auf allen Posten, einschließlich Torwart, stand), Willi Ickeltrath, Hermann Rütter, Robert Schröder, Bruno Jezewski; Werner Stahl, Werner Günther, Gustl Groß, Willi Rahmann (Hans Mönning), und Heinz Otten. Trainer war Karl Winkler, Mannschaftsbetreuer Richard Biederbeck, dessen Gaststätte „Zum Treppchen“ Vereinslokal war, Fußballobmann Paul Gatterdam, 1. Vorsitzender Karl Mandrella und 2. Vorsitzender Peter Maaßen.

Dieser Peter Maaßen spielte während des zweiten Weltkrieges, vom Duisburger SV zu RWO gekommen, in der ersten Mannschaft. Mit 33 Jahren übernahm PM 1947 den Vereinsvorsitz für 25 Jahre, war sogleich der Alles- und Alleinherrscher. Nachdem RWO 1947 so Giganten wie Schalke 04 und Fortuna Düsseldorf abgehängt hatte, wurde das Ziel noch höher gesteckt. RWO strebte den Titel „Meister der britischen Besatzungszone“ an. Beim Niedersachsenmeister Eintracht Braunschweig wurde nach Verlängerung 3 : 2 gewonnen. Die begeisterten Fans waren per Sonderzug mitgereist. Im ausverkauften Duisburger Stadion stoppte der Hamburger SV mit 3 : 1 den Höhenflug.

Selbstverständlich zählte RWO 1947 zu den prominenten Vereinen



*Peter Maaßen im Mittelpunkt. Geburtstagsglückwunsch. Franz Kremer (links), der Präsident des 1. FC Köln, gratulierte am 12. 12. 1963 seinem Freund und Widersacher bei Einführung der Fußball-Bundesliga zum „50“. In der Mitte Werner Stahl.*



*Gratulation. Frau Oberbürgermeister Luise Albertz überreicht PM zum Vereinsjubiläum ein Geschenk der Stadt.*

der ersten Stunde in der gerade gegründeten Oberliga West. Das neue Vertragsspielerstatut ließ für die Spieler ein monatliches Salär von DM 160,- zu.

Im Stadion Niederrhein gab es Klappspiele und gefüllte Ränge. Vier Jahre gehörte RWO dem Elitekreis an, stieg 1951 in die 2. Division ab. Der Platz an der Sonne war für ein paar Jahre weg.

*Verabschiedung. Am 11. März 1972 erhielt Uwe Seeler von PM im Stadion Niederrhein ein Präsent, dem er die Vereinszeitschrift „Kleeblatt“ beifügte. „Uns Uwe“ beendete zum Schluß der Saison seine aktive Laufbahn.*





*Bundesligaskandal. PM und Gert Buttgeriet in einer Verhandlungspause vor dem DFB-Schiedsgericht.*

RWO erlebte eine schwere Zeit. PM hatte oft den rechten Blick für Trainer, denen er allerdings nicht viel zutraute. Mit Werner Stahl wurde 1956 ein Eigengewächs der Rot-Weißen Spielertrainer, der Letzte aus der alten Erfolgsgarde. Nach ein paar Wochen widmete sich der Finanzbeamte ausschließlich seiner Traineraufgabe. Stahl wurde mit Willi Demski, der vom FK Pirmasens (als B-Nationalspieler) zurückkam, und Mittelläufer Fredy Lauten als die Leistungsträger im Kreis von fast nur Oberhausenern der Mann der Saison. Am Ende war – endlich – der Wiederaufstieg in die Oberliga West geschafft. Im Endeffekt durch einen 1 : 0-Sieg bei der Spvgg. Herten. Torschütze: Kalli Feldkamp, heute Meistertrainer beim 1. FC Kaiserslautern.

Das Erfolgsteam von 1957: Ernst Samstag; Horst Nashoff, Friedhelm Kobluhn; Adi Luckenbach, Fredy Lauten; Siegfried Lüger; Karl-Otto Marquardt, Kalli Feldkamp, Heinz Strüber, Willi Demski, Friedel Feldkamp und Heinz Siemensmeyer, dessen Bruder Hans später von

RWO zu Hannover 96 ging und dort zum Nationalspieler avancierte, ebenso wie Dietmar Jakobs (Hamburger SV), Josef Tenhagen (VfL Bochum) und Uwe Kliemann (Eintracht Frankfurt).

Bei Einführung der Bundesliga 1963 blieb RWO draußen vor der Tür. Pech, daß nur diejenigen den Zuschlag erhielten, die aus den letzten zehn Jahren die besten Tabellenränge mitbrachten. Da war RWO die vorübergehende Zweitklassigkeit zum Verhängnis geworden. Peter Maaßen hatte noch mit Aktionen versucht, die Bundesliga zu stoppen. Als sie beschlossen war, half auch der Einspruch gegen die Nichtnominierung nicht.

Während sich in Fußball-Deutschland mehr oder weniger alles um die neue Bundesliga drehte, hatte RWO in der Regionalliga ein hartes Brot zu beißen. Es reichte anfangs selbst da nur zu mittleren Rängen. Die Zuschauer blieben aus, die Kasse leer. Von Jahr zu Jahr wurde der Aufstieg in die Bundesliga ersehnt.

Abgesehen davon, daß die Großen ständig die besten RWO-Akteure abwarben: Jürgen Sundermann wechselte zu Viktoria Köln, Hansi Siemensmeyer zu Hannover 96, Willi Wrenger zum 1. FC Kaiserslautern sind Beispiele, drohte plötzlich neues Unheil. Die US-Soccerliga streckte ihre Fühler bis zur Landwehr aus. Franz Krauthausen, Kalli Feldkamp, Albert Eichholz, Dieter Brozulat und einige andere verhandelten mit den Einkäufern aus Übersee. Nach wochenlangem Tauziehen gelang es Peter Maaßen, die Mannschaft beieinander zu halten. PM verlangte von „seinen“ Spielern körperlichen Einsatz bis zum Letzten. Die Folge: Siege, aber auch den Ruf einer Kloppertuppe. Manchem Gast graute es, ins Stadion Niederrhein zu müssen.

Werner Stahl war 1967/68 wieder RWO-Trainer und zugleich „Generalbevollmächtigter“ des Vereins. Peter Maaßen wollte ihn zu seinem Nachfolger aufbauen. Mit dem versierten Freizeittrainer Stahl klopfte RWO hörbar an das Tor zur Bundesliga. Ausgangs der Saison spielte RWO bei Rot-Weiß Essen um Alles oder Nichts. Ein Unentschieden hätte gereicht. Das Selbsttor von Hermann Wilbertz war mit der 0 : 1-Niederlage und dem undankbaren dritten Platz in der Endabrechnung verbunden. Wieder abgeblitzt!

Dennoch: Der RWO-Expresß rollte und war nicht mehr aufzuhalten. In der neuen Saison (1968/69) war Adi Preißler Trainer, Kalli Feldkamp Assistent. Am 4. Mai 1969 war es so weit. RWO krönte eine hervorragende Saison mit dem 2 : 0-Sieg gegen Arminia Bielefeld und wurde Westmeister sowie Teilnehmer an der Bundesliga-Aufstiegsrunde. Die Fans veranstalteten einen Jubelzug vom Stadion Niederrhein bis zur Landwehr. Drei Jahre später, in Verhandlungen vor dem DFB-Sportgericht, wurde bekannt, daß „man“ den überraschten Bielefeldern 20.000 Mark in ihre Kabine gereicht hatte, um RWO gewinnen zu lassen. Unverständlich für die chancenlosen Gäste. Der Vorgang war verjährt, sonst hätte RWO schon früher am Pranger gestanden.

Die Bundesligaaufstiegsrunde schien für RWO eine Pflichtübung zu sein. Letztlich bescherte ein 0 : 0 gegen den Freiburger FC den Aufstieg. Jubel in Oberhausen! Straßen und Häuser wurden rot und weiß gestrichen. RWO war endlich am Ziel seiner Wünsche. Vier Jahre – bis 1973 – spielte RWO in der Bundesliga. Als die Saison 1970/71 beendet war, überrollte der Bundesligaskandal RWO und seinen Präsidenten Peter Maaßen.

Der Mann, der in der Kfz-Wirtschaft einer der führenden Männer war, Maaßen-Produkte wurden in mehr als 60 Länder exportiert, der bei der Wahl zum DFB-Präsidenten kandidieren sollte, dies aber ablehnte, auf den die Scheinwerfer gerichtet waren, der es nicht gewohnt war, Widerspruch zu dulden, der stand plötzlich im negativen Rampenlicht. Als Buhmann im Bundesligaskandal, angegriffen und beschimpft, sich – typisch Maaßen – hartnäckig verteidigend.

Was hat PM mit RWO (und RWO mit PM) für gute und schwere Zeiten durchgemacht! Abgesehen davon, daß sein Image angekratzt blieb. RWO war monatelang in dem Gestrüpp von nicht belegbaren Behauptungen, Lügen und Intrigen Mittelpunkt der schwersten Krise im deutschen Fußball.

RWO wurde während der Bundesligasaison 1972/73 mit einem Fünfpunkteabzug bestraft – für ein Vergehen, das es nicht gegeben hat. Maaßen soll dem damaligen Präsidenten von Kickers Offenbach, Horst-Gregorius Canellas, auf dem Bieberer Berg ein Unentschieden angeboten haben. Obwohl zwei Oberhausener Journalisten – darunter der Chronist – Maaßen entlasteten, das Schwert hatte sich über RWO und PM gesenkt. Erst in der letzten Instanz, dem neutralen DFB-Schiedsgericht, wurde RWO von jeglicher Schuld freigesprochen. Da wurden die Aussagen der OB-Sportjournalisten bewertet. PM blieb dennoch zwei Jahre gesperrt, weil das Lizenzspielerstatut nur für Vereine und Spieler, nicht für Funktionäre gilt.

RWO dankte Peter Maaßen, der 1988 74jährig nach einem Schlaganfall starb, für seine Verdienste über ein Vierteljahrhundert an der Vereinsspitze mit der Ehrenpräsi-

dentenschaft und der – bis heute einmaligen – Ehrennadel in Gold mit Brillanten. Später wurde ihm sogar das Bundesverdienstkreuz verliehen. Rechtsanwalt Gert Buttgerit, (Maaßen-Verteidiger ebenso wie RWO-Justitiar und Ex-Vereinsvorsitzender Dr. Otto Hütter und Dr. Schacke aus Duisburg) wurde als RWO-Präsident PM-Nachfolger. Dr. Alfred de Mas und Peter Hoffmann waren die „Vize“.

Maaßen, Buttgerit, Dr. de Mas und Hoffmann mußten später in einem für sie unbekanntem Ring kämpfen. Das Finanzamt hatte ihnen persönliche Haftungsbescheide präsentiert. Für sechsstelligen Steuerrückstände bei RWO sollte das Privatvermögen des Quartetts erhalten. Nach monatelangem Tauziehen wurden die Rot-Weißen in höchster Instanz geschont.

Vorbei war die große Zeit von RWO und Peter Maaßen, der Fußballlobmann wurde und weiter Einfluß geltend machte. Sein Schatten schwebte nach wie vor über der Landwehr. Vorbei war dennoch die Zeit, als PM in der Rolle eines herrschenden „Pascha“ bei RWO das Zepter schwang. Sein selbsterteilter Aufgabenkatalog galt als einmalig für einen Verein: Spieleran- und -verkäufe, Mannschaftsaufstellung, Taktik, Spielerbesprechung, Leitung von Trainingslagern, wo er in Anwesenheit der Trainer schon mal an der Tafel dozierte, Sponsor, alles in einer Person. PM saß sogar auf der Trainerbank und führte von dort aus Regie. Ein Part, der heute kopiert wird. An der Landwehr wurde trainiert, im Stadion Niederrhein gespielt und im Maaßen-Büro auf der Goebenstraße der Verein gelenkt. Der Pascha hatte alles und jeden im Griff. Bei ihm war die halbe RWO-Mannschaft beschäftigt.

Das alles ging bis zum Bundes-

ligaskandal gut – und bis zum Niedergang seiner Firmen. Die letzten Jahre bis zu seinem Tod waren für den Mann mit dem rot-weißen Herzen Höllenqualen. Er mußte – ohne helfen zu können – mitansehen, wie „sein“ Verein abstürzte, der im deutschen Blätterwald einst SC Rot-Weiß Maaßen hieß. In seiner Not hatte Peter Maaßen 1978 einen – ebenso wie er – „Fußballverrückten“ zur Landwehr geholt: Hermann Schulz. Der Alstadener hat das Metzgerhandwerk gelernt, in der Immobilienbranche einen wirtschaftlichen Aufschwung erfahren. Im Sport war Schulz als „Macher“ von SuS Klosterhardt und Sterkrade 06/07 bekannt geworden – und als Mäzen. Dieser Hermann Schulz hat 1975 mit dem Philosophen Professor Dr. Georg Scherer, heute Vorsitzender des RWO-Beirates, und Josef Guntermann (Zollrat i.R.) RWO als „Zwölfstagepräsident“ geleitet. Bei Einblick in das Chaos trat er kopfschüttelnd zurück. Schulz fühlte sich aber geehrt und herausgefordert, daß Oberhausens notleidendes sportliches Aushängeschild ihn rief. Ohne seine spontan gegebene Bürgschaft von DM 200.000 hätte RWO damals schon die Lizenz beim DFB nicht erhalten.

Im Februar 1980 ließ sich Schulz mit Rechtsanwalt Jürgen Morjahn ins Präsidium bei RWO wählen. Präsident war der damalige CDU-Bundestagsabgeordnete Hans-Jürgen Prangenberg. Durch Einführung der eingeteilten 2. Bundesliga stieg RWO in die Amateurklasse, der Oberliga Nordrhein, ab. Der ehrgeizige Hermann Schulz war Sprecher der betroffenen Vereine, legte Einspruch ein, zog vor das DFB-Schiedsgericht. Der Rauschmiß am grünen Tisch blieb.

Schulz krepelte Jahr für Jahr das Team um. Manchmal kam in einem

Jahr zahlenmäßig eine komplette neue Mannschaft. Er war Sponsor und der wichtigste Werbepartner für RWO. Als Schulz den Bocholter Trainer Friedel Elting holte, stieg RWO 1983 in die 2. Bundesliga auf. Endlich wieder Jubel und Glanz, wenn auch im zweiten Glied des Profifußballs. Bei allem Engagement, Schulz spürte, daß seine Arbeit und seine Finanzspritzen nicht genügend gewürdigt wurden. Der Schatten von P.M. war lang.

Der Folgeweg der Rot-Weißen war mit altem und neuem Ballast verbunden. Die starke Fluktuation von Spielern schaffte Ärger, der oft in Verfahren vor Arbeitsgerichten und der Fußballjustiz fortgesetzt wurde. Negative Höhepunkte waren damals die Verhaftung des Schatzmeisters Hans Jöpen und der Meineid eines Spielers.

Schulz stand unter Dauerbeschuß – seitens der Zuschauer, der Mitglieder (die freilich froh sein mußten, ihn zu haben), der Fußballverbände und des Finanzamtes. Die Steuerbehörde ermittelte jahrelang gegen RWO und Schulz. Desungeachtet besorgte Schulz RWO immer wieder die Lizenz beim DFB.

Nachdem ein paar Jahre vergangen sind und Schulz sich vom Konkurs seiner Firma erholt hat, ist er im vertrauten Gespräch schon mal bereit, über sein damaliges finanzielles Engagement bei RWO zu sprechen. Eine Summe von drei Millionen Mark bleibt von ihm unwidersprochen. Schulz: „Ich habe alle Ablösesummen aus meiner privaten Tasche bezahlt. Die Erlöse aus Spielerverkäufen dagegen gingen in die Vereinskasse. Sonst hätten wir ja nicht weitermachen können.“

Was war maßgebend, daß Schulz trotz der Serien-Nackenschläge (Kritiken, ausbleibende Zuschauer,



*Zwölfstagepräsident. Hermann Schulz ließ sich am 4. 4. 1975 bei einer turbulenten RWO-Mitgliederversammlung in der Bahnhofsgaststätte zum Präsidenten wählen. Carl Fritz (rechts) hatte mit einem leidenschaftlichen Appell für die Nachfolge des Notvorstandes (Willi Bolten, Hans Jöpen) geworben. Erstmals war bei RWO von Konkurs die Rede. Nach zwölf Tagen dankten Hermann Schulz und die Vizepräsidenten Prof. Dr. Georg Scherer und Josef Guntermann nach näherem Einblick und aufgrund der Vereinsschulden ab.*

Kampf mit Sportverbänden, Finanzamt und Lizenzprobleme) bei RWO weitermachte? Schulz: „All diese Niederlagen haben mich umso mehr stimuliert. Ich war aber maßlos enttäuscht von der stummen Öffentlichkeit, von der Oberhausener Presse, die immer wieder meine Arbeit erschwerte. Jeglicher Glanz ging an mir vorbei.“

Die nach seinen Angaben herbe Enttäuschung widerfuhr ihm gleich nach dem soeben vollzogenen Aufstieg in die 2. Bundesliga 1983: „Da hat Peter Maaßen von Geldschrankmeisterschaft abwer-

tend gesprochen“. Schulz fühlte sich getroffen, war so verärgert, daß er anderntags die „Ahnengalerie“ aus dem Klubhaus entfernen ließ. Da waren einige Ex-Vereinspräsidenten in Öl verewigt, Bürger-

meister Wilhelm Gelberg, Vereinsgründer Edmund Hendus, Heinrich Bauer und PM.

Anstelle des Proträts Peter Maaßen, das in seiner Größe alle anderen überragte, zielt die Stirnwand

des Sitzungszimmers ein riesiges Kleeblatt. Das PM-Porträt hängt im Treppenhaus.

Schulz erlebte bei RWO das Hochgefühl des Glücks und maßlose Enttäuschung. Beim amtierenden

## Das Auf und Ab der Kleeblätter

1901

*Der spätere Ehrenvorsitzende Heinrich Bauer trifft sich mit Mitschülern aus Oberhausen in Meiderich zum – damals – verpönten Fußballspiel.*

1902

*Die Gruppe sucht Anschluß beim Oberhausener Turnverein 1873, wo allerdings eine Fußballabteilung nicht gegründet wird.*

1904

*Gründung des Emschertaler Spielvereins Buschhausen.*

1906

*Namensänderung in Oberhausener Spielverein 1904.*

1909

*Als Meister der C-Klasse Aufstieg in die B-Klasse.*

1920

*Aufstieg in die A-Klasse.*

1922

*Aufstieg in die Sonderklasse.*

1923

*Fusion Oberhausener Spielverein 1904 (2. Klasse) mit Styrumer SV 08 (1. Klasse) und damit Zugehörigkeit zur Gauliga.*

1931

*Auf Vorschlag von Carl Mandrella (später Vorsitzender) neuer Vereinsname SC Rot-Weiß Oberhausen.*

1933

*Durch Neueinteilung Abstieg in die 2. Klasse.*

1934

*Wiederaufstieg in die Gauliga Niederrhein, damit erneut erstklassig.*

1938

*Abstieg aus der Gauliga in die 2. Klasse.*

1939

*Wiederaufstieg in die Gauliga Niederrhein.*

1946

*Meister der Stadtliga, des Rechten Niederrheins und Niederrheinmeister sowie Rheinlandmeister.*

1947

*Erneut Niederrheinmeister, gleichzeitig – bei Einführung des Vertragsspielerstatuts – Zugehörigkeit zur neuen Oberliga West, der höchsten deutschen Spielklasse.*

1950

*Westdeutscher Pokalmeister.*

1951

*Abstieg aus der Oberliga West in die 2. Division.*

1957

*Wiederaufstieg in die Oberliga West.*

1963

*Einführung der Bundesliga ohne den SC Rot-Weiß, der trotz Protest in die neue Regionalliga West muß.*

1969

*Aufstieg in die Bundesliga – wieder erstklassig.*

1969

*Vorübergehend Spitzenreiter der Bundesliga.*

1970

*RWO schlägt den Hamburger SV sensationell 8 : 1.*

1972

*RWO (Fünfpunkteabzug) und Peter Maaßen (Zwei Jahre Sperre) sind im Bundesligaskandal verwickelt.*

1972

*Ein neutrales DFB-Schiedsgericht spricht RWO vom Fünfpunkteabzug frei.*

1973

*Abstieg aus der Bundesliga in die 2. Bundesliga, Gruppe Nord.*

1974

*In der Aufstiegsrunde zur Bundesliga fehlt ein Punkt zum direkten Wiederaufstieg – weiter 2. Bundesliga, Gruppe Nord.*

1979

*Einführung der zweigleisigen 2. Bundesliga mit RWO.*

1980

*Abstieg in die Amateur-Oberliga durch Neubildung der eingleisigen 2. Bundesliga. –*

*Erfolgloser Protest von RWO und anderen Vereinen gegen die Einführung mit Anrufung des DFB-Schiedsgerichts.*

1983

*Aufstieg in die eingleisige 2. Bundesliga.*

1988

*Zwangsabstieg durch Lizenzentzug in die Amateur-Oberliga Nordrhein (3. Spielklasse).*

1989

*Abstieg aus der Oberliga mit 4 : 68 Punkten und 31 : 153 Toren als Tabellenletzter in die Verbandsliga Niederrhein (4. Spielklasse).*

1990

*Nur durch besseres Torverhältnis wird der Abstieg in die Landesliga vermieden.*

1991

*Mißlungener Start als Aufstiegsfavorit der Verbandsliga.*



Deutschen Meister VfB Stuttgart führte RWO 1984 im Pokalspiel zur Halbzeit sensationell 4 : 1, hatte aber beim Schlußpfiff durch drei irreguläre Tore 4 : 5 verloren. Schulz: „Der Schiedsrichter rief mich nach Studium der Fernsehaufzeichnungen an und entschuldigte sich bei mir. Er hatte seine Fehlentscheidung eingesehen. Aber was hatte ich davon?“ Im DFB-Pokal stieß RWO oftmals weit vor, 1972 sogar bis ins Viertelfinale.

Schulz kämpfte ununterbrochen an mehreren Fronten. Insidern war längst klar, daß bei RWO ohne ihn

*RWO-Erfolgsteams. Oberliga Mannschaft, die am 29. 2. 1948 Alemannia Aachen im Stadion Niederrhein 6 : 1 besiegte. Von links: Franz Pyta, Gusil Groß, Willy Jürissen, Werner Günther, Erich Juskowiak, Willi Ickeltrath, Robert Schröder, Heinz Otten, Werner Stahl, Hans Ostrycharczyk und Werner Cornelissen.*



*Sie schafften 1969 den Aufstieg in die Fußball-Bundesliga. Von links: Kapitän Friedhelm Koblubn, Wolfgang Scheid, Friedhelm Dick, Lotbar Koblubn, Dieter Hentschel, Hermann-Josef Wilbertz, Werner Ohm, Heinz Poll, Dieter Brozulat, Georg Müller und Franz Krauthausen.*

die Lichter ausgegangen wären. Dennoch – die Popularität eines PM blieb ihm versagt. Manchmal, da fühlte er einen bescheidenen Gegenwert seines Aufwandes. Beispiel 1984, als 25.000 Zuschauer im Stadion Niederrhein zum Punkte-spiel gegen den FC Schalke 04 kamen (3 : 3). „Ich war in der Lage, endlich wieder das Stadion zu füllen.“ Schulz weiter: RWO mußte 1983 in der Oberliga um den Meistertitel bangen. Viktoria Köln fehlte bei TuS Xanten zur Meisterschaft ein Sieg. Schulz hatte die Idee, den RWO-Anhang zur Tat aufzurufen, nach Xanten zu reisen. 2.000 Ober-

hausener folgten. RWO stellte sogar Kassierer und Ordnungskräfte für den angesichts des Massenandrangs überforderten Gastgeber. Der spielte auch noch in rot-weiß, so daß die Xantener Elf wie eine Stellvertretertruppe von RWO wirkte und – 2 : 1 gewann. Schulz: „Das war einer der wenigen Freudentage für mich. Mein Aufruf war befolgt worden. Wir waren Meister und nahmen erfolgreich an der Aufstiegsrunde teil.“

Für Hermann Schulz brach am 7. Juli 1987 eine Welt zusammen. Per Boten erhielt der „Macher“ ein Schreiben des Präsidiums mit folgenschwerem Inhalt: Entzug der Vollmachten, Herausgabe der Vereinsunterlagen und sogar Vereinsausschluß. Damit Schulz an der Landwehr auch vollends ausgebootet war, wurden die Türschlösser erneuert. Als Grund wurde ein vereinsschädigendes Schulz-Interview in einem Wirtschaftsmagazin angegeben. Gegen den Vereinsausschluß setzte sich der Betroffene zur Wehr, hatte erst vor dem Ehrenrat, dann auch vor Gericht Erfolg.

Mit Manfred Köning erhielt RWO vier Jahre einen Präsidenten, der über die geschäftliche Verbindung zu Hermann Schulz in dieses Amt gekommen war. Der gelernte Maurermeister und erfolgreiche Fensterbauer hat Zeit und Geld für RWO geopfert. Gedankt wurde es ihm nicht. Köning zählte zu jenen, die RWO nicht retten konnten. Der Tennisspieler und Karnevalist aus Brünen bei Wesel hat für RWO geschuftet, stand nach dem Weggang seiner Mitstreiter allein, fetzte sich – was gar nicht seine Art ist – mit vielen Leuten, allen voran mit einer großen Schar von Gläubigern und der Presse. Köning stand morgens mit Sorgen um RWO auf und ging mit Sorgen spätabends ins

## Fehler mit Folgen

*In der 87-jährigen Vereinsgeschichte ist bei RWO gut gearbeitet worden. Sonst hätte der Verein nicht so lange in der obersten Fußball-Klasse gespielt. Ein paarmal jedoch, da gab es Fehler mit Folgen:*

\*

*Die Erfolgsmannschaft von 1946 und 1947 (jeweils Niederrheinmeister) wird nicht rechtzeitig verjüngt, obwohl fähiger Nachwuchs bereit steht. Dieses Versäumnis ist 1953 mit dem Abstieg aus der Oberliga West verbunden. Noch schlimmer: Bei Einführung der Bundesliga (1963) bleibt RWO unberücksichtigt. Die Tabellenränge der letzten zehn Jahre sind maßgebend.*

\*

*Bei Einführung der Mehrwertsteuer sind die Profivereine zu 100% umsatzsteuerpflichtig. RWO geht von der Hälfte aus. Ergebnis: Steuerrückstände, die den Verein bis heute belasten.*

\*

*Arminia Bielefeld wird am letzten Spieltag der Saison 1968/69 mit 20.000 Mark bestochen, um im Stadion Niederrhein die Westdeutsche Regionalligameisterschaft für RWO nicht zu gefährden. Unfaßbar!*

\*

*Im Bundesligaskandal wird RWO freigesprochen, verurteilt und wieder – von einem neutralen DFB-Schiedsgericht – freigesprochen. Der Verdacht der versuchten Manipulation bleibt. Präsident Peter Maaßen, der nicht dem Lizenzspielerstatut untersteht, bleibt für zwei Jahre gesperrt.*

\*

*Präsident Peter Maaßen führt 25 Jahre den Verein wie ein „Pascha“. Die Spielergeneration der 70er Jahre will aber nicht nur Befehlsempfänger sein und muckt auf. Die Harmonie zwischen Präsidium und Mannschaft ist gestört.*

*Das Jahrzehnte gespannte Verhältnis von RWO zur Spitze der Stadt Oberhausen, von beiden Seiten persönlich und damit emotional geführt, hat der positiven Entwicklung von RWO geschadet. Peter Maaßen bat nicht um Unterstützung, sondern forderte aufgrund der Verdienste seines Vereins für die Stadt.*

\*

*RWO ist gegenüber den Mitbewerbern nie konkurrenzfähig, weil das veraltete Stadion Niederrhein mit der kleinen Holztribüne die wirtschaftliche Seite hemmt.*

\*

*Der finanzielle Dauer-Drahtseilakt, u. a. durch Steuerrückstände, die stete Gefährdung der Lizenz und der Kampf ums wirtschaftliche Überleben läßt den Verein nie zur Ruhe kommen.*

\*

*Die Fluktuation von Spielern ist in dieser Zeit so riesig, daß die erste Mannschaft nicht reifen kann.*

\*

*Die Abhängigkeit von Einzelsponsoren (erst Peter Maaßen, dann Hermann Schulz) geht solange gut, wie deren Wirtschaftlichkeit gesichert ist. Nach ihren Konkursen ist die finanzielle Not im Verein größer denn je.*

\*

*RWO kämpft jahrelang nicht nur auf dem Sportplatz. Die vielen Verhandlungen vor den Sportinstanzen, den Sport-, Arbeits-, Amts- und Landgerichten, Mahnungen, Mahnbescheide, Besuch der Gerichtsvollzieher, Pfändungen von Forderungen und Sachwerten, die Verhaftung des Schatzmeisters und ein Meineid führen schließlich 1988 zum Konkursantrag, den das jetzige Präsidium zurückzieht.*



Bett. Als er RWO sein Ja-Wort gab, wußte er nicht, worauf er sich eingelassen hatte. Das vertrackte Fußballgeschäft („ich war in der Jugend ein mehr schlechter als rechter Linksaußen“) blieb ihm fremd.

Als das Elend bei RWO immer größer wurde, boten sich plötzlich gleich mehrere Männer zur Rettung an. Könning war über die – scheinbare – Entlastung froh. Die Mitglieder schöpften neue Hoffnung. Es mag ja sein, daß guter Wille bei den selbst ernannten „Rettern“ vorhan-

*Stammplatz. Peter Maaßen auf der Spielerbank, bei Heim- und Auswärtsspielen von RWO ein gewohntes Bild.*

*Augen rechts. Diese fünf Herren im Sonntagsdreß hatten ihre Freude an einem RWO-Spiel. Von links: Richard Biederbeck (Fußballobmann), Ewald Diel (mit Dr. Franz Hecker und Peter Hoffmann viele Jahre Vizepräsident), Fredy Lauten, Kalli Feldkamp und Heinz Poll.*



den war. Es sah aber so aus, daß sich die Herren profilieren wollten. Als sie noch nicht recht in der Materie steckten, waren sie verschwunden. Ihre Versprechungen hatten sich als Lippenbekenntnisse, als Worthülsen erwiesen.

In dieser Zeit passierte Unvorstellbares: 1988 der Lizenzentzug nachträglich für das Spieljahr 1987/88. Wenige Wochen vor der Meisterschaftssaison 1988/89. Gerade die sollte RWO neue Hoffnung bringen. An der Landwehr war man zuvor sicher: Es geht endlich wieder aufwärts. Neuer Glanz war dank eines guten Teams in Sicht!

RWO legte gegen den Lizenzentzug Einspruch ein. In der entscheidenden Phase hatte der DFB-Vorstand in Abwesenheit (!) der RWO-Verantwortlichen verhandelt. RWO beließ es zur Begründung des Einspruchs bei einem Telefax. Die Herren entschuldigten ihr Fernbleiben mit wichtigen privaten Terminen und damit, daß weder Flugtickets noch Hotelzimmer zu erhalten waren. In München wurde das Finale um die Fußball-Europameisterschaft zwischen der UdSSR und Niederlande ausgetragen. Morgens richtete der DFB-Vorstand über RWO.

Über Abwesende ist schnell negativ geurteilt, weil sie sich nicht an Ort und Stelle wehren können. Die Kritik gegen eine derartig fahrlässig handelnde Vereinsvertretung fiel bissig aus. Von Versagern war die Rede. Der entmachtete Hermann Schulz: „Bei mir hat es immer die Lizenz gegeben, wenn auch mit Auflagen. Ich wäre in dieser für den Verein lebenswichtigen Stunde nachts im Auto nach München gefahren. Notfalls hätte ich auch im Zelt übernachtet, hätte aber an der Verhandlung teilgenommen.“ Das traf des Volkes Meinung.

Das Versagen des RWO-Präsidiums und der Berater wurde nachträglich noch deutlicher. Unter den Zuschauern im Olympiastadion München saß ahnungslos RWO-Vize Ralf Niermann, der plangemäß seine Urlaubs-Rückkehr unterbrochen hatte. Er hätte seinen Verein am Ort vertreten können, wußte aber von der Verhandlung nichts. Die mangelnde Kommunikation in der Führungsetage paßte in das desolate Führungskonzept an der Landwehr.

Manfred Könning war plötzlich von allen Mitarbeitern verlassen, vertrat den Verein mutterseelenallein. In der ausweglosen Situation ließ er sich vom Beirat bevollmächtigen, den Konkurs anzumelden. Das Dokument hat der Fensterbauer aus Brünen schweren Herzens und mit Tränen in den Augen unterzeichnet. Rechtsanwalt Gert Buttgerit, honorarfreier juristischer Berater, lieferte den Brief in der Geschäftsstelle des Landgerichts Duisburg ab. Die Beerdigung des einstigen Flaggschiffs der sportlichen Szene Oberhausens war beschlossene Sache. Es war sogar klar, daß der Konkurs mangels Masse gar nicht eröffnet werden konnte. Wurde auch nicht, aber aus einem anderen Grunde.

Es hatte sich bis dahin keine Hand gerührt, um RWO zu retten. Das Aushängeschild des OB-Sports lag auf dem Sterbebett, verlassen, überschuldet und dem Untergang geweiht. 84 Jahre nach der Vereinsgründung. Einige Männer wollten das verwelkte Kleeblatt plötzlich retten: Rudolf Reichert, Willi Bolten, Willi Timm und Klaus-Peter Lang.

Eine ihrer ersten Handlungen beim mit rund drei Millionen Mark verschuldeten Verein war der Rückzug des Konkursantrages. Was



*Retter-Trio. Das heutige Präsidium mit Rudolf Reichert (Mitte), Willi Bolten (rechts) und Klaus-Peter Lang.*

*RWO aktuell. Bei den Heimspielen in der Verbandsliga Niederrhein reicht eine Kasse am Stadieneingang. Zuschauerdurchschnitt: 1000.*



*Freundliches Winken der RWO-Spieler vor dem Anstoß in der Verbandsliga. Kein Kleeblatt mehr auf den Trikots, keine Zuschauer auf den Rängen.*





*Ferenc Puskas. Der weltbekannte Star der ungarischen Nationalmannschaft und – später – von Real Madrid, als Besucher eines RWO-Spiels. Von rechts: Hermann Schulz, Dieter Cszysz, Ferenc Puskas und Manfred Ommer, der auch bei RWO Transferrechte von Spielern erwarb.*

dann folgte, war eine Knochenarbeit. Verhandlungen mit Gläubigern aus allen Teilen Deutschlands über Verzicht oder Teilverzicht, mit Vereinen, Behörden, dem Fußballverband, den Spielern. Der langjährige Geschäftsführer Dieter Cszysz, der das Auf und Ab von RWO hautnah erlebt hat: „Bewundernswert, was da geleistet wurde.“ Und Hermann Schulz komplimentierte: „Rudolf Reichert hat das Präsidium zu einem Zeitpunkt übernommen, als der Verein mit Ballast überhäuft war, kaum Chancen zum Überleben hatte, überall Heckenschützen lauerten, RWO zu zerstören. Was da uneigennützig geleistet wurde, das hat mich beeindruckt“.

Angesichts des „toten Mannes“ RWO war der weitere Abstieg in die Verbandsliga Niederrhein eine Zwangsfolge. Heute sieht es so aus, daß das „Tal der Tränen“ durchschritten ist. Das RWO-Team startete in der Saison 1991/92 sogar als Aufstiegsfavorit. Jedenfalls ist die

*Bonn-Besuch. Am 19. 10. 1987 war eine RWO-Gruppe Gast beim Bundespräsidenten. Richard von Weizsäcker empfing den französischen Staatspräsidenten François Mitterand. Einer der letzten Höhepunkte im Vereinsleben der Kleeblätter, die Gespräche mit beiden Staatsoberhäuptern vor der Villa Hammerschmidt führten.*

wirtschaftliche und sportliche Grundlage des Vereins mit seinen 16 Mannschaften wieder vorhanden. Mit einem beispiellosen Kraftakt hat das Präsidium dieses Ziel erreicht. Die Hauptgläubiger, Finanzamt, Krankenkassen, Berufsgenossenschaft und Stadt, halten still und lassen RWO leben.

Im Sport sind Sieg und Niederlage, Licht und Schatten, Auf- und Abstieg Alltag. Doch was RWO an Glanz und Elend erlebte, stellt alles in den Schatten.

Ob Oberhausens Traditionsverein je wieder nach oben kommt, steht in den Sternen. Dazu bedarf es eines „Wunder an der Landwehr“. Allerdings: ein einmal verwelktes Kleeblatt blüht nicht mehr.

# DURCH EIS UND SCHNEE ZUM DNJEPR

*Hilfskonvois vertieften Freundschaft  
zu Saporoshje*

**JÖRG ANDREAS HERBER**

Donnerstag, 10. Januar 1991, 11.15 Uhr, Hauptbahnhofsvorplatz: Eine „Gute Fahrt“ von Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond, ein letztes Händeschütteln, dann Blaulicht vorweg, ein Abschiedsgruß aus den Preßluft-Fanfaren der schweren Lkw. Ein Konvoi rollt an – der erste von vier, die Hilfe bringen, Freundschaften knüpfen und vertiefen.

Städtepartnerschaften – sie sind bekannt für Austausche von Erfahrungen, Zeichen für Förderung des über die Grenzen hinausragenden Verständnisses. So kann der Bund Oberhausens mit Ukraines Metropole Saporoshje weniger als eine solche unter vielen bezeichnet werden. Sind die bürokratischen und organisatorischen Grenzen trotz Perestroika und Glasnost doch noch viel zu hoch. Klaffen die unterschiedlichen Möglichkeiten doch viel zu weit auseinander. „Städtefreundschaft“ würde die Verbindung weit deutlicher definieren.

Es war nicht allein der Dank für Gorbatschows Reform-, gar Deutschlandpolitik, der Oberhausens Stadtväter im Trubel der allgemeinen Rußlandhilfe ebenfalls zu dem Entschluß kommen ließ, mit materiellen Gütern aus dem Westen dem Freund im eigentlich doch noch unbekanntem Osten zu helfen. Die Unterstützung von der Ruhr sollte ihnen das Gefühl geben, in einer schweren Zeit nicht allein zu sein. Oberhausener Spenden, zusammengetragen in Hunderten von spontanen Aktionen, von Schülern, die auf die Straße gingen, bis hin zu Firmensammlungen „en masse“, sie linderten große Not in einer Zeit des Wandels, setzten aber auch Akzente in einer Phase neuen politischen Denkens.

Dies erfuhr wohl niemand besser als die Konvoiteilnehmer, die sich Strapazen durch Eis und Sturm aussetzten, um durch tiefe, mit Schlamm gefüllte Schlaglöcher den Weg zum „Freund“ in über 3000 Kilometern Entfernung zu bahnen.

Über 2,2 Millionen Mark beträgt der Güter-Gesamtwert aller vier Konvois, die 1991 von „Ehrenamtlichen“ zum Dnjepr gebracht wurden. Doch es sind weniger die Zahlen, die Oberhausener wichtig nehmen. Es sind vielmehr die Werte, die eine Freundschaft ausmachen, die entstanden ist.

Für die meisten der 28 Fahrer des ersten Oberhausener Konvois war es ein Novum. Sie rechneten mit Strapazen. Doch daß sie so heftig werden sollten? Aber keiner der Verantwortlichen hatte ihnen einen „Ausflug“ versprochen. Konvoi-Routinier Wilhelm Mittag vom Deutschen Roten Kreuz warnte zuvor, hatte in zahlreichen Vorbereitungen mit Stadt und Spezialisten einen Zug montiert, der Sicherheit gewährte. Krankentransporter mit Ärztin, Rüstwagen mit Feuerwehr-Experten für den Notfall, Reisebus mit Betten, Toilette und Kochgelegenheiten sowie Funk- und Führungswagen standen bereit. Oberhausener Unternehmer zeigten sich wahrlich nicht kleinlich, stellten Fahrzeuge, teils mit Fahrern, zur Verfügung. Lebensmittelpakete und Kindernahrung im Wert von 190.000 Mark, 2837 „Care“-Pakete, über 300 von der Oberhausener Bevölkerung privat gepackte Kartons, dazu Sets mit medizinischem Einwegmaterial: Der Jungfernhilfskonvoi konnte starten.

Vier Stunden Fahrer, vier Stunden Beifahrer, acht Stunden Pause – so war es geplant. Doch daraus wurde nichts. In der Niederen Tatra konnten die Rücklichter des Vordermanns nur schwerlich im Auge behalten werden. Zu nahes Auffahren – die spiegelglatte Fahrbahn drohte zur Rutschpartie zu werden. Aber auch bloß nicht „diese verdammten Rücklichter“ verlieren. Die Straßen wiesen modernste Fe-



derungssysteme in ihre Schranken. Und dann auch noch die dichten Schneestürme. „Wie lange noch bis zur Ablösung?“ Die Fahrer des Führungsfahrzeugs suchten angestrengt nach Fahrbahnmarkierungen oder Leitplanken. Plötzlich existierten sie nicht mehr. Fahrer und Material sollten sich noch des öfteren der Leistungsgrenze nähern.

#### **Miliz eskortierte**

Die sowjetischen Zollbeamten öffneten den Schlagbaum. Waren die Uniformierten noch sehr nüchtern und verschlossen, sollten die Brummis direkt anschließend durch eine Mensentraube fah-

*Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond schickte den 1. Hilfskonvoi auf die lange Reise.*

*Stop an der Grenze zwischen der CSFR und der UdSSR.*

ren, die die Daumen hochhielt, applaudierte, dankte, aufmunterte und anfeuerte. „Die Müdigkeit war wie zerronnen. Was würde uns in Saporoshje erwarten, wenn schon diese Menschen, unser Ziel nicht kennend, diese freundschaftliche Liebe zeigen. Die Trucker, teils hart gesottene Kerle waren fassungslos, konnten zunächst nicht reagieren. Ein Lächeln, ein Druck durchs Horn. Und auf der gesamten Strecke durch die Ukraine, durch kleine Dörfer und große Metropolen sollten diese Gesten nicht enden.

Auf sowjetischem Boden sorgten drei eskortierende Milizfahrzeuge für eine zügigere Fahrt. Zwischen den ukrainischen Polizisten und den 28 Oberhausenern entwickelte sich schnell ein freundschaftliches Verhältnis. Ein Fahrer: „Das war für jeden die erste Chance, endlich einmal mit den verdammten Vorurteilen aufzuräumen!“ Dabei sollten die Konvoiteilnehmer erst in Saporoshje die sprichwörtliche sowjetische Gastfreundschaft in vollem Maße kennenlernen.

Vorbereitet war alles bestens. Seit einigen Wochen hatte die Stadt ein Koordinierungsbüro in der ukrainischen Partnerstadt. Jörg Fischer, erster von weiteren vier Büroleitern, hatte Listen von Saporoshjern, Alten und sozial Schwachen, die auf die Oberhausener Hilfe sehnsüchtig warteten. Ersah sich in Krankenhäusern vor Ort um, plante mit Vertretern der ukrainischen Metropole die Verteilung.

Die den ersten Konvoi begleitende Ärztin Klaudia Kuhn-Wackrow, die Gott sei Dank neben Pillenausgaben gegen Erkältungen kaum zum Einsatz kam, hatte zwar mit schlechten Verhältnissen in Saporoshjer Kliniken gerechnet. Doch die Realität übertraf ihre Vorstellungskraft. Primitive Verhältnisse



verschlugen der 36jährigen Medizinerin die Sprache. Schaumstoffbetten, überzogen mit zerrissenen oder notdürftig genähten Laken voller Flecken, Infusionsbestecke aus Gummi, Spritzen aus Glas: Einwegmaterialien sind Raritäten.

Die Gänge in Saporoshjes „bestem“ Krankenhaus sind dunkel und leer. Der Wandputz blättert ab, die einzigen Bilder zeigen Lenin oder Kopfportraits, die sich im kommunistischen System auf medizinischem Gebiet verdient machten. Für die nicht sterile Intensivstation fehlen Einwegschuhe, -mundschutz, Spezialbekleidung. Zugänge werden mit Metallkanülen gelegt, daran angeschlossen Mehrweg-Gummischläuche. 1000 Betten sind allein in diesem Gebietskrankenhaus für Saporoshje.

Zehn medizinische Sets mit Einwegmaterialien wurden auf zehn Krankenhäuser verteilt. Saporoshjes Gesundheitsdezernent Anatoli Kusnjetzov ist dankbar, weiß jedoch auch, daß diese ersten Lieferungen, wie auch die kommenden, nur Tropfen auf den heißen Stein sein können. Die Stadt benötigt 40 Millionen Einwegspritzen im Jahr. Gerade zwei Millionen hat sie aus eigener Herstellung. „Die zehn Oberhausener Sets reichen in zehn von 58 Kliniken gerade einmal eine Woche.“

In vielen Bereichen konnte die Oberhausener Hilfe nur ein Beitrag zur Linderung der akuten Not sein. Doch im einzigen Waisenhaus der ukrainischen Partnerstadt konnten die Spenden von der Ruhr fast ein Defizit decken: Mit vollwertiger Kindernahrung ist die Stärkung der Kleinen und Kleinsten am Dnjepr vorerst gesichert. Hungern mußten die 160 Kinder aus der „Kleinen Sonne“ zwar zuvor nicht, doch es war gestreckte, vitaminarme Nah-



*Fahrzeuge der sowjetischen Miliz eskortierten den Oberhausener Konvoi durch die Ukraine.*

rung, die ihnen gereicht werden mußte: „Nur viele Kohlehydrate, die sättigen.“

### **Keine Ruhe gegönnt**

Die Fahrer – für sie sollten die Strapazen zunächst ein Ende haben. Ruhe war angesagt. Schlafen für die letzten Tage und Nächte. Nach vier Tagen sollte es schließlich zurückgehen. Doch auch daraus wurde nichts! Die Trucker – sie lehnten Stadtrundfahrten und weitere erholsame Programme ab, um nicht nur aktiv mitzuhelfen, sondern auch um den zwischenmenschlichen Kontakt zu fördern, um den Saporoshjern Mut zu machen. Sie besuchten Krankenhäuser und Lagerhallen, packten bei der Verteilung mit an, ließen es sich nicht nehmen, die Babynahrung selbst ins Kinderheim zu tragen.

Gefragt, was für sie denn das Beindruckendste am Dnjepr gewesen sei, kommt meist lange Zeit keine Antwort. Es sind Freundschaften entstanden, neue Freundschaften geknüpft worden – Beziehungen, die im Laufe des Jahres intensiviert wurden. Und es sind Kopfschmerzen entstanden: Die zurückgelassene Situation tut weh. So griffen die 28 Fahrer tief in die eigene Tasche, überreichten direkt nach ihrer Rückkehr über 1800 Mark auf das Spendenkonto „Oberhausen hilft Saporoshje“, um weitere Konvois zu sichern.

Pünktlich einen Monat später sollte es denn dann auch wieder soweit sein. Der zweite Konvoi mit Gütern im Wert von 160 000 Mark wurde auf den Weg gen Osten geschickt. An Bord sind neben 700 Lebensmittelpaketen überwiegend die gewünschten, dringend benötigten Einweg-Spritzen, Infusionssysteme und weitere medizinische Sets. Und gleich der Hinfahrt des ersten



*Die Straßenkarten gaben viele Rätsel auf.*

*Gruppenfoto in Saporoshje: Die Teilnehmer des 1. Hilfskonvois gemeinsam mit sowjetischen Freunden nach der glücklichen Ankunft.*



Konvois sollte die zweite Mission in den Karpaten erneut den Höhepunkt der fahrerischen Strapazen erreichen. Nur mit Hilfe von 100 Metern Stahlseil und der Rüstwagen-Winde schafften die Lkw die Steigungen. Die Räder drehten trotz Differentialsperren durch, sowjetische Laster standen auf festgefahrener Schneedecke über Eis quer: Drei Stunden Schwerstarbeit im Schneesturm bei 15 Grad unter Null um halb drei Uhr in der Früh folgten.

Erfahrungen, Bewertungen der Situation – sie waren dieselben. Vier Konvois – die Hilfsaktion „Oberhausen hilft Saporoshje“ ist abgeschlossen. Doch dies wird nicht „ein Ende“ bedeuten. Es ist vielmehr auch der Anfang für die Vertiefung einer Beziehung zu Saporoshje und seinen Menschen gewesen.

Die Städtepartnerschaft kann mit vielen Positiva umschrieben werden. Die Bezeichnung „einseitig“ wäre an den Haaren herbeigezogen. Diese Vorurteile wurden nicht zuletzt durch die Herzlichkeit, Gastfreundschaft und die offen gezeigten Gefühle aus dem Weg geräumt.

Die Ukraine hat Ende August ihre Souveränität ausgerufen. Noch immer bestehende Mauern werden fallen. Sie müssen fallen. Schon im Januar haben Exekutiv-Komitee und Stadtsowjet erklärt, daß „nun der Mensch und nicht mehr die Ideologie im Vordergrund stehen wird“.

Zu hoffen ist, daß sich die Situation in Saporoshje so schnell wie möglich bessern wird. Oberhausen und Saporoshje: Beide haben in diesem Jahr die Basis für eine gute Freundschaft geschaffen, die mehr als nur auf „städtischer Ebene“ zu bewerten ist. Auf ihr Wachstum darf man gespannt sein!

# SCHIENENPROFIL FÜR DIE GELIEBTE DES KÖNIGS

*Stahl bestimmte 200 Jahre  
die Geschicke Oberhausens*

NICOLE SCHAUERTE

100-jähriges Bestehen feierte 1991 in Duisburg die Thyssen Stahl AG. Der Stahlstandort Oberhausen ist innerhalb der Firmengeschichte dieses Unternehmens zwar längst noch nicht so alt – dort wird Thyssen erst 1971 mit Gründung der Thyssen Niederrhein AG präsent – doch die Geschichte rund um Kohle und Stahl, die schließlich auch die weiteren Geschicke Oberhausens beeinflusst hat, ist schon wesentlich älter. Der Kreis schließt sich jetzt: Im Jahr 1791, also immerhin schon vor 200 Jahren, entstand durch die Gründung der Hütte Neu-Essen in Lirich etwas Neues, ein Vorläufer für das spätere Unternehmen. 200 Jahre lang prägten danach Kohle und Stahl das Bild der Landschaft und das Leben der Bewohner Oberhausens. Heute entsteht ein neuer Traum, eine Vision, die auf dem brachliegenden Gelände etwas völlig Neues manifestieren soll: Der Traum kommt aus Großbritannien und heißt Freizeit

und Konsum – die wohl wichtigsten Wirtschaftsfaktoren der Zukunft, die auch die Zukunft für Oberhausen bedeuten sollen.

Die alten Industriezweige sind auch hier in Oberhausen sozusagen „out“. Die Thyssen Niederrhein AG hat sich weitgehend zurückgezogen. Ein Gemeinschaftsprojekt mit dem italienischen Ministahlerzeuger AFV Beltrame, eine neue Walzstraße zur Erzeugung von Stabstahl, soll jedoch entstehen. Somit wird Oberhausen trotz allem Stahlstandort bleiben.

Sicher ist, solange es sie noch gibt, die Hüttenarbeiter und Stahlkocher dieser Stadt, solange kann das, was sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrzehnte auf dem riesigen Industrie-Areal abgespielt hat, nicht in Vergessenheit geraten. Und sicher werden auch spätere Generationen davon erzählen, so wie man sich jetzt noch an die Ursprünge erinnert.

Als es in Frankreich 1791 um

Wahlrecht, Bürgerrecht und eine neue Verfassung ging, gründete in Oberhausen die Fürstäbtissin Maria Cunegunda (sie war königliche Prinzessin in Polen und Litauen, Herzogin zu Sachsen und Tante des sächsischen Königs) die Hütte „Neu-Essen“ an der Emscher. Die Leitung des Werkes wurde dem erst zwanzigjährigen Hütteninspektor Gottlob Jacobi anvertraut. Unter seiner Leitung wurden die St. Antony-Hütte (1758 gegründet) und die Hütte Neu-Essen zusammen mit der Gute-Hoffnungs-Hütte zu einer Hütten-gewerkschaft verbunden. Dies geschah nach verschiedenen Ereignissen und dem Besitzerwechsel der Antony-Hütte an die Fürstäbtissin (1793) und dem Besitzerwechsel der Gute-Hoffnungs-Hütte Sterkrade an die Witwe Krupp (1797). Mit viel Kapital wurde die älteste der drei Hütten modernisiert und Jacobi führte auch den bis dahin nur in Schlesien gebräuchlichen Kupolofen ein.

In der Antony-Hütte arbeiteten damals rund 80 Mann, davon vier vor dem Hochofen. Gußeisen, kein Stabeisen, produzierte man. 1802 brauchten die Hüttenarbeiter zur Herstellung von einer halben Tonne Gußwaren 3674 Pfund Eisenstein, 1900 Pfund Kohlen sowie Rättinger Kalkstein. Der erzielte Preis lag bei 40 Reichstalern. Die Produktion bestand aus Töpfen, Platten, Öfen und Gewichten. Es wurden aber auch Gußteile für die erste deutsche Dampfmaschine hergestellt und um die Jahrhundertwende Kanonenkugeln, die in der Antony-Hütte gegossen und in der Hütte Neu-Essen poliert wurden.

Nach dem Ende der französischen Revolutionskriege schlug die Konjunktur um und die Fürstäbtissin mußte die Hütten aus ihrem Privatbesitz verkaufen. Gottlob Jacobi,



*Hochofen-Abstich im Hüttenwerk  
Oberhausen in den 50er Jahren.*

der 1800 Johanna Sophia Haniel geheiratet hatte, besaß das Vorkaufsrecht. 1808 entstand die Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel & Huys-

sen. Der Gesellschaftervertrag wurde jedoch erst 1810 unterzeichnet. Damit waren die Familie von Jacobis Frau und mit Heinrich Huysen ein Schwager der Jacobis an dem Unternehmen beteiligt.

#### **Existenzkampf**

Diese Hüttengewerkschaft führte über Jahrzehnte hinweg einen

mächtigen Existenzkampf gegen die britische Stahlindustrie. Als Grundlage des Bestehens seines Unternehmens erkannte Franz Haniel die Notwendigkeit, Erzeuger, Weiterverarbeiter und Verbraucher in einer Unternehmensgruppe zusammenzufassen. So wurden 1829/30 gleichzeitig eine Schiffswerft und ein Blechwalzwerk in Oberhausen errichtet. Die ersten Dampfschiffe baute die Firma ebenfalls und schaffte dadurch auch für die 1820 in Sterkrade eingerichtete Werkstatt für den Bau von Maschinen einen Abnehmer.

1842 wurde ein Schienenwalzwerk in Oberhausen eingerichtet – das Zeitalter der Eisenbahnen hatte begonnen. Längst war die Hüttengewerkschaft kein Hüttenbetrieb mehr, in dem Eisen verhüttet wurde. Erst 1849, als in Mülheim ein Verfahren entdeckt wurde, aus der Ruhrkohle für die Erzverhüttung geeigneten Koks zu gewinnen, begann Franz Haniel seinen Plan, dem Unternehmen die eisenschaffende Grundlage wiederzugeben, neu zu verwirklichen.

Auf der Zeche Oberhausen wurde der Verbund Kohle/Eisen 1858 zuerst realisiert. Drei Jahre zuvor war der erste Kokshochofen auf dem Gelände der Hütte Neu-Essen in Oberhausen, jetzt Eisenhütte Oberhausen, angeblasen worden. Innerhalb von zehn Jahren entstanden hier insgesamt sechs Hochöfen. Aus drei kleinen Hütten in Oberhausen schuf Franz Haniel außerdem den ersten Montankonzern und ebnete ihm so den Weg in die Weltwirtschaft.

Prominenten Besuch bekamen die Herren Lueg, Haniel und Huysen gleich drei Mal: 1833 besuchte der preußische Kronprinz die Werke Oberhausen, 1845 kam König Friedrich Wilhelm IV. und 1855

war dann auch Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., zu Gast im Walzwerk Oberhausen.

Partner von Franz Haniel war nach dem relativ frühen Tod Gottlob Jacobis 1823 vier Jahrzehnte der ehemalige Hauslehrer Wilhelm Lueg. Er unterstützte nicht nur die unternehmerischen Ideen Haniels, sondern kümmerte sich auch stets darum, daß Aufträge hereinkamen. Dabei war es ihm auch nicht zu mühsam, den Weg zu einem Auftrag der Königlich-Bayerischen Eisenbahn, über den König Ludwig I. zu entscheiden hatte, über die Tänzerin Lola Montez, die Geliebte des Königs, zu suchen. Ein 50 Zentimeter langes, goldenes Schienenprofil, das er ihr zum Geschenk machte, sicherte den Auftrag.

#### **Sozialwerk**

Lueg gilt zudem als Schöpfer des frühesten, industriellen Sozialwerks. 1837 wurde die „Unterstützungs-Cassa für kranke Arbeiter bei Jacobi, Haniel & Huyssen“ gegründet. 1844 wurde in Osterfeld die erste Werksiedlung mit Namen „Eisenheim“ gebaut und 1849 die erste Witwenrente aus der 1840 gegründeten „Unterstützungs-Cassa“ gezahlt. Eine Werksküche existierte ebenfalls. Es gab zur damaligen Zeit keine gesetzlichen Grundlagen für das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Großbetrieben. Immerhin betrug jedoch 1864 die Zahl der Beschäftigten in der Hüttengewerkschaft schon 5000 Mann.

Ein neues Kapitel in der Unternehmensgeschichte begann mit dem Eintritt der zweiten Generation der Firmengründer. Die als offene Handelsgesellschaft geführte „Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel & Huyssen“ wurde in eine Aktiengesellschaft mit dem Namen „Gute-

hoffnungshütte Actien-Verein für Bergbau und Hüttenbetriebe“ umgewandelt. Den dreiköpfigen Vorstand bildeten Karl Lueg, Hugo Jacobi und Gottfried Ziegler.

Von 1868 bis 1872 wurde das 1853 in Bau genommene Hochofenwerk um vier Kokshochöfen auf insgesamt zehn erweitert. Im gleichen Zeitraum entstand in Oberhausen außerdem das Bessemer-Stahlwerk, das spätere Thomas-Stahlwerk, das nach dem Engländer Sir Henry Bessemer, der das Windfrischverfahren zur Stahlerzeugung entdeckte, benannt ist. Parallel zur Gründung einer Stahlbasis wurde den bisherigen Blech-, Stabeisen- und Schienenwalzwerken ein wei-



teres Walzwerk angegliedert und so schuf man das „Stahl- und Walzwerk Neu-Oberhausen“.

Mehrfach stellte das Unternehmen in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Investi-



*1889: Blick von der Essener Straße auf die Eisenhütte I der Gutehoffnungshütte.*

*Körperliche Schwerstarbeit war das Stahlkochen immer.*



*Teilansicht der HOAG, im Vordergrund eine typische Kleingartenidylle.*

tionsfreudigkeit, bedingt durch eine wirtschaftliche Hochkonjunkturphase, unter Beweis. Als das Bessemer-Verfahren 1879 erweitert wurde und auch phosphorreiches Roheisen in Stahl umgewandelt werden konnte, floß bereits drei Jahre später in Oberhausen der erste Thomas-Stahl (benannt nach Sidney J. Thomas).

### **Großkokerei**

In den folgenden Jahrzehnten stand insbesondere auch die Kohle im Mittelpunkt des Geschehens. Sie war in immer größerem Maße zur Stahlherstellung nötig und bis 1913 wurden sechs Schachtanlagen von „Ludwig“ (1864) bis „Jacobi“ (1913) in Betrieb genommen. 1952 folgte noch die Schachtanlage „Franz Haniel“. 1905/06 war man in der Lage, nicht nur den Eigenbedarf

an Kohle in Höhe von 1,3 Millionen Tonnen pro Jahr zu decken, sondern auch noch einmal die gleiche Menge zu verkaufen.

Um die Kohle selbst zu verkoken, wurde bereits 1893 die erste Großkokerei mit 120 Öfen auf der Schachtanlage „Osterfeld“ in Betrieb genommen.

### **Neuordnung**

Auch die Oberhausener Betriebe blieben vom Zweiten Weltkrieg nicht verschont. Der 350.000 Kubikmeter fassende Gasometer – heute noch ein Wahrzeichen der Stadt und durch verschiedene aktuelle Nutzungspläne im Gespräch – wurde 1943 von einer Bombe getroffen, die das Dach durchschlug und im teerigen Schlamm am Boden explodierte. Die Splitter rissen Löcher in die Außenhaut. Nach seinem Wiederaufbau 1946 brannte der Gasometer direkt nach der Inbetriebnahme ab und ist erst seit 1950 wieder endgültig fertiggestellt.

Im Rahmen der Neuordnung der Wirtschaft nach Kriegsende gab es auch in Oberhausen neue Wege. Am 8. Februar 1947 wurde die HOAG (Hüttenwerk Oberhausen AG) aufgrund einer Anweisung der „North German Iron and Steel Control“ von Heinrich Dinkelbach als Leiter und gesetzlicher Vertreter der Treuhandverwaltung, Direktor Dr. Clemens Kleine, Direktor Heinrich Meier, Rechtsanwalt Dr. Werner Scholz und Direktor Franz Unkel gegründet. Das Gründungskapital wurde auf 100.000 Reichsmark festgesetzt, wovon die „North German Iron and Steel Control“ 96 Prozent übernahm und die übrigen Gründer je 1000 Reichsmark einbrachten. Bis auf Dr. Klein gehörten alle dem Aufsichtsrat der Gesellschaft an. Ende Februar 1947 schloß man für die notwendigen Betriebsanlagen einen Pachtvertrag mit der GHH. Die Produktion in Oberhausen startete jedoch nicht erst mit der Gründung der HOAG, vielmehr war der Hüttenbereich der GHH schon wenige Wochen nach Kriegsende wieder in Betrieb: Am 14. Juli 1945 startete die 550er-Stabstraße im Werk Neu-Oberhausen erneut.

### **Schlackensteinfabrik**

Laut Pachtvertrag standen am 1. März 1947 eine Hochofenanlage, ein Thomas-Stahlwerk mit sechs Thomasbirnen, zwei Siemens-Martin-Stahlwerke, zwei Blockstraßen, zwei Halbzeug- und Formstahlstraßen, je eine Stabstahl- und Drahtstraße, ein Radreifen- und ein Scheibenwalzwerk, ein Grobblech-Walzwerk (wurde aus Brennstoffmangel nicht betrieben), ein Mittelblech-Walzwerk, ein Feinblechwalzwerk, Zurichtereien und Hilfsbetriebe, ein Zementwerk, eine Schlackensteinfabrik, ein Invalidenwerk (vergleichbar mit den

heutigen Sozialbetrieben bzw. Werkstätten) sowie Büro- und Lagergebäude, Wohngrundstücke und Wohnungen zur Verfügung.

Im März 1947 wurden in Oberhausen 32.654 Tonnen Rohstahl erzeugt und die Produktion innerhalb eines Jahres auf 42.253 Tonnen gesteigert. Im Jahr 1950 wurde erstmals die 100.000-Tonnen-Grenze überschritten. Und das obwohl gerade in der Zeit vor der Währungsreform Rohstoffknappheit und Brennstoffmangel oftmals vorherrschend waren. Technische Verbesserungen gab es in dieser Zeit dennoch. Bereits 1949/50 konnte rund die Hälfte des Thomas-Stahls mit Sauerstoff erblasen werden, was seine Qualität erheblich verbesserte. Im Oktober 1955 gab es mit einer Jahresproduktion von 142.334 Tonnen Rohstahl einen neuen Rekord.

### **Mitbestimmung**

Auch um das Mitbestimmungs-gesetz kämpften die Oberhausener HOAG-Arbeiter 1950/51 vehement und am 21. Mai 1951 war dann endlich der Weg frei für die Fortsetzung der Mitbestimmung. Durch ein bis heute ungeklärtes Mißverständnis kam bei der Gründung der Einheits-gesellschaft 1951 die Zeche Osterfeld nicht zur HOAG, obwohl dies ursprünglich geschehen sollte. Zahlreiche Modernisierungsprojekte an den Produktionsanlagen bestimmten außerdem die 50er und 60er Jahre in Oberhausen. 1954 lieferte das Dampfkraftwerk den ersten Strom. Im gleichen Jahr wurde die Blockstraße I vollständig modernisiert. Ende 1954 folgte der Neubau einer Halbzeugstraße in Oberhausen. Konti-Straße und Feineisenstraße schlossen sich an und im Mai 1955 konnte diese bisher größte Investition der HOAG in Betrieb genommen werden. Die



Drahtstraße I wurde durch einen Wärmeofen auf den neusten Stand gebracht. Das gleiche galt 1957 für die 130 Jahre alte Grobblecherzeugung. Nach 21 Monaten Bauzeit wurde im Dezember 1959 der Hochofen A, eine der größten Hochofenanlagen dieser Zeit, angeblasen. Durch ihn konnten 1960/61 1,8 Millionen Tonnen Roheisen in Oberhausen erzeugt werden.

Die Rohstahlerzeugung wurde 1960 durch die Inbetriebnahme des Siemens-Martin-Stahlwerks II erweitert. Im Dezember 1962 ging dann die neue Drahtstraße II in Betrieb.

Verbindungen zwischen der HOAG und der Niederrheinischen Hütte AG kommen 1963 durch einen Lohnwalzvertrag für Walzdraht zustande. 1964 kooperieren HOAG und August-Thyssen-Hütte auf dem Warmbreitbandsektor.

*1,8 Mio. Tonnen Roheisen erzeugte 1960/61 die Hochofenanlage A.*

1966 stellt die Niederrheinische Hütte ihren Hochofenbetrieb ein und wird zu einem spezialisierten Walzwerkunternehmen. Die August-Thyssen-Hütte übernimmt dann 1968 die Aktienmehrheit der Hüttenwerk Oberhausen AG.

### **Expansion zunächst fortgesetzt**

1971 kommt es schließlich zum endgültigen Zusammenschluß der Betriebe der Niederrheinischen Hütte AG und der Hüttenwerke Oberhausen AG. Die Thyssen Niederrhein AG wird gegründet. Sie setzt die Expansion in Oberhausen zunächst fort und 1972 gehen ein neues Plattierwerk sowie ein neues Preßwerk in Betrieb. Im September



*1970 wurde der Hochofen auf dem heutigen EO I/EO II Gelände gesprengt.*

1973 hat das Werk Oberhausen rund 9 250 Mitarbeiter und den Höhepunkt seiner flächenmäßigen Ausdehnung in der Stadt erreicht. Zahlreiche verschiedene Unternehmensbereiche auf einer Fläche von weit mehr als einer Million Quadratmetern gehören zu dem Unternehmen und bestimmen nachhaltig das Stadtbild. Die Bedeutung dieser Fläche ist bis heute keineswegs kleiner geworden.

Wenn auch das Jahr 1971 als das Jahr eins in der Geschichte der Thyssen Niederrhein AG gelten muß, so kann das Werk Oberhausen doch auf eine fast 200 Jahre alte Geschichte der Eisen- und Stahlerzeugung im Schatten des Grafenbuschs zurückblicken. Damit hat

die Geschichte des Ruhrgebiets als eines der bedeutendsten Industriezentren ihren Anfang genommen.

Die 70er und 80er Jahre waren bestimmt von Stahlkrisen, Streiks, Entlassungen und Stilllegungen ganzer Produktionsteile. So meldete die örtliche Presse 1977, daß der Rat der Stadt Oberhausen unter dem Vorsitz von Oberbürgermeisterin Luise Albertz eine Entschließung verabschiedet habe, in der man sich vehement gegen ein „weiteres Schrumpfen von Arbeitsplätzen bei Thyssen Niederrhein“ wende. Im November 1971 drohten im Zusammenhang mit der Diskussion um einen neuen Großhochofen Stilllegungen und bereits Massenentlassungen. 1973 meldete Thyssen Niederrhein dann noch einmal die „volle Auslastung der Oberhausener Anlagen“. 1975 war das Wort „Kurzarbeit bei Thyssen“ hartnäckig in den Schlagzeilen, ebenso die „rückläufige Entwicklung“.

#### **Aspekte des Umweltschutzes**

Auch das Jahr 1976 ging nicht nur in die Zeitungsarchiv-Analen als ein „Jahr der Flaute“ ein. Heftig wurde auch unter dem Aspekt des Umweltschutzes um das Siemens-Martin-Stahlwerk an der Osterfelder Straße diskutiert. Der Stahlstandort Oberhausen hauchte langsam aber sicher seinen letzten Atem aus. 1990 wurde die letzte Drahtstraße in Oberhausen stillgelegt. Alternativen zur Nutzung der riesigen Gewerbeflächen wurden gesucht, wobei die Stadt Oberhausen und die Thyssen Stahl AG ein gleichmaßen großes Interesse daran hatten und haben.

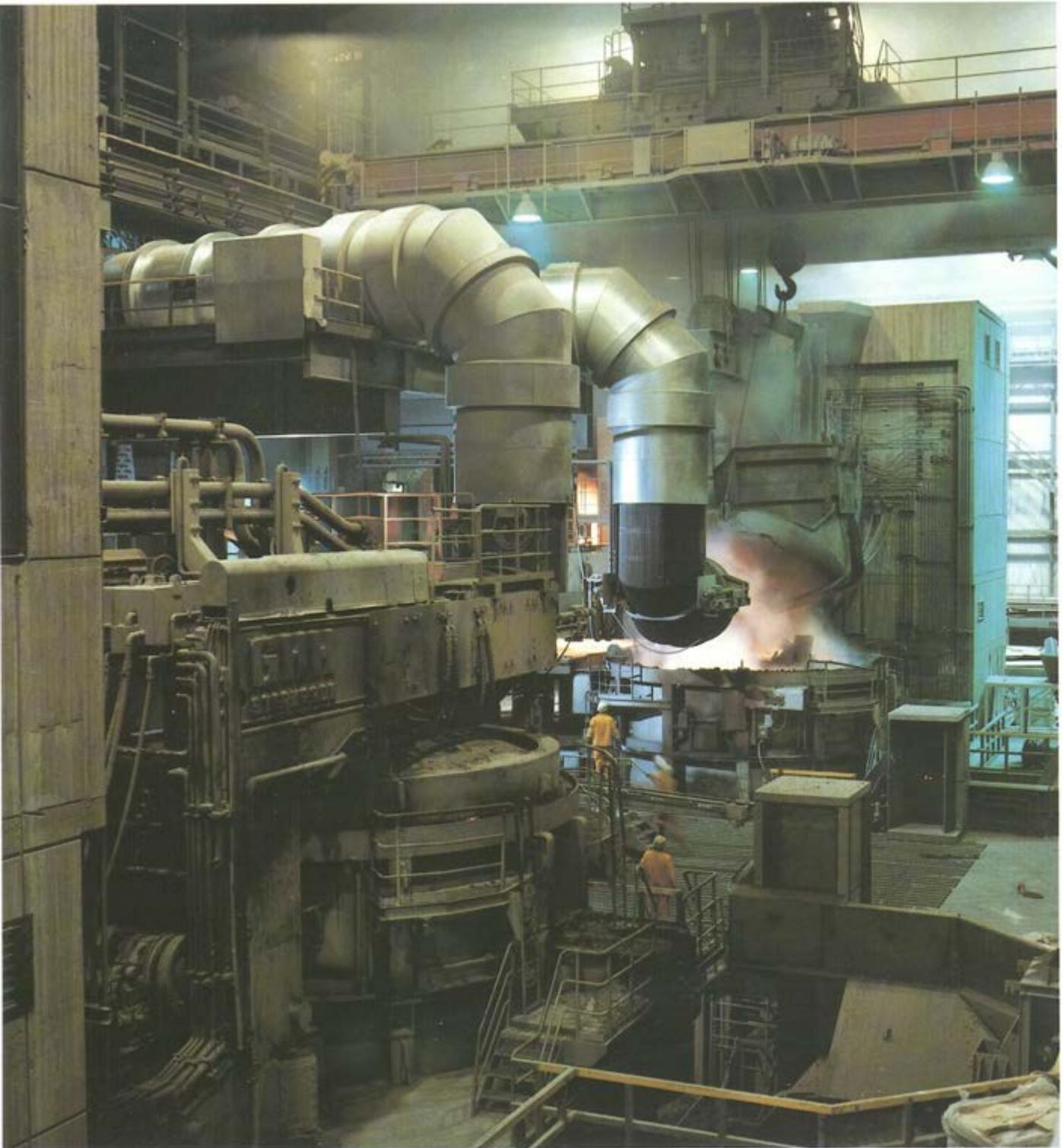
Die aktuelle Bilanz des Thyssen-Besitzes zeigt folgendes: Das Gelände Eisenhütte I und II ist vermarktet, der Gewerbehof Ripshorst vergeben. Hier hat die Dienstleistungsgesellschaft Diversa (Arbeitsplätze

für Langzeitarbeitslose) für die Dauer von zehn Jahren ein unentgeltliches Nutzungsrecht. Das Filetstück im Bereich des früheren Blechwalzwerkes ging in der Größenordnung von 86.000 Quadratmetern an die Unternehmensgruppe Knepper und Wagner, die dort eine Art Industrie-Park ansiedelte. Das Unternehmenszentrum Neu-Oberhausen ist in der ehemaligen Hauptverwaltung II untergebracht, in der Hauptverwaltung an der Essener Straße findet sich der Unternehmensbereich „Thyssen bauen und wohnen“, in der ehemaligen Preßwerkhalle ist die Thyssen-Tochter Laser Walzen-Center GmbH zu Hause.

Grundstücke und Gebäude im Tor 4 Bereich gingen an drei kleinere Firmen, das Hauptlagerhaus wird zur Zeit wieder genutzt, da bis 1992 das Hauptlager in Duisburg umgebaut wird. Die Sozialwerkstätten werden im kommenden Jahr ebenfalls nach Duisburg umgesiedelt. Die Grundsteinlegung dort ist 1991. Mit Fördermitteln des Landschaftsverbandes entstehen 150 Arbeitsplätze. Der Wasserturm (dort ist ein Ingenieurbüro ansässig) und der Schlackenberg jenseits der Mülheimer Straße wurden schon vor Jahren verkauft, das Werksgasthaus an die EGO Entwicklungsgesellschaft Oberhausen mbH veräußert. Dort entsteht bis 1992 das Technologiezentrum Umweltschutz.

#### **Ministahl-Erzeuger**

Das Berufsbildungszentrum 2 an der Essener Straße/Ecke Osterfelder Straße ging an das Institut für Umwelt- und Sicherheitstechnik (UMSICHT). Der Verkauf der Enklave Tor 6 ist vorgesehen, das Gewerbegebiet Fernewaldstraße im Nordosten ist vermarktet. Das Gebäude der Technischen Betriebswirtschaft wurde mit Kaufoption an ein





*Einblicke in das moderne Elektro-  
stahlwerk der Thyssen Stahl AG  
östlich der Osterfelder Straße.*

Osterfelder Reinigungsunternehmen vermietet, das Berufsbildungszentrum Oberhausen GmbH wird zum 1. Juli 1992 als Ausbildungszen-

trum von der MAN Gutehoffnungshütte AG übernommen.

Der größte Teil der Thyssen-Fläche (93 Hektar) soll mit einer Investition von zwei Milliarden Mark durch die britische Gesellschaft „Stadium“ in einen Freizeit-, Einkaufs- und Erlebnispark umgewandelt werden. Dazu sind die Grundstücksverhandlungen zum Verkauf der Fläche an das Land Nordrhein-Westfalen kurz vor dem Abschluß. Für die Thyssen Stahl AG selbst gibt es in Oberhausen ein wichtiges Pro-

jekt, und zwar ein Gemeinschaftsunternehmen mit dem italienischen Ministahl-Erzeuger AFV Beltrame. An der neuen Gesellschaft hat Thyssen einen Anteil von 40 Prozent. Bis 1993 soll ein Ministahlwerk zur Erzeugung und zum Vertrieb von Stabstahl und leichten Profilen in Betrieb genommen werden. Wichtiger Baustein für das Gemeinschaftsprojekt wird das von Thyssen Stahl eingebrachte Elektrostahlwerk mit einer Stranggießanlage sein. Zweiter Baustein soll eine neue Walzstraße zur Erzeugung von Stabstahl und neuen Profilen sein. Nach erfolgreicher Inbetriebnahme und Erreichen der Nennproduktionskapazität werden in diesem Bereich in Oberhausen rund 475 Mitarbeiter beschäftigt sein.

Insgesamt sind die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts also erneut Zeiten des Aufbruchs und der Neuerungen. Die Ereignisse der kommenden Jahre werden sicher ebenso umwälzende Bedeutung für diese Stadt haben, wie sie die beschriebenen wirtschaftlichen Entwicklungen und Ereignisse des 18. Jahrhunderts hatten. Die „industrielle Nutzung“ hat neue Gesichter. In einem Vorstellungsprospekt seiner Firmengruppe „Stadium“ sagt Investor Edwin D. Healey über den Zweck seiner Unternehmungen: „Eine der Hauptstärken des Erfolgs von ‘Stadium’ ist deren Fähigkeit, schwieriges, uninteressantes und unbrauchbares Industriegelände durch regionale Regeneration optimal zu entwickeln. Damit werden tausende von neuen Arbeitsplätzen in Gebieten geschaffen, die normalerweise von hoher Arbeitslosigkeit betroffen sind.“ – Die Konkurrenz für die Deutschen sitzt auch hier wieder einmal in Großbritannien. Ironie des Schicksals?

# SCHMETTER- SCHLÄGE FÜR DAS "TRAUMSCHLOSS"

*Volleyballer des Tbd. Osterfeld  
wollen in die Bundesliga*

**MICHAEL HERMES**

*Es war einmal ein wackerer Glücksritter. Der schnürte sein Bündel und kehrte seiner geliebten Heimatstadt Moers den Rücken. Dort, auf der linken Rheinseite, hatte er seinem Namen einen guten Klang gegeben, aber zum bitteren Schluß so manchen Strauß ausfechten müssen, daß er keine Lust verspürte, sich weiter in den Dienst der gemeinsamen Sache zu stellen. Diese Kunde drang bis in die Nähe der Burg Vondern, wo ihm sein Ruf schon vorausgeeilt war. Vergeblich hatten sie dort ein paarmal um seine Künste gebuhlt, doch jetzt war die Zeit reif: Der Volleyball-Prinz machte sich in den Oberhausener Nordosten auf und küßte dort die Netzsien des Turnerbundes Osterfeld aus ihrem leistungssportlichen Dornröschenschlaf. In blühenden Farben malte Rainer Lillot den Vereinsfürsten ein Traum-Schloß aus, auf dessen Zinnen hoch oben die Flagge des Turnerbundes stolz im Wind wehen sollte. Daß der Glücksritter kein*

*weltfremder Phantast war, sondern ein zielstrebigem Realist, bewies er nun mit seiner neuen Crew: In Siebenmeilenstiefeln flitzte der Tbd. von der sechsthöchsten in die zweitbeste deutsche Spielklasse. Und das nur innerhalb von läppischen zwei Jahren. Wie das geht? Wie im Märchen!*

Ob er denn nun ein Glücksritter sei? „Es hat zwar ein bißchen damit zu tun, aber dahinter steckt noch etwas mehr“, sagt Rainer Lillot. „Wenn man sich eine Sache vornimmt, kann man viel erreichen.“ Dazu gehöre natürlich Glück. Und Beziehungen! Die baute der 36jährige Betriebswirt im Laufe seiner auf Erfolge gebetteten sportlichen Karriere auf und aus. In seiner Heimatstadt hob er einen Volleyball-Klub mit aus der Taufe und war maßgeblich am heutigen Stellenwert des Moerser SC beteiligt, der im Jahre 1991 sogar den Europapokal gewann. Das erlebte Lillot zwar nicht mehr in der ersten Reihe, weil

er 1989 nach vereinsinternen Querelen selbst einen dicken Schlußstrich zog und in Osterfeld sechs Klassen tiefer die Verantwortung übernahm. Und auf den Turnerbund hat er den Grundriß des Moerser Modells projiziert.

Vor Jahren hatte ‚Prinz Rainer‘ einmal gegen den Tbd. gespielt. Eine zarte Bande entstand, die letztendlich in ein festes Engagement als Coach mit Manager-Aufgaben mündete. ‚Zufällig‘ ist der Abteilungsvorsitzende Axel Förster der Steuerberater des Ex-Moersers. Sein Ja-Wort machte Lillot jedoch von einigen unabdingbaren Voraussetzungen abhängig, die klar in Richtung Leistungssport zielten: Mittelfristig in die 2. Bundesliga aufsteigen und das Umfeld dafür schaffen. Dann wurde kräftig in die Hände gespuckt.

Als wirkungsvolle ‚Morgengabe‘ brachte der Mann mit dem Fünftagebart, der in Moers neben seiner Tätigkeit als Co-Trainer der Bundesligamannschaft auch die ‚Zweite‘ (Oberliga) coachte, aus dieser fünf Akteure mit. Das Quintett wollte unbedingt unter seiner Regie weiter trainieren. Damit war der Grundstein für den ersten Aufstieg gelegt: Als Landesliga-Zweiter bestritt der Turnerbund die Verbandsliga-Relegation und kehrte mit klaren Siegen in jene Klasse zurück, in der er 1987 seine Zelte hatte abbrechen müssen.

Schon vor Beginn dieser Aufstiegsrunde sorgten die Osterfelder für die erste ganz dicke Titelzeile in der lokalen Presse: „160maliger DDR-Nationalspieler beim Turnerbund!“ Steffen Fuchs hieß der gute Mann, dessen Fähigkeiten beim Probetraining in Moers unterschätzt wurden. Lillot bekam davon Wind und lotste den Zusteller der BSG Schachtbau Nordhausen



zum Vorspielen. Ein halbes Jahr hatte Fuchs nicht mehr gepritscht und gebaggert, aber „als ich gesehen habe, wie genau er zuspiziert, wußte ich, den können wir sehr gut gebrauchen“, freut sich der Tbd.-Trainer noch heute diebisch über diesen Coup.

### **Sponsoren-Pool**

Über den inzwischen gegründeten Sponsoren-Pool des Turnerbundes, der die finanziellen Weichen für das Unternehmen 2. Bundesliga stellen soll, beschaffte der Verein Fuchs eine Ausbildungsstelle als Bankkaufmann. Ein Angebot, das mehr zählte, als die schnelle, harte D-Mark. „Natürlich hätte ich in der Bundesliga noch zwei, drei Jahre gutes Geld verdienen kön-

*Trainer Rainer Lillot gibt während einer Auszeit taktische Anweisungen.*



*Bei vorbildlicher Ballannahme: Das große Nachwuchs-Talent Marcel Abraham.*

nen. Aber was wäre dann gewesen“, fragt sich Fuchs, der in seinem erlernten Beruf als Diplom-Sportlehrer hierzulande kaum eine Anstellung gefunden hätte. Schließlich mußte der jetzt 30-jährige auch an Frau und Kinder denken, mit denen er sich schon vor der Wende zum Ausstieg aus dem ‚realexistierenden Sozialismus‘ entschlossen hatte.

Der nächste große Paukenschlag ließ nicht lange auf sich warten. Einen Monat nach Fuchs' Verpflichtung heuerte Lillot den Nationalspieler Nummer 2 für seine Mannschaft an: Kersten Lamers (27), 33maliger Träger des Bundesadlers, war in Moers wegen starker (ausländischer) Neuzugänge ins zweite Glied gerutscht. Die Visio-



*Das Volleyball-Team des Turnerbundes Osterfeld zum Saisonauftakt.*

nen seines ehemaligen Co-Trainers sagten ihm zu, und auch er erhielt über den Sponsoren-Pool die Chance, sich beruflich zu etablieren. Inzwischen hat sich der Tbd. allerdings wegen unüberbrückbarer Differenzen wieder von Lamers getrennt.

Kaum hatten sich die staunenden Mäuler geschlossen, klappten sie wieder auf, denn ein weiterer Schmettertschlag folgte: Kein international erfahrener „Kracher“, aber ein junges, entwicklungsfähiges Talent, das bereits einige Einsätze im Moerser Bundesliga-Team vorweisen konnte: Marcel Abraham (21).

Die Osterfelder hatten dreimal auf die Pauke gehauen und auch die höhere Volleyballszene hörte mit aufmerksam gespitzten Ohren das eingängige Stakkato der Schläge. Einladungen zu hochkarätig besetzten Turnieren dokumentierten nun den gewachsenen Stellenwert des ‚Newcomers‘.

Mit solchen Zugängen galten die Osterfelder natürlich als Top-Favorit für die Verbandsligasaison. Einen Vorgeschmack auf die Lei-

stungsstärke bekamen die Oberhausener Fans im Oktober '90, als der Tbd. im Bezirkspokal zunächst die Oberligisten Wuppertal und Kleve aus dem Wettbewerb schmetterte und dann das Endspiel nur knapp 2 : 3 gegen den Regionalligisten TV Mönchengladbach verlor (14 : 16 im Tiebreak).

Völlig losgelöst raste der Neuling durch die Liga, buchte zwar mit einer 2 : 3-Niederlage gegen TB Hassels einen kleinen Betriebsunfall, doch dieser fiel nicht ins Gewicht, war es doch die einzige Schlappe der Osterfelder, die vorzeitig den Aufstieg feiern konnten. Daß diese Fête bereits das Richtfest für das ‚Traum-Schloß 2. Liga‘ sein sollte, konnte zu diesem Zeitpunkt kaum jemand erahnen.

#### **Mittelblocker aus der CSFR**

Doch gut zwei Monate vor Saisonbeginn '91/92 brachte Rainer Lillot das unter Dach und Fach, was er vor seinem Engagement in blühenden

Farben skizziert hatte: Der Zweitligist Turnerbund Kaltenkirchen übertrug nach einigen Verhandlungen dem Tbd. das Startrecht in der zweithöchsten deutschen Klasse – finanzielle Gründe waren für den Verzicht des Klubs aus Schleswig-Holstein ausschlaggebend. Die Bestätigung des Deals durch den Volleyball-Verband ließ nur kurz auf sich warten, verbunden mit dem dicken Lob: „Ihr seid eine Bereicherung für die zweite Bundesliga.“

Damit das neue Haus nicht gleich zusammenkracht, baute Lillot einen zusätzlichen Pfeiler in die Konstruktion und schockte damit die Konkurrenz: Er holte den dritten Nationalspieler, Martin Nejedly, 25jähriger Mittelblocker des CSFR-Meisters Sokol Brno (Brünn). „Nach ihm würde sich so mancher Bundesligist die Finger lecken“, ist der Chef-Architekt des Tbd. stolz. Den heißen Tip gab Dieter Brauner, ‚Vater‘ des Oberhausener Damen-Basketballs, dessen Spielerin Irena Lednicka mit dem CSFR-Internationalen inzwischen verheiratet ist. Der Turnerbundler Lillot schob die Recherche nicht auf die lange Bank und machte blitzschnell Nägel mit Köpfen.

So soll es auch in Zukunft bleiben. Hierfür gewann Lillot als Mitarbeiter *die* Oberhausener Symbolfigur der deutschen Sportszene: Willi Wülbeck, 1983 Leichtathletik-Weltmeister über die 800 m, will dem Tbd. helfen, weitere Finanzquellen aufzuspüren. Denn der Ausbau des „Traumschlusses“ ist beschlossene Sache. Mittelfristig soll das Tbd.-Banner in der ersten Bundesliga stolz im Winde des Wettbewerbs flattern. Spätestens dann wird ganz (Volleyball)-Deutschland wissen, daß Osterfeld in Oberhausen liegt und nicht irgendwo hinter den sieben Bergen.

# POESIE DER PROMINENZ

*Liebesgrüße aus den Gästebüchern  
des „Hotel Ruhrland“*

## MICHAEL SCHMITZ

Am Anfang zweier Bücher das Papier leicht vergilbt, an den Aufzeichnungen hat bisweilen der Zahn der Zeit genagt, die Signets sind nicht selten ein Fall für Graphologen steht folgendes geschrieben:

*„Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste“,* so sang schon Ludwig Uhland in seinen Wanderliedern, und es würde mich herzlich freuen, wenn alle Gäste dieses Hauses in gleich guter Meinung von hier scheiden in dem Bewußtsein, in unserer Stadt der harten Arbeit eine anheimelnde Stätte gepflegter Gasthauskultur, einen Ort der Ruhe und Erholung gefunden zu haben, den man immer wieder gern aufsucht. Mit herzlichem Glückauf

*Luise Albertz*  
Oberbürgermeisterin

Damals schrieben wir in Oberhausen das Jahr 1959, gastronomische Nachkriegsgeschichte war

neubestellt worden, im Hotel Ruhrland hatte soeben die „Ära Vogel“ begonnen, der die unvergessene „Mutter Courage des Ruhrgebietes“ zum Start ebendiese aufmunternden Zeilen widmete. Eine Reise durch die Gästebücher der Oberhausener Nobelherberge, sie ist eine Tour durch das „Who is Who?“, Stars und Sternchen, die alle hier zusammenkamen, sie haben die Feder gestreichelt oder gespitzt. Schauen wir ein wenig durch das Schlüsselloch dreier Jahrzehnte Jet-Set am Hauptbahnhof, zu uns sprechen die Poesiealben des Hotels Ruhrland, Liebesbriefe als Drei- oder Vierzeiler, welch reicher Himmel, Stern bei Stern.

„Zwei schöne Tage in Oberhausen Ruhrgebiet. Zwei herrliche Tage im Ruhrland-Hotel. Vielen Dank und auf Wiedersehen“. Wer mag's glauben, daß sich hinter der zarten Eloge ein Meister des Nervenkitzels verbirgt, ein „deutscher Hitchcock“ gewissermaßen, in dessen „Stahl-

netz“ sich Mord's-Geschichten verfangen. Jürgen Roland war anno 1961 der erste „Täter“. Seine Tinte war noch nicht getrocknet, da verewigte ein anderer Altmeister den Ruf der Berge: „Sehr gut besuchter Vortrag für die Volkshochschule, Stimmung alles ausgezeichnet!“ So kurz und knapp, so trefflich aber auch und leidenschaftlich, wie er uns allen die Gipfel der Alpen ins Flachland brachte, rühmte Luis Trenker die Gastlichkeit knapp über dem Emscherspiegel.

Vor einem seiner surrealistischen Gemälde vom Meeresstrand grüßte Lucien Coutaud, Astrid Varnay, die stimmungswaltige Diva, verbeugte sich vor ihrem „Ruhrland-Stammlokal“, Ferenc Fricsay, der unvergessene, so früh verstorbene Dirigent, der den Taktstock glühen ließ, er bedankte sich für die gute Aufnahme. Und dann schlugen die Wellen hoch, 29. Oktober 1961: „Schiffe können sinken, der Ruf des Hotels Ruhrland aber nie.“ In alter Frische und mit frischen Seemannsgrüßen kam „Himmlisches“ vom Seeteufel Graf Luckner auf das Ruhrland herab, im Postscriptum: „Scheiden ist der erste Schritt zum Wiedersehen.“

Und immer wieder die Größen des Films, spanisch oder französisch, russisch oder englisch, ungarisch, tschechisch, amerikanisch, jugoslawisch, indisch, japanisch, die Westdeutschen Kurzfilmtage, häufig mit ihrem Gründer Hilmar Hoffmann an der Spitze, haben drei Vogel-Jahrzehnte der Ruhrland-Geschichte ganz wesentlich mit ausgebrütet: „Am Tage ins Kino, am Abend ins Ruhrland, das ist der „Weg zum Nachbarn“ eines Jury-Festivaliers', ja die Jurys, die Internationalen des Deutschen Volkshochschulverbandes vor allem, sie haben die Oberhausener Betten-

Hochburg oft in ihren Grundfesten erzittern lassen, haben nächtelang getagt, gestritten, gespeist und gezecht, bis sie sich auf die Preisträger einigen konnten. Wie leise nahmen sich dagegen die Meisterinnen der Kantilenen aus wie etwa Rita Streich oder Maria Stader anno 1962, wie verhalten der stimmgewaltige Lawrence Winters im gleichen Jahr, der in der Spielzeit 1963/64 dann an unserem damals so lebensfrohen Musiktheater Verdis „Simone Boccanegra“ unvergleichliche Ausstrahlung verlieh? Grace Bumbry und Renate Holm, Terese Berganza, Gloria Davy oder Ingeborg Hallstein, die Gästebücher des Ruhrland gleichsam als Besetzungszettel einer internationalen Operngala ohne Beispiel, wie auch als Bühnenjahrbücher der Sechziger, Siebziger oder Achtziger Jahre, ob mit Heinz Hilpert oder Ulli Philipp, Diana Körner oder Carl Heinz Schroth, über dessen Launen des Hoteliers Höflichkeit schweigt, schlagen wir nach bei Goethes „Faust“: „Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen, gewöhnlich aus dem Namen lesen.“

Prominenz, oft mehrfach zu lesen, allüberall: Eugen Roth, der Schmied kunstvoll hinterwitziger Verse, neben dem genialen Charmeur Johannes Heesters oder dem populären Wissenschaftler Prof. Heinz Haber. Und dann, nachgerade als Intermezzo, gefiederte Zwiesprache: „Der Finck dem Vogel“, schrieb am 5. Januar 1965 der feinzüngige Kabarettist. Der deutsche Schlager der Sechziger entdeckte das Ruhrgebiet und seine kleinen, aber feinen Nischen, lesen wir nach bei Suzanne Doucet: „Ich habe noch nie in einem so hübsch eingerichteten Hotelzimmer gewohnt. Und vor allem wegen des Schaukelstuhls muß ich unbedingt

wiederkommen.“ Wilhelm Vogel erinnert sich an sie als einen der lebenswertesten Gäste, wie an Sepp Herberger, der zwar nicht sein berühmtes Notizbuch, gleichwohl aber seine Unterschrift im Ruhrland zurückließ. Die Gästebücher erinnern an Otto Brenner, der sich 1968 von den Strapazen einer internationalen Automatisierungskonferenz erholte, und Günther Lüders, für den es „immer wieder eine Freude“ war, im Hotel Ruhrland zu Gast zu sein.

Und sie geben Kuli preis, Hans-Joachim Kuhlenkampff, der an der Rezeption des Hauses beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Siegrun Wieser, damals (1966) wie heute der nobel verschwiegene Geist am Entree, kannte jede Oberhausener Theaterproduktion im Detail, jede

*Schlagerstars wie Roy Black und Udo Jürgens rubten sich im „Ruhrland“ von Tourneestrapazen aus.*

literarische Neuerscheinung hätte sie fast nacherzählen können, nur fern, fern sah sie nie, die noch junge Tele-Vision war ihr fremd. „Kuli“, dessen Gesicht schon jedem EWG-Dreikäsehoch bekannt war, meldete sich am Empfang, er habe ein Zimmer reservieren lassen. „Auf welchen Namen haben sie bestellt?“ Der nie um einen saloppen Spruch verlegene Quizmaster war sprachlos und nächtigte drei Jahre später wieder im Ruhrland.

Neidisch kann man werden auf das Ruhrland, an dessen Türklinden der Hauch des Unvergeßlichen haftet. Was hätte ich darum gegeben, dabei sein zu dürfen, als Wilhelm Vogel 1966 Romy Schneider in sein Nest geleitete, jenen so zerbrechlich charmanten Inbegriff höchster Darstellungskunst, was





Herzlichen Dank!  
 Wim Thoenke,  
 11. 9. 82



Ich schlief hier gut zwei Nächte lang  
 und dafür sag' ich vielen Dank!

6. 2. 76

Hans Rosenthal

würden Menschen tauschen gegen ihren „Vielen Dank für die gute Betreuung und die Liebenswürdigkeit“?

„Who is Who“, da strotzen die Eintragungen auch von Selbstbewußtsein. „Schröder“ ist da schlicht zu lesen, der damals schon außerdienstliche Bundesaußenminister machte, wie gewohnt, wenig Worte. Besinnliches gar stammt von einem großen Kirchenmann, einem ständigen Mahner um geistige und moralische Hygiene. „Es gibt auch mitten im Gewühl Ruhestätten der Erquickung: Und da wird man wieder einmal auf sehr natürliche Weise dankbar“, schrieb Bischof Martin Niemöller 1968, in jener wilden Zeit, ins Gästebuch.

Musikalisch, wie die Sechziger Jahre mit der Dutch Swing College

*Spitzen des TV-Entertainments wie Wim Thoenke und Hans Rosenthal zählten ebenfalls zu Wilhelm Vogels Gästen.*

Band und erneut Rita Streich endeten, begannen die Siebziger. Während seiner Mammut-Tournee „Udo 70“ machte Herr Jürgens am 11. Januar Station in OB, trank seinerzeit allerdings noch deutschen, nicht griechischen Wein. „The best wishes“ von Pinkas Zuckermann folgten, der hier die Saiten seiner Violine liebte, Kulis Butler Martin Jente bewarb sich zwar nicht um einen Job im Ruhrland, dankte immerhin aber „für eines der angenehmsten Hotels der ganzen Tournee“, Werner Finck, wieder im gemeinsamen Nest mit dem Vogel, zeichnete diesmal ein hinreißendes Selbstbildnis als Gruß.

Dunja Rajters rassige Schönheit strahlt uns ebenso entgegen wie Roy Blacks jugendlicher Charme, mit dem er für „hervorragende

Gastfreundschaft herzlich dankte. Barbara Rütting lächelt verführerisch als „Ehrbare Dirne“, Fritz Rasp, Maria Schell, Siegfried Loewitz, bei dem schweigt erneut des Vogels Lied, und der große O. E. Hasse waren da, Raimund Harmstorf ließ gottlob nur im Kino zwecks Welturaufführung, nicht auf seinem Zimmer, den „Ruf der Wildnis“ erschallen. Horst Tappert bezeichnete das Ruhrland als ein „Juwel“ und er könne das beurteilen, Rex Gildo, Michael Holm und Joy Fleming genossen den Service. Paula Wessely vergaß im Ruhrland-Bett ihr Wien, Josef Meinrad und Günther Ungeheuer verewigten sich wie Karin Hübner, Karl-Michael Vogler, Günther Neutze oder Peter Lorenz bei seinem ersten Hotelaufenthalt nach der Entführung durch die RAF-Terroristen.

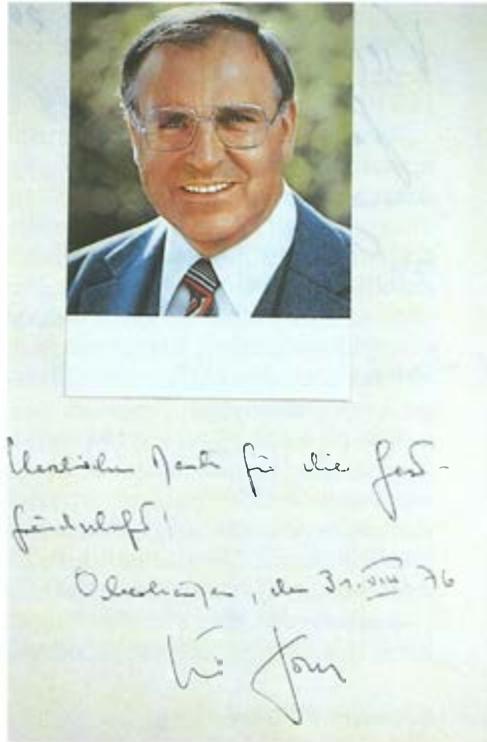
Mitte der siebziger Jahre gerät das Ruhrland geradezu in einen Prominententaumel, Monty Sunshine mit Klarinette und „best wishes“, einer seiner Musiker komponierte „So ein Tag, so wunderschön wie heute“ ins Gästebuch, Herbert Stass und Hans-Christian Blech kamen gemeinsam, Inge Meysel schrieb schlicht: „Es hat mir gefallen“. Hans Rosenthal schmiedete einen Zweizeiler: „Ich schlief hier gut zwei Nächte lang, und dafür sag' ich vielen Dank!“

Zwischen Peter Kreuder, Ellen Schwiars, Edith Schultze-Westrum, Angelica May, die namentlich auch die Küche rühmte, und Elisabeth Flickenschild dankte ein Mann für die Gastfreundschaft, der damals noch von dem träumte, was er heute ist – Bundeskanzler. Und so endet das erste Buch Kohl – hochpolitisch, künstlerisch beginnt das zweite mit Helga Feddersen, kabarettistisch mit Ernst H. Hilbich: „Ach wie herrlich und erquicklich

ist es, wenn sich Leute sorgen um das Wohlbefinden ihrer Gäste! Gute Nacht! Schlaf' gut! Bis morgen!

Wenn's aber gar so ist wie hier, wird's zur Angewohnheit mir!"

Paul Hubschmied und Eva Renzi, damals noch geeint, verschmolzen in einer kleinen Zeichnung miteinander. Günther Tabor erteilte seinem „Vorschreiber“ Heribert Böttcher, der meinte, „Es ist schön, wenn man sich in einem Hotel ‚zu Hause‘ fühlt“, seine „vollste Zustimmung“, Burkhard Hirsch, der streitbare Liberale, dankte für einen ruhigen und fröhlichen Abend. Karl-Heinz Böhm lächelt braungebrannt aus der Autogrammkarte, zwei Seiten allein füllte 1977 die Auswahlkommission für die Villa Massimo in Rom. Horst Frank und René Kol-



Prominente wie der damalige CDU-Bundesvorsitzende Helmut Kohl oder die Schauspielerinnen Maria Schell und Inge Meysel stiegen im „Rubrland“ ab.

lo folgt ein echter „Jean Pierre Delannoy“, Gerd Ruge bedankte sich für eine angenehme Nacht, hatte Glück, daß Antje Weißgerber erst später Ibsens „Gespenster“ auch ins Ruhrland brachte. Richard Stücklen ebenfalls sonnengebräunt, das Foto von Ruth-Maria Kubitschek hat wohl ein Verehrer gemopst, Heino klebt noch drin, hat das was zu bedeuten? Auch Aktionskünstler Wolf Vostell parkte im Ruhrland, als sein sündhaft teurer Fluxus-Zug 1981 im Oberhausener Hauptbahnhof Station machte: „Jeder Mensch ist ein Kunstwerk; aber der Frieden ist das größte Kunstwerk!“

Slavko Avsenik versammelte im Ruhrland seine Original Oberkrainer um sich, Hanns Dieter Hüsch





spendete „Vielen Dank für Speis' und Trank“. Hans Korte verblieb „in alter Treue“. Peter Glotz hat sich sehr wohlgefühlt, Wim Thielke und Dieter Kronzucker genossen Haus und Gastfreundschaft wie Fritz Wepper und Dietmar Schönherr oder Judy Winter, wie Doris Kunstmann, Pinkas Braun, Monika Peitsch, Gisela Uhlen, Uwe Friedrichsen, Elke Sommer oder Olivia Molina, die gleich längere Zeit im Ruhrland wohnte, als sie hier in „Jesus Christ Superstar“ und „Evita“ auf der Bühne stand, deren Dackel Pepe dem Vogel auch ein paar Küsse vermachte. Auch Walter Kempowski würdigte die Ruhe des Hauses, in dem er sich „von den Strapazen erholen konnte“, Claus Theo Gärtner, fast ein Sohn unserer Stadt, genoß das Ruhrland, Günter Lamprecht, vor fast drei Jahrzehnten hier als junger Schauspieler am

*Romy Schneider, damals schon ein Weltstar, 1966 mit Manager und Wilhelm Vogel auf dem Weg in die Nobelberberge am Hauptbahnhof.*

Theater, kehrte mit seiner Lebensgefährtin Claudia Amm mehrfach zu Gastspielen auf die Oberhausener Bretter zurück, klar, wo sie „unterschlüpfen“: *„Wir haben ein Hotel gesucht und haben für ein paar Tage ein Zuhause gefunden! In alter Verbundenheit und mit den besten Wünschen. . .“*

Und noch ein Sohn der Stadt, ein echter sogar, Stammgast in Bayreuth bei den dortigen Festspielen, auf fast allen Opernbühnen der Welt zu hören, Wagner-Tenor der Extraklasse, aus dem handverlesenen Kreis, ein Siegfried nicht nur auf der Bühne: Jerusalem. Von einem jungen, aufgehenden Stern am

Musical-Himmel, der in Hamburg „Cats“ leuchten läßt und im Sommer '91 in der aufregenden Oberhausener „Girls“-Revue begeisterte, stammt die bislang letzte Eintragung. Cornelia Frese dankte für „Gastfreundschaft und nette Betreuung“. Wilhelm Vogel gerät nachgerade ins Schwärmen, nein, er könne sich kaum erinnern, je einen so sympathischen Gast in seinen Räumen gehabt zu haben: „Wenn mir Personal gefehlt hätte, die wäre glatt noch eingesprungen, hätte serviert oder Zimmer geputzt!“

Dönekes darüber hinaus über die Gäste, der Gastronom, ansonsten beredt, für einen Talk immer zu haben und eine exzellent bestückte Oberhausener Nachrichtenbörse, zuckt mit den Achseln und schweigt: „Über Gäste wird nicht geredet, in unserer Branche ist Verschwiegenheit oberstes Gebot.“ Und dann wird er doch noch einmal schwach, das war auch zu schön damals, 1970, mit dem Udo Jürgens. Der hatte ein Oberhemd vergessen. Unter dem Ruhrland-Personal entbrannte ein heftiger Streit über das Recht der ersten Findung. Was sich bis Oberhausen über des verführerischen Barden Brust gewölbt hatte, wurde intern versteigert: „Das erste und letzte Mal, das wir ein Fundstück nicht nachgeschickt haben.“ Wer den Zuschlag bekommen hat, soll dem Vernehmen nach noch heute singen: „Merci, chérie“.

Wie gesagt, am Aufgezeichneten in den Gästebüchern des Hotel Ruhrland hat bisweilen der Zahn der Zeit genagt, so manch' Autorinnen und Autoren sind verblichen, doch wie heißt es gleich in Schillers „Siegesfest“: *„Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“*

# NUR DER VOGEL BLIEB SITZEN

*Tierheim am Mülheimer Flughafen  
versorgt auch Vierbeiner  
aus Oberhausen*

**KLAUS MÜLLER**

Ob Hund, Katze oder Maus: Sie hätten es einfacher, immer der bekanntermaßen ja besonders guten Nase nach. Doch als „Zweibeiner“ mit weniger ausgeprägtem Instinkt für das, was „tierisch“ gut ist, heißt es in der Nähe des Essen-Mülheimer Flughafens, die Augen offenzuhalten. Mit etwas Glück fällt einem dann auch das einzige, dazu noch viel zu kleine, durch dichte Baumbepflanzung kaum zu erkennende Hinweisschild auf: „Tierheim“. Abbiegen auf die Horbeckstraße, und dann immer geradeaus. Vorbei an grünen Koppeln mit Ponys und Pferden taucht es dann scharf links wie aus dem Nichts auf: Das gottlob in fast allen Fällen nur vorübergehende Zuhause, von Hund, Katze, Maus.

Zu den Bürostunden ist das Tierheim ein „Haus der offenen Tür“, eintreten ohne anzuklopfen, immer dem Bellen nach, und das ist hörbar, unüberhörbar. In dem nüchternen Bürozimmer vollzieht

sich in diesen Tagen gerade ein Wachwechsel: Sieben Jahre lang widmeten sich hier Lilian und Horst Adelhütte so gut wie allem, was vier Beine und mehr oder weniger feuchte Schnauzen hat; verbuchten die Tierliebhaber viel zu oft ein volles Haus, wenn rund 24 Hunde und die dreifache Zahl an Katzen im wahrsten Sinne des Wortes „Leben in die Bude brachten“. Dies hat – unfreiwilligermaßen – nun ein Ende. Eine Katzenallergie zwang die heimliche Chefin, Lilian Adelhütte, diesen nervenaufreibenden Job, für den man weißgott geboren sein muß, aufzugeben.

Marion und Friedhelm Niederdorf, 38, beziehungsweise 34 Menschenjahre jung, heißen jetzt das neue „Frauchen“ und „Herrchen“. Für letzteren ging ein Traum in Erfüllung: „Als langjähriger Ausbilder von Hunden freue ich mich sehr auf diese neue Aufgabe, wenngleich meine Frau – ähnlich wie die Vor-

gängerin – der Boß sein wird“, versichert Friedhelm Niederdorf. Auf welchen Job er sich da eingelassen hat, wird ihm nur allzu schnell bewußt.

Das Telefon klingelt: Spielende Kinder haben ein verletztes Meerschweinchen gefunden, brachten das neue Familienmitglied gleich nach Hause, und die Eltern holen am anderen Ende der Leitung Rat ein. „Ich komme gleich raus, bitte unternehmen Sie noch nichts, wir müssen mit dem Patienten zunächst zum Tierarzt.“ Adresse aufschreiben, und ab geht die Post mit dem hauseigenen Kastenwagen.

„Das macht den Job doch gerade so interessant“, meint Friedhelm Niederdorf, während er den Zündschlüssel herumdreht. „Und jetzt ist doch eine vergleichsweise zivile Zeit. Vorgestern durfte ich mich um 0.30 Uhr um einen Riesenschnauzer kümmern, der in Hamminkeln stiften gegangen ist und sich – wer weiß wie? – bis nach Mülheim durchschlug. Und zwei Nächte zuvor galt es, ein völlig apathisch auf der Wiese unter der Ruhrbrücke stehendes Schaf zu verarzten. Ich hab’ gedacht, mich laust der Affe!“

## „Laufkundschaft“

Während der „Rettungswagen“ fürs Meerschweinchen unterwegs ist, kümmert sich Horst Adelhütte um die „Laufkundschaft“. Es ist Ferienende, braungebrannte Frauchen und Herrchen holen ihre Lieblinge, die sie im Tierheim zur Pflege abgegeben hatten, wieder ab. So wie Peter Rohr. Seine 16 Jahre alte Katze und ein vier Jahre junges Streifenhörnchen freuen sich, wieder in ihre altvertraute Umgebung zu kommen. „Wenn es das Tierheim nicht gäbe, würde ich eher zuhause bleiben, als meine Schätzchen irgendwelchen anderen Leuten zu geben“, versichert er – und legt bereit-

willing 280 Mark auf den Tisch des Hauses. „Das ist mir die Sache wert.“

Wenn nur jeder Tierbesitzer so denken würde. Aber nein: Pünktlich zum Start fast jeder Schulferien platzt das Tierheim aus allen Nähten. Eine Odyssee, die man nur erahnen kann, endete wohl auch für eine bildschöne Schäferhündin an der Horbeckstraße 35. Während zwei Pflege-Vierbeiner links und rechts von ihrem Zwinger fast „die Bude abreißen“ – denn der, der da vor ihnen steht, ist schließlich nicht ihr Herrchen, und was will der dann überhaupt von ihnen? – liegt sie, alle Viere von sich gestreckt, völlig regungslos, mit in Worten nicht faßbarem, erbärmlich hilflosem, verängstigtem und gleichzeitig doch irgendwo hoffnungsvollem Augenaufschlag auf dem kalten Steinfußboden.

„Kann man so etwas begreifen?“, stellt mir Horst Adelhütte die nun

wirklich restlos überflüssige Frage nach dem „Warum, weshalb, wieso?“ Nein, ich kann es nicht, und will es noch viel weniger. Selbst hier eingesperrt sollten sie werden, diese angeblichen „Tierliebhaber“, die bei erstbestener Gelegenheit den Weg des geringsten Widerstandes, nämlich den des Aussetzens, wählen. Was soll so ein nichtsahnender Vierbeiner denn auch machen, wenn er an einem x-beliebigen Ort festgebunden wird? Vielleicht sein eigenes Frauchen oder Herrchen irgendwohin beißen? „Nein“, sagt der Tierinstinkt, „schließlich bin ich doch – Umfragen zufolge – der treueste Freund des Menschen.“ Denkste! – „Ja“, sagt unweigerlich der gesunde Menschenverstand derer, die jemals in derart traurige Hundeaugen geschaut haben.

*Kinder haben ein verletztes Meerschweinchen gefunden und ins Tierheim gebracht.*



### **Streicheleinheiten**

Viel zu lange stehen wir jetzt schon vor dem einen Zwinger mit der Schäferhündin. Mühsam rappelt sie sich auf, schöpft neuen Mut auf ein doch ganz bestimmt besseres Zuhause, denn viel schlechter geht es ja nicht mehr. Nur auf den Hinterpfoten stehend, schnüffelt sie durch die Gitterstäbe und ist so dankbar für ein paar Streicheleinheiten. – Das mußte ja so kommen: Ob ich vielleicht. . . ? Ausgerechnet ein Tierfreund schreibt eine Geschichte über das Tierheim. – Aber nein: Unregelmäßige Arbeitszeiten, daher viel zu wenig Zeit für schöne Spaziergänge und den erforderlichen Auslauf, dazu die kleine Mietwohnung. Sorry, auch wenn gleich zwei Herzen brechen. Hätte doch auch bei den vorherigen Besitzern die Vernunft gesiegt.

Gleiche Rasse, anderes Tier: Wieder zurück im Büro, weiß „Rambo“ gar nicht, worum er sich zuerst kümmern soll. „Mist“ hatte er gebaut, als er in Oberhausen von seiner Pflegefamilie, die ihn zu versorgen hatte, während Frauchen und Herrchen die schönsten Wochen des Jahres genossen, so „mir-nichts-dir-nichts“ einfach ausgebüxt war. Ehrliche Finder und ehrliche Tierliebhaber fanden den herrenlos herumtrabenden Vierbeiner an der Mülheimer Stadtgrenze – und alarmierten das Tierheim. Nach drei Tagen war für die Besitzer der Urlaub gelaufen, und sie hatten Glück: Beim Anruf an der Horbeckstraße gab's die erlösende Auskunft: „Ja, Ihr Hund ist hier. Ach, Rambo heißt der!“

Da liegt er nun, mit betont unschuldigem Blick. Aber während Herrchen die „Patte“ zückt, um drei Tage Vollpension zu latzen, stellt er sich auf die Hintertatzen, hat er schon wieder Schabernack im

Sinn. Kein Wunder: Auf dem Schreibtisch steht schließlich eine Spardose, und wie es sich in einem Tierheim gehört, natürlich in der Form einer nun auch verflixt echt aussehenden Katze. „Laß' bloß den Blödsinn sein“, durchfährt es die so wunderschön aufrecht stehenden Schäferhundohren. Schade!

Hätte sich aber auch nicht besonders gelohnt, denn im Bauch des Katzen-Sparschweins befindet sich nicht eben viel. Dabei könnte die für Oberhausener und Mülheimer Vierbeiner gleichermaßen zuständige Institution so manche müde Mark gut gebrauchen. „Der Tierarzt schlägt jährlich mit 15.000 Mark zu Buche, und allein 17.000 Mark gehen fürs Futter drauf“, weiß Horst Adelhütte zu berichten. Einmal im Monat wird der Kombi bis unters Dach mit allerlei Leckereien vollgepackt, und da Katzen bekanntlich wissen, was sie kaufen würden, oder erfahrene Hundezüchter „nur vom Feinsten“ empfehlen, läßt der Chef sich auch nicht lumpen. Qualität hat halt ihren Preis, wobei der ebenfalls aus der Werbung bekannte Petersilienstengel nur in den seltensten Fällen auf dem Katzen-Dessert zu finden ist. Man kann es auch übertreiben. . .

#### „Pflegekind“

Hat ein ausgesetztes Tier erst mal ein neues Zuhause gefunden, kommen die glücklichen Besitzer in den Genuß eines kerngesunden Tieres. Und diesen Umstand danken sie den „Pflegeeltern von berufswegen“ nicht selten mit einem späteren Besuch, um mal nur „Pfötchen“ zu geben oder die Hand zu schütteln. „Das sind die schönsten Erlebnisse“, freut sich Horst Adelhütte über jedes „Pflegekind“, das mal vorbeischaut. „Wenn man sieht, daß ein einst völlig verwahrlostes und heruntergekommenes



*Als „Neuzugang“ im Tierheim wird dieser zutrauliche Mischlingshund sogleich ärztlich untersucht.*

Tier, das von uns hochgepäppelt worden ist, jetzt wirklich ein gutes, neues Zuhause hat, das hält einen aufrecht.“

Um den ohnehin verunsicherten Vierbeinern, die zur Neu-Vermittlung anstehen, weiteres Unheil zu ersparen, werden diese erst nach umfangreichen „Kontrollen“ abgegeben. Wie sehen die Wohnverhältnisse des Interessenten aus? Ist ein Garten für einen Zwinger vorhanden? Sind Kinder im Haus? Wie steht's mit der Freizeit? Nicht selten kommt es gar zur „Ortsbesichtigung“, bevor ein Vertrag perfekt ist. – „Welche Größe soll er denn haben?“ Eine Besucherin mit Töchtern ist gekommen, um nach ei-

nem Hund als neuen Spielgefährten Ausschau zu halten. „Na, so mittelgroß vielleicht, daß er im Restaurant auch noch unter einen Tisch paßt.“ Schade, die fast ausgewachsene Schäferhündin von eben hat schon wieder Pech.

Mittlerweile ist auch Friedhelm Niederdorf vom „Meerschweinchen-Einsatz“ wieder zurück. Kaum, daß er das verletzte Knäuel im Krankenlager untergebracht hat, klingelt schon wieder das Telefon. Der Familienrat der Kinder, die den Patienten fanden, hat getagt: „Wenn das Tier wieder gesund ist, können wir es dann auch bekommen? Unsere Kleinen hängen so an ihrem Schützling!“ Nun, acht Tage müssen zunächst einmal abgewartet werden, ob sich der rechtmäßige Besitzer nicht meldet und den Verlust seines Meerschweinchens beklagt. „Aber danach sehe ich keine Schwierigkeiten mehr.“



### „Heißer Draht“: 37 2211

Von ganz anderen Schwierigkeiten weiß da Horst Adelhütte zu berichten. „Vielen Tieren, gerade denen, die in Oberhausen gefunden werden, könnte besser geholfen werden, wenn es in dieser Stadt ein eigenes Tierheim geben würde. So kommt es immer wieder vor, daß viele Oberhausener die Anfahrt nach Mülheim scheuen – oder gar nicht wissen, daß wir hier in der Nachbarstadt mit für sie verantwortlich sind.“ Und tatsächlich: Ein Blick ins heimische Telefonbuch ergibt, daß weder der Tierchutzverein – und davon gibt es in der „Wiege der Ruhrindustrie“ einen eigenen Ortsverein – noch das Tierheim mit einer Eintragung vertreten sind. Deshalb sei sie zumindest an dieser Stelle vermerkt: Unter 37 2211 hat man einen „heißen“ Draht zur Mülheimer Horbeckstraße 35.

*Friedhelm Niederdorf ist zum Wohl der Vierbeiner in Mülheim und Oberhausen Tag und Nacht im Einsatz.*

Seit 28 Jahren gibt es das Tierheim nun, 28 mal 365 Tage, an denen – so wie heute – das Telefon nicht still steht. Vierbeiner entlaufen sind, ausgesetzt wurden, vorübergehend in Pflege kamen. Und natürlich gab es auch neben all den Hunden, Katzen und Meerschweinchen einige Exoten. Horst Adelhütte lehnt sich in seinen Bürostuhl zurück, schaut auf die Bilder von Frosch, Schlange und anderen seltenen Artgenossen, die die kahlen Wände zieren. „In jedem steckt ja bekanntlich ein Puma, so war auch hier mal einer“, schmunzelt er. „Oder was halten Sie von einem La-

ma? Da mußten wir buchstäblich in die Hände spucken, um eine Unterkunft zu finden. Und: Wie war das noch mit dem Stinktief...?“

Alles „kleine Fische“ für Menschen, die in so manchem Fall wahrhaftig 'ne Ochsentour hinter sich haben. Denn: Angst vor großen Tieren darf man bei diesem Job nicht haben. Auch dann nicht, wenn's mal schiefgelaufen ist. „Vor fünf Jahren, da hat mich mal ein Schäferhund zerpfückt“, hegt Horst Adelhütte schmerzhaft Erinnerungen. „Der ließ sich auch von den tollsten Leckereien nicht ablenken. Die Folge: Arme und Beine hatte ich damals nach des Widerpenstigen Zählung in Gips.“ In reinster Cowboy-Manier galt es, einen Rottweiler zu bändigen. „Der hat mich doch glatt stramm stehen lassen. Mit einem Bein befand ich mich in einem Teich, um notfalls abtauchen zu können. Per Lasso habe ich ihn dann aber doch noch gekriegt.“

Nicht mangels Mut, sondern aufgrund fehlenden Gerätes gestaltete sich die Rettung einer Ente als recht schwierig. „Das arme Geschöpf war auf einer kleinen Insel von einem Hund gerissen worden, konnte sich nicht mehr bewegen – und ich stand am anderen Ufer und mußte erst mal ein Boot besorgen.“ Es gibt nichts, was es nicht gibt. Und bei jedem Anruf heißt es, die Fährte aufzunehmen. „Nur einmal“, lacht Horst Adelhütte, „da hab' ich mich geweigert, rauszukommen!“ – Wie bitte? Dieser Mann, ein Tier im Stich gelassen, und lacht noch darüber? – „Nein, ein Tier nicht, aber einen Menschen! Der hatte nämlich angerufen, im Baum vor seinem Fenster sitze ein Vogel. Und den sollten wir doch bitteschön abholen, er fühle sich nämlich beobachtet!“

# ADRESSBÜCHER ERZÄHLEN STADTGESCHICHTE

*Die erste Oberhausener Ausgabe  
erschien vor 125 Jahren*

## DIETRICH BEHREND'S

Mit dem Oberhausener Adreßbuch 1992 kann der Essener Verlag Beleke eine Jubiläumsausgabe präsentieren: Das erste Oberhausener Adreßbuch erschien vor 125 Jahren. Das Buch von 1867 war noch kein Adreßbuch nur für die erst fünf Jahre alte, 7780 Einwohner zählende Bürgermeisterei Oberhausen. Sein Titel lautete komplett: „Adreßbuch des Bezirks der Königl. Kreis-Gerichts-Deputation Broich, bestehend aus den Bürgermeistereien Mülheim a. d. Ruhr Stadt, Mülheim a. d. Ruhr Land und Oberhausen“, gedruckt in der Mülheimer Druckerei Portmann, herausgegeben von dem für das Meldewesen im Gerichtsbezirk zuständigen Polizeisergeanten. Es ist ein Buch in handlichem Format, hat fast Taschenbuchformat. Wie viele Ausgaben diesem „Urahn“ der Oberhausener Adreßbücher bis heute gefolgt sind, steht nicht genau fest. Der Bestand des Stadtarchivs im Schloß Oberhausen weist einschließlich

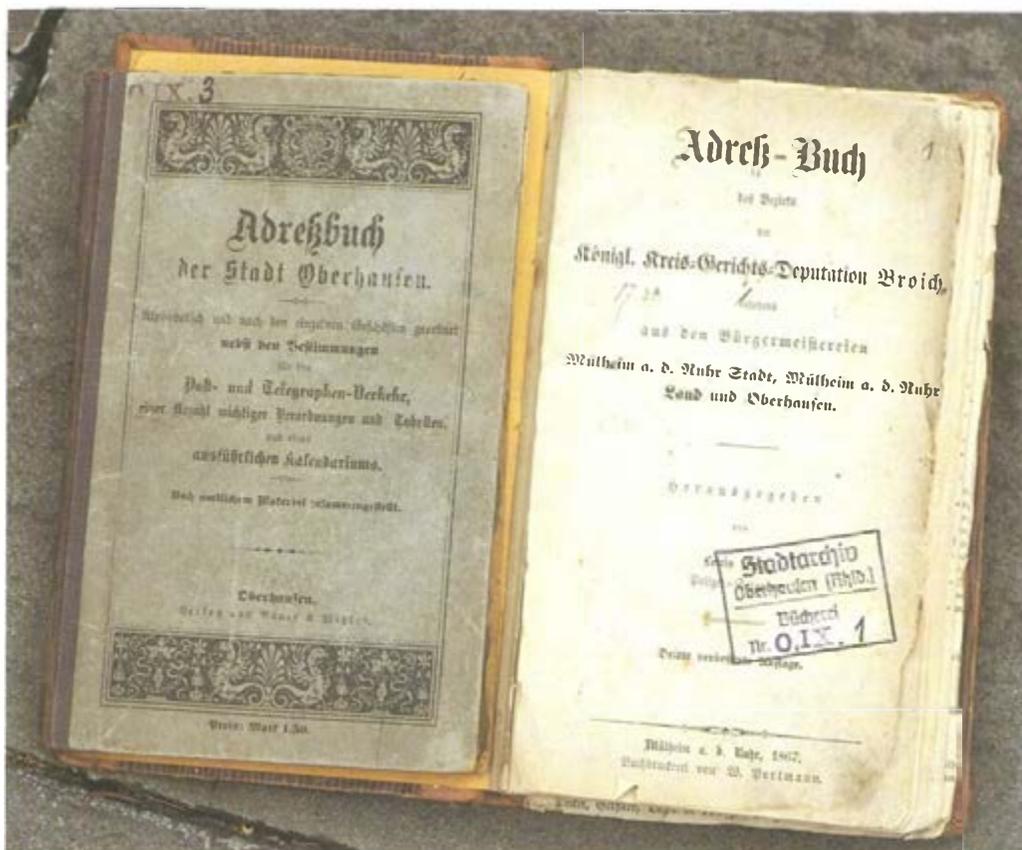
einem Styrumer Buch von 1903 31 Oberhausener Bände auf. Hinzu kommen sechs Sterkrader und zwei Osterfelder Ausgaben aus der Zeit, als diese Stadtteile noch selbstständig waren. Im Archiv weiß man nicht, ob diese Sammlung komplett ist.

Mit ihren umfangreichen Informationen aus Verwaltung und Behörden, aus Kommunalpolitik, Industrie, Handel, Handwerk und freien Berufen, mit ihren Angaben zur Bevölkerungsentwicklung und Hinweisen auf das Vereinsleben bieten die Adreßbücher ein zuverlässiges Spiegelbild der Stadt zum jeweiligen Erscheinungszeitpunkt, erzählen sie Stadtgeschichte. „Ein solches Adreßbuch hat nicht nur Bedeutung als aktuelles Nachschlagewerk, sondern ist darüber hinaus als geschichtliches Dokument von Wert,“ stellen Frau Oberbürgermeister Luise Albertz und Oberstadtdirektor Dr. Peterssen im Geleitwort zum Adreßbuch von 1963 fest.

Adreßbücher sind Dokumente vom Werden und Wachsen unserer Stadt und ihrer strukturellen Entwicklung, sie spiegeln die Vielfalt städtischen Lebens wider. Der Anfang war bescheiden genug, für das Oberhausen von 1867 reichten 29 Seiten.

Dieses erste Adreßbuch enthält bereits ein Verzeichnis der Behörden mit den Amtsträgern und allen Bediensteten, nennt die politischen Gremien, Industriebetriebe, Gewerbetreibenden, Kirchen und Schulen und liefert somit interessante heimatgeschichtliche Information über das damalige Oberhausen unter seinem ersten Bürgermeister Friedrich Schwartz, der bis zu seiner Pensionierung 1889 in unserer Stadt wirkte. Das Gemeindeparlament zählte 17 Mitglieder, die Polizeistärke wird mit drei Sergeanten, einem Wegewärter und zwei Gendarmen angegeben. Christian Kleindorf verwaltete die „Communkasse“; seit 1865 war er in Personalunion auch erster Rendant der Sparkasse.

Es liegt in der Natur der Sache, daß fast alle im ersten Adreßbuch erwähnten Personen in Oberhausen die ersten in ihrem Wirkungskreis waren: Pioniere, die auf ihrem Gebiet einen wichtigen Beitrag zum kommunalen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau Oberhausens leisteten. Im Bereich Kirche und Schule gilt das für August Königs, den ersten Pfarrer der 1864 gegründeten evangelischen Gemeinde (später Kirchengemeinde Oberhausen 1) und seinen katholischen Kollegen, den mit der Einsegnung der ersten katholischen Kirche (an der Schenkendorfstraße) 1857 in sein Amt eingeführten Rektor Wilhelm Hicken ebenso wie für den seit 1854 auf der Lipperheide wirkenden ersten evangelischen



Lehrer Adolph Feld und den im Adreßbuch unter „Katholische Schulen“ genannten Heinrich Uhlenbroich, der schon 1854 an die erste auf dem Gebiet der späteren Gemeinde Oberhausen in Lippern eröffneten Schule gekommen war.

### „Stammvater“ der Ärzteschaft

Als „Medizinal-Personen“ werden in dem Adreßbuch von 1867 Christian Heidenreich, „Wundarzt 1. Klasse“, Dr. Albert Herschenz, zwei Heildiener und eine Hebamme aufgeführt. Heidenreich kann als „Stammvater“ der Oberhausener Ärzteschaft gelten, als erster Arzt ließ er sich 1855, sieben Jahre vor der Gemeindegründung, am Bahnhof nieder. Im Verzeichnis der Geschäfts- und Gewerbetreibenden findet sich der Name des ersten

*Die „Urabnen“ der Oberhausener Adreßbücher: Aufschlagsseite des Adreßbuchs der „Königl. Kreis-Gerichts-Deputation Broich“ für die Bürgermeistereien Mülheim Stadt, Mülheim Land und Oberhausen (rechts) und das Adreßbuch der Stadt Oberhausen von 1883 im Stadtarchiv Schloß Oberhausen. Der Adreßbuchbestand des Archivs umfaßt 30 Oberhausener Ausgaben (bis 1987), ein Styrumer Adreßbuch von 1903, zwei Osterfelder und sechs Sterkrader Bücher aus der Zeit, als diese Stadtteile noch selbständig waren.*

Oberhausener Apothekers: Friedrich Bellingrodt. Die von ihm 1860 in Bahnhofsnahe eröffnete Apotheke verlegte sein gleichnamiger Sohn 1874 an die Marktstraße. Der erste Buchdrucker in Oberhausen hieß Adolph Spaarmann. Er war 1865 aus Moers gekommen und ris-

kierte es, mit seiner „Niederrheinischen Zeitung“ ein Lokalblatt herauszubringen. Was Oberhausen vor 125 Jahren sonst noch zu bieten hatte: drei Barbieri, 25 Bäckermeister, 38 Gast- und Schankwirte, acht Kleidermacher, zahlreiche Spezeri- und Colonialwaren-Handlungen und zwei Mühlenbetriebe.

Das Adreßbuch erwähnt ferner je einen Kappenmacher, Rotgerber, Auctionator, Uhrmacher und eine eigene Bierproduktion: Albert Fehl, August Niemetz und Johann Schulte-Lippert sind als Bierbrauer vermerkt. Unter „Industrie-Unternehmen“ werden genannt: Neu-Essener Hammerwerk, Walzwerk, Hochöfen und Zeche Oberhausen „der Herren Jacobi, Haniel und Huyssen“ (ab 1873 Gutehoffnungshütte), Grillo Zinkwalzwerk und Gasanstalt, Walz- und Puddelofenwerk der Gesellschaft für Eisenindustrie, genannt Styrumer Eisenindustrie, „vertreten durch den Herrn Direktor Clemens Hiegemann“, Chemische Fabrik Rhenania, Concordia-Bergbau und Zinkwalzwerk Vieille montagne. Die Styrumer Eisenindustrie befand sich nicht in Styrum, also südlich der Grenzstraße, sondern breitete sich im Gebiet des heutigen Friedensplatzes aus. Bei der Betriebseinstellung 1902 hinterließ sie mitten in der Stadt eine Industriebrache; erster Bau auf dem Gelände war das Amtsgericht.

### Sektionen statt

### Straßennamen

Als Oberhausen noch in den Kinderschuhen steckte und wie eine Ansiedlung im Wilden Westen aussah, war sein Gebiet in fünf Sektionen eingeteilt. Die Flächen zwischen den Straßen waren planquadratartig in nummerierte Felder aufgeteilt. Straßennamen sucht man deshalb in den ersten Oberhausener Adreßbüchern vergebens. Der



men, sondern nur Hausnummern gab. Als Gemeindevorsteher ist ein Friedrich Scheulen verzeichnet. Unter den Berufsbezeichnungen der Alstadener kommt mehrfach „Schiffer“ vor – ein Hinweis auf die damalige Ruhrschiffahrt. Postalisch gehörte Alstaden schon damals zu Oberhausen, nämlich zum dortigen „Landbriefbestell-Bezirk.“

1883 konnte sich Oberhausen, seit 1874 im Besitz der Stadtrechte, die Einwohnerzahl lag aber noch unter 20000, ein eigenes Adreßbuch leisten. Es erschien im Verlag von Anton Witzler und Fedor Bauer, die 1875 die Spaarmann'sche Druckerei übernommen hatten; Witzler war Betriebsleiter bei Spaarmann und dessen Kompagnon gewesen. Auf 140 Seiten bietet der Verlag außer dem Namensverzeichnis der Bürger (Anschriften noch nach Sektionen) ein ausführliches Behörden- und Schulverzeichnis, einen „Nachweis der Gewerbetreibenden und wissenswerten Privatpersonen,“ ein Kalendarium, Verordnungen, Tabellen und die Bestimmungen für den Post- und Telegrafenvorkehr.

Wer hatte im Oberhausen des Jahres 1883 das Sagen? Das Adreßbuch nennt unter „Gemeindevorwaltung“ neben Bürgermeister Schwartz den Apotheker Bellingroth und den Fabrikanten Wilhelm Grillo als „unbesoldete“ und damit ehrenamtliche Beigeordnete. Der Stadtsekretär hieß Hugo v. d. Linden, der Stadtbaumeister A. Regelmann. Für Ruhe und Ordnung im Städtchen waren neben dem Bürgermeister der Polizeikommissar Leopold v. Grambusch und Polizeiwachtmeister Wilhelm Kels zuständig, während Polizeisergeant Sölter als Gefangenenerwärter im Arrestlokal Dienst tat. Prominente Mitglieder des 21köpfigen Stadtrats waren

Wilhelm Grillo, die GHH-Hüttendirektoren Karl Lueg und Ziegler und Grubendirektor Fr. Stiepel. Im Sparkassenrat saßen u. a. der Seilfabrikant Hermann Kleinholz und der Mühlenbesitzer Schäfer. Bellingrodt, Ziegler, Grillo, Lueg, Kleinholz und Schäfer sind Namen, die auch in späteren Adreßbüchern immer wieder auftauchen – Namen von Persönlichkeiten, die sich als Inhaber wichtiger Ehrenämter maßgeblich am Aufbau und der Gestaltung des kommunalen Lebens in der jungen Stadt beteiligt haben. Bellingrodt, Lueg und Ziegler wurden später in Anerkennung ihrer Verdienste zu Ehrenbürgern der Stadt ernannt.

Das erste Oberhausener Amtsgericht befand sich an der Mülheimer Chaussee, genaue Anschrift: „Sektion IIIa 82/3.“ Laut Adreßbuch wirkten hier 1883 die Amtsrichter Christian Löhr und Dr. Felix Menke, die Gerichtssekretäre Flohr und Oventrop, der Amtsgerichts-Assistent Sellhausen, Gerichtsschreiber-Gehülfe Groenewald, Kanzlist Jungbluth und Gerichtsdiener Trautmann. Auch der Gerichtsvollzieher wird genannt: Wilhelm Arnold. Es gab zwei Rechtsanwälte: Justizrat Kayser und Rechtsanwalt und Notar Schroer.

#### **Hugo Tannhäuser**

##### **„Hülfslehrer für Gesang“**

Zur Brandbekämpfung standen die Städt. Freiw. Feuerwehr mit zwei Chors Chiefs, einem Wirt und einem Schlosser, sowie die Werksfeuerwehren der Zeche Oberhausen und von Vieille montagne zur Verfügung; der Bürgermeister fungierte als Vorsitzender des „Brandrats“, Stadtbaumeister Regelmann als Branddirektor. In der noch telefonlosen Zeit war es wichtig, daß das Feuermeldewesen funktionierte. Wie im Adreßbuch

von 1883 nachzulesen ist, gab es im damaligen Stadtgebiet 18 Feuermeldestellen, „gekennzeichnet durch ein an dem Hause angebrachtes Schild mit entsprechender Aufschrift“, zum Beispiel in der Sektion II am Haus Nr. 111 von Hermann Kleinholz oder an den Häusern der Feuerwehr-Hornisten van Felbert und Rottmann. In der Sektion IIIa konnte Feuer bei Wilhelm Grillo oder im Arrestlokal gemeldet werden.

Unter „Schulwesen“ nennt das 1883er Adreßbuch als Höhere Schulen das Real-Progymnasium, Vorläufer des Novalis-Gymnasiums, die Töchter-Mittelschule, später Elsa-Brändström-Gymnasium, sowie die Gewerbliche Fortbildungsschule mit den Namen des „Lehrpersonals“. So erfahren wir, daß an der Töcherschule ein Hugo Tannhäuser als „Hülfslehrer für Gesang“ unterrichtete. Im Fall der Gewerblichen Fortbildungsschule findet man sogar den Stundenplan im Adreßbuch. Auch am Sonntag wurde unterrichtet: „Zeichnen für alle Klassen: 8 bis 9 Uhr Freihand-, 11 bis 1 Uhr Konstruktions- und Baumaschinenzeichnen.“ Die Elementarschulen waren konfessionell gebunden, das Adreßbuch von 1883 verzeichnet sieben katholische und fünf evangelische Schulen, die Pfarrer saßen in den jeweiligen Lokal-Schulinspektionen. Weil Oberhausen II kirchlich noch zur evangelischen Gemeinde Sterkrade gehörte (die Trennung erfolgte 1885), war es im Fall der Falkensteinerschule der Sterkrader Pfarrer Vorstius.

Die „Armenpflege“ nimmt im Adreßbuch vier Seiten ein: ein deutlicher Hinweis auf die damaligen sozialen Probleme. Auf Stadtebene war die elf Mitglieder zählende „Armendeputation“ tätig,

das damalige Stadtgebiet in sieben Armenpflege-Bezirke mit je einem Bezirksvorsteher und 39 namentlich genannten Armenpflegern eingeteilt. Die fünf damals in Oberhausen praktizierenden Mediziner werden auch als Armenärzte genannt.

In den alten Adreßbüchern wird auch die Bedeutung Oberhausens als Eisenbahnknotenpunkt deutlich. 1883 gab es noch zwei benachbarte Bahnhöfe, den der Köln-Mindener und den der Bergisch-Märkischen Eisenbahn. Das Bahnhofspersonal der Köln-Mindener setzte sich damals aus dem Stationsvorsteher, acht Stations-Assistenten, fünf Stations-Telegrafisten, zwei Telegraf-Asspiranten, fünf „Portiers“, 23 Rangiermeistern und 31 Weichenstellern zusammen. Die Stationskasse war mit dem „Stations-Einnehmer“ und vier Assistenten, die Bahnmeisterei mit einem Bahnmeister und einem Aspiranten und die Güterabfertigung mit sieben Expedienten besetzt. Das Verzeichnis der Werkstatt-Beamten der Köln-Mindener zählt 20 Namen auf. Der Vorsteher des Bergisch-Märkischen Bahnhofs – die Strecke Oberhausen – Mülheim – Essen – Bochum war 1862 eröffnet worden – hatte 16 Mitarbeiter. Die beiden Bahnhöfe wurden ab 1886 zu dem zwei Jahre später eröffneten neuen Zentralbahnhof zusammengelegt.

An der Spitze des Kaiserlichen Postamtes stand ein Postdirektor, Chef von 13 weiteren Beamten, 30 Unterbeamten (Briefträger, Postschaffner, Posthilfsboten) und dem Liricher Posthalter Wilms. Als Bahnknotenpunkt besaß Oberhausen schon damals außerdem das selbständige Kaiserl. Bahnpostamt 15. dessen Leiter, ebenfalls ein Postdirektor, ein Ober-Postsekre-

tär, zwei Postsekretäre, vier Post-Praktikanten, neun Postschaffner, ein Hilfsbote und ein Wagenreini-ger – auch dessen Name ist vermerkt – unterstanden.

### **Kohle, Stahl und Porzellan**

Das Verzeichnis der „Privat-Unternehmen“ wird im 1883er Adreßbuch vom GHH-Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb angeführt, als Leiter der „Zentral-Verwaltung“ an der Essener Straße werden die technischen Direktoren Carl Lueg und Hugo Jacobi und der auch in der Oberhausener Kommunalpolitik aktive kaufmännische Direktor G. Ziegler genannt. Bemerkenswert ist, daß es damals außer der Oberhausener Glasfabrik in unserer Stadt auch eine Porzellanfabrik gab, die bis zu 282 Arbeiter beschäftigte. Über die Porzellanfabrik Hohmann schreibt Bürgermeister Schwartz in einem Verwaltungsbericht 1887 u. a.: „Die Fabrikation hat sich in jeder Beziehung unter tüchtiger Leitung wesentlich vervollkommenet und gehen aus dem Werke nunmehr bereits Erzeugnisse hervor, welche in Bezug auf Gehalt, Modellierung und Malerei den älteren Manufakturen ebenbürtig zur Seite gestellt werden dürfen.“

Das Adressenverzeichnis im 1883er Buch – es kostete ganze 1,50 Mark – beginnt mit Aarls, Theodor, Tagelöhner, Sektion II 170 und endet mit Zwilling, Math., Tagelöhner. I 67 1/3. Der Tagelöhner ist bei der Berufsangabe mit weitem Abstand am meisten vertreten, oft auch in spezieller Bezeichnung als Bergtagelöhner. Weitere Berufs- bzw. Tätigkeitsangaben sind u. a. Fabrikarbeiter, Handlanger, Ladenmädchen, Puddler, Maschinenwärter, Schreiber, Porzellandreher, Nachtwächter, Knochen- und Lumpenhändler oder auch -sammler, Maschinenputzer und Kessel-



*Das erste Oberhausener Amtsgericht befand sich an der Mülheimer Straße. Laut Adreßbuch von 1883 lautete die genaue Anschrift damals „Sektion IIIa 82/3“. Die „Belegschaft“ bestand damals aus zwei Amtsrichtern, zwei Gerichtsssekretären, je einem Assistenten, Gerichtsschreiber-Gebülden, Kanzlisten, Gerichtsdiener und einem Gerichtsvollzieher. Das Gericht war auch für Sterkrade zuständig. Man beachte auf dem historischen Foto den Zustand der damaligen Mülheimer Chaussee.*

flicker. Laut Nachweis der Gewerbetreibenden hat sich gegenüber 1867 die Zahl der Buchhändler auf acht, der Kleidermacher auf 31, der Gastwirtschaften auf 60 (dazu kamen noch 16 Schenkwirte) erhöht.

Herausgeber der Adreßbücher von 1890 und 1895 war J. Pierberg, Leiter des Einwohnermeldeamtes, das Buch von 1895 erschien sogar „im Selbstverlag des Verfassers“. Ge-

druckt wurde das Adreßbuch jetzt bei Richard Kühne, an den Witzler und Bauer Druckerei und Verlag an der Gutenbergstraße 1887 verkauft hatten. Nach dem Tod von Richard Kühne 1902 nannte sich der Verlag, der auch eine konservativ orientierte Zeitung herausgab, Richard Kühne Nachfolger. Das Unternehmen druckte und verlegte das Oberhausener Adreßbuch bis in die 30er Jahre. 1890 hieß der Bürgermeister Friedrich Haumann, Oberhausens Einwohnerzahl war auf 23 300 (Stand Ende 1889) angewachsen. Im alphabetischen Adressenverzeichnis tauchen erstmals Straßennamen auf, es werden aber auch die Sektionen genannt. Ein Beispiel: „Abel, Sibilla, Dienstmagd III 140, Marktstraße.“ Bei in Wohnheimen untergebrachten, ohne Familie in Oberhausen lebenden Tagelöhnern ist als Anschrift schlicht und einfach „Kaserne“ angegeben.

1895 amtierte Otto Wippermann (seit 1894) als Bürgermeister der nunmehr fast 30 000 Einwohner zählenden Stadt. Bezeichnend für die damalige, vom preußischen Militarismus geprägte Zeit: Im Adreßbuch werden auch die 15 „Offiziere des Beurlaubtenstandes“ genannt, unter ihnen auch der Bürgermeister; er war „Prem. Lieutn. d. R. Inf.-Rgt. 87.“

### „Reine Weine zu mäßigen Preisen“

Um die Jahrhundertwende lebten im damaligen Stadtgebiet 42 000 Menschen, um deren Gesundheit sich 17 praktizierende Ärzte, darunter nur ein Zahnarzt, kümmerten. Die im Adreßbuch von 1900 mit 52 erstaunlich hohe Zahl von Schneidern deutet darauf hin, daß damals Maßarbeit stärker gefragt war als Kleidung von der Stange. Die Gastronomie konnte mit fast hundert Betrieben (Gast- und

Schenkwirtschaften und Hotels) aufwarten. Im Anzeigenteil finden sich Hinweise auf das Vergnügungsangebot im Oberhausen der Jahrhundertwende. Der Gastronomiebetrieb Wortmann, Marktstraße 65, preist sich wie folgt an: „Erstes Konzerthaus Oberhausens, einzige Singspielhalle am Platze. Täglich Auftreten von nur allerersten Kräften. Reine Weine zu mäßigen Preisen. Aufmerksame und zuvorkommende Bedienung!“ Das Hotel Viktoria mit Restaurant Strohmeier offeriert „Dinners à 1.25 Mark und höher.“ Der durstige Gast konnte zwischen drei Biersorten wählen. Gastwirt Schlicht, Rolandstraße 50, empfiehlt seinen „neuerbauten, auf das schönste eingerichteten Saal zur Abhaltung von Hochzeiten und sonstigen Feierlichkeiten.“ Im Hotel Reichskrone, Schwartzstraße 50 („zwei Minuten vom Bahnhof mit eleganten Restaurationsräumen u. Wintergarten“) war ein Dinner im Abonnement schon für 1 Mark zu haben. Den Übernachtungsgästen hatte das Hotel „Central-Heizung, elektr. Weckapparat“ zu bieten. Im Firmenteil des Adreßbuchs sind auch die Städt. Werke mit Straßenbahn (seit 1896), Gasfabrik und Schlachthaus erwähnt.

Im Adreßbuch von 1908 heißt es unter „Generelles“: Seit 1. April 1901 bildet Oberhausen, das früher zum Landkreis Mülheim a. d. Ruhr gehörte, einen eigenen Stadtkreis. Am 1. März 1908 waren vorhanden: 3842 Wohnhäuser – 60 669 Bevölkerung.“ Seit 1906 stand der Mann an der Spitze der Stadt, der in den 20er Jahren die Weichen zur Bildung von Groß-Oberhausen stellte und den Rathausneubau auf dem Galgenberg betrieb: Berthold Otto Havenstein. Er blieb bis zur Wahl des ersten Oberbürgermeisters von Groß-Oberhausen im Amt. Ge-

wählt wurde im August 1930 nicht der Oberhausener Havenstein, sondern der Sterkrader Dr. Wilhelm Heuser. Neben drei besoldeten Beigeordneten – Dr. Lohmeier, Drekmann und Dr. Körnicke – gehörten 1908 laut Adreßbuch Mühlenbesitzer Schäfer und Kommerzienrat Ziegler noch immer als ehrenamtliche Beigeordnete zur Verwaltungsspitze. Der junge Stadtkreis leistete sich einen Musikdirektor. Eintragung im Adreßbuch: „Königl. u. Städt. Musikdirektor: Steinhauer.“

Wie dem beigegebenen Stadtplan zu entnehmen ist, bildeten damals die Grenzstraße und die Alstadener Straße die südliche bzw. südwestliche, die Mellinhofer Straße streckenweise die östliche Stadtgrenze. Es existierte noch die Bürgermeisterei Styrum mit den Gemeinden Styrum, Alstaden und Dümpten. Die Ausgabe von 1903 des Styrumer Adreßbuches im Bestand des Stadtarchivs trägt den Stempel „Gemeindekasse Alstaden, Landkreis Mülheim a. d. Ruhr“. Styrum zählte damals 20 150, Alstaden 10 185 und Dümpten 9 800 Einwohner. Als Alstadener Gemeindevorsteher wird Gutsbesitzer Wilh. Lindermann, als dessen Stellvertreter Brennereibesitzer Joh. Kox genannt. Dr. Fischer war der einzige Arzt in der Gemeinde, das Verzeichnis der „empfehlenswerten Firmen“ nennt immerhin 36 Namen. 1910 kam Alstaden nach Oberhausen, wurden Styrum und Dümpten zwischen Mülheim und Oberhausen aufgeteilt.

### 1347 Pferde und 921 Ziegen

Das Oberhausener Adreßbuch von 1913 hat schon einen stattlichen Umfang. Kein Wunder, denn „die ortsanwesende Bevölkerung betrug nach dem Ergebnis der am 1. 12. 1912 stattgefundenen Volkszählung 47 481 männl., 42 402

weibliche Personen“, zusammen fast 89 900. Die Viehhaltung sah damals in Oberhausen wie folgt aus: 1 347 Pferde (das Automobil spielte noch keine Rolle), 229 Stück Rindvieh, 4 915 Schweine und 921 Ziegen. Die Ziege war die Bergmannskuh.

spiel durch das Amtsgericht. Das Verzeichnis zählt alle Briefkästen im Stadtgebiet sowie die „Amtlichen Verkaufsstellen für Postwertzeichen“ auf. Unter den Volksschulen wird eine Jüdische Elementarschule mit Lehrer Jaeckel erwähnt. Eine bemerkenswerte Zahl: Kurz

Gemeinde Borbeck war Oberhausen im Kriegsjahr 1915 Großstadt mit 103 588 Einwohnern geworden, bei der Zählung am 1. Februar 1920 wurde ein wohl kriegsbedingter leichter Rückgang der Einwohnerzahl auf 102 175 festgestellt. Der Untergang der Monarchie als Folge des verlorenen Krieges kommt auch im Adreßbuch zum Ausdruck: Aus den Kaiserlichen und Königlich-Ämtern sind Reichs- und Landesämter geworden.

### **Christian Steger und Hermann Albertz**

OB Havenstein bildete mit den hauptamtlichen Beigeordneten Dr. Brinkmann, Dreckmann, Jüngerich, Harms, Menne und Henn die Verwaltungsspitze. Bekannte Namen findet man in der damaligen Stadtverordnetenversammlung. Vorsitzender der Zentrumsfraktion, mit 20 Mitgliedern die stärkste Fraktion, war Christian Steger, Oberhausener Bezirksleiter und Mitglied des Hauptvorstandes der Christlichen Bergarbeitergewerkschaft sowie Mitglied des Fraktionsvorstandes seiner Partei im Preußischen Landtag. Zu den Mitgliedern der Oberhausener Z-Fraktion gehörten RA Heinrich Faßbender und Postsekretär Otto Pannenbecker, von 1952 bis 1956 Oberbürgermeister. An der Spitze der 14köpfigen SPD-Fraktion (damals noch Sozialdemokratische Mehrheitspartei) stand der Landtagsabgeordnete Hermann Albertz, den die Nazis 1944 in ein Konzentrationslager brachten, von wo er nicht zurückgekehrt ist. Auch seine Frau Leonore gehörte der Fraktion an; sie sind die Eltern der unvergessenen Luise Albertz. Wie dem Adreßbuch 1920/21 weiter zu entnehmen ist, saßen RA Dr. Friedrich Blumberg, GHH-Generaldirektor Dr.-Ing. Paul Reusch und Hüttendirektor Dr. A.



*Im Adreßbuch von 1867 als erster Oberhausener Apotheker genannt: Friedrich Bellingrodt. Sein gleichnamiger Sohn war viele Jahre neben seinem Beruf als „unbesoldeter“ Beigeordneter tätig und beteiligte sich in diesem Ehrenamt am Aufbau des kommunalen Lebens der jungen Gemeinde. In Anerkennung seiner Verdienste um Oberhausen wurde er 1893 zum Ehrenbürger ernannt.*

Um den Bürger möglichst umfassend zu informieren, ging der Verlag Kühne Nachf. bei der Adreßbuchgestaltung sehr gewissenhaft vor. Im umfangreichen Behördenverzeichnis sind die Sprechstunden bzw. Öffnungszeiten der einzelnen Dienststellen angegeben, findet man „Wegweiser“ zum Bei-

vor dem ersten Weltkrieg waren in Alt-Oberhausen 50 Hebammen im Einsatz.

Das erste Adreßbuch nach dem ersten Weltkrieg nennt sich „Wohnungsbuch der Stadt Oberhausen 1920/21“, zusammengestellt von Oberstadtsekretär Kandzia. Durch die Eingemeindung von Teilen der

Woltmann in der gemeinsamen, neun Mitglieder zählenden Fraktion der Deutschen und der Deutschnationalen Volkspartei. Sieben Bergleute bildeten die Fraktion der Polnisch-Nationalen Arbeiterpartei. Die Unabhängigen Sozialdemokraten und Kommunisten stellten zusammen vier, die Demokratische Partei drei und die Kriegsbeschädigten zwei Stadtverordnete.

Das „Wohnungsbuch der Stadt Oberhausen 1927/28“, das letzte vor der Bildung von Groß-Oberhausen, weist eine andere Zusammensetzung des Stadtparlaments auf. Die jetzt von RA Faßbender geführte Zentrumsfraktion ist auf 14, die SPD-Fraktion auf nur 6 Mitglieder geschrumpft, die KPD mit elf Sitzen zweitstärkste Fraktion geworden. Die Polen haben nur noch einen Sitz, Kurioserweise gab es damals eine Mieterpartei und sogar eine Sportpartei mit je zwei Sitzen. Die Nazis hatten noch nichts zu melden im Oberhausener Rathaus, auch unter „Parteien, Vereine und Verbände“ findet man keinen Hinweis auf die NSDAP. Vorsitzender der Zentrumspartei war Polizeipräsident Weyer, den die Nazis 1933 aus dem Amt jagten. Die Palette der Frauenvereine reichte vom Vaterländischen (Vorsitzende „Frau Oberbürgermeister Havenstein, Geschäftsstelle Rathaus“) bis zum Israelitischen (Vorsitzende Frau A. Levy, Marktstraße 35). Nicht weniger als 20 Kriegervereine waren dem Alt-Oberhausener Kreis-Krieger-Verband angeschlossen. Bei Fritz am Altmarkt tagten der Kriegerverein „Graf Haeseler“ und der Kavallerieverein.

#### **Ältestes Sterkrader Adreßbuch**

Das älteste Sterkrader Adreßbuch im Bestand des Stadtarchivs ist das

„Adreßbuch der Bürgermeisterei Sterkrade für das Jahr 1902, nach amtlichen Unterlagen bearbeitet. Herausgeber A. Reinefeld, Einwohner-Meldeamts-Vorsteher, Druck W. Scharrer.“ Auf der Innenseite des Umschlagdeckels wirbt C. O. Morschhäuser ganzseitig für sein Hotel-Restaurant Kaiserhof, Fernsprechananschluß Nr. 26 Amt Sterkrade. Im Anzeigenteil stellt sich die Tonhalle W. Bross wie folgt vor: „Größtes Vergnügungs-Etablissement am Platze, Vereinslokal MGVCäcilia, Turnerbund. Freiw. Feuerwehr, Radfahr-Verein 1900, Kegelfclub Einigkeit und Erholung, Probeklokal Feuerwehrkapelle, Sterkrader Kapelle und Lehrer-Sextett.“

Unter „Allgemeines“ erfährt der Leser: „Die Bürgermeisterei Sterkrade wird gebildet von den Gemeinden Sterkrade, Stadt und Feldmark Holten, Biefang und Buschhausen. Einwohnerzahl September 1902: 25 000.“

Im Rathaus regierte ein westpreußischer Adeliger: Boto von Trotha. Als ehrenamtliche Beigeordneten standen ihm Kaufmann Alex Ortman und Hüttdirektor Hugo Jacobi zur Seite. Als Bürgermeister-Sekretär wird im Adreßbuch Paul Frinken genannt, der nach der Gebietsreform von 1929 als Stadtoberamtmann erster Leiter der Verwaltungsstelle Sterkrade wurde. Der Sterkrader Bahnhof war im Nahverkehr ein Knotenpunkt, das Adreßbuch zählt folgende Strecken auf: Oberhausen – Emmerich, Sterkrade – Ruhrort und Sterkrade – Wanne. Bahnhofsvorsteher Hundhausen schmückte sich mit dem Titel „Stationsvorsteher 1. Classe.“

Durch die 1903 erfolgte neue Nummerierung sämtlicher Häuser sah man sich im Sterkrader Rathaus veranlaßt, bereits 1904 das nächste Adreßbuch herauszubringen. Den

Druckauftrag erhielt diesmal W. Osterkamp, der sich beim Druck der weiteren Sterkrade Adreßbücher mit Scharrer abwechselte. Das Buch von 1908 ist schon 300 Seiten stark, die Einwohnerzahl der Bürgermeisterei auf 33 000 gestiegen, 22 184 Katholiken, 10 628 Evangelische, 96 Israeliten und 92 sonstige. Aus dem „Führer durch das Rathaus“ – im Amtszimmer des Bürgermeisters hatte inzwischen Dr. zur Nieden den Westpreußen von Trotha abgelöst – geht hervor, daß sich das Polizeigefängnis im Keller befand.

An höheren Schulen hatte Sterkrade damals zu bieten: Realgymnasium in Entwicklung mit Direktor Mantau als Schulleiter, Katholische höhere Mädchenschule, Direktorin Maria Pinnekamp, Evangelische höhere Mädchenschule, Direktorin Anna Becker. Diese drei Namen sind mit der Entwicklung des höheren Schulwesens in Sterkrade eng verbunden. Erstaunlich, daß es 1908 in Sterkrade außer 12 katholischen und acht evangelischen Volksschulen auch eine paritätische Schule gab, so wird im Adreßbuch die Kantschule bezeichnet.

#### **Mit der Straßenbahn für 10 Pfennig**

Das Adreßbuch von 1912 nennt sich noch immer „Adreßbuch der Bürgermeisterei Sterkrade“. Obwohl im Gebiet der Bürgermeisterei inzwischen 40 416 Menschen lebten, konnten die Sterkrader die Erlangung der Stadtrechte erst 1913 feiern. In den im Adreßbuch abgedruckten Vorschriften beim Besuch des Sterkrader Waldes heißt es eingangs: „Der Wald an der Emmericher Straße ist dem erholungssuchenden Publikum freigegeben und mit der Straßenbahn ab Steinbrinkstraße für 10 Pfennig in wenigen Minuten zu erreichen.“



ten Demokraten aus Rat und Verwaltung entfernt, so auch den früheren Sterkrader Dr. Behrends, der sich nach dem Zusammenbruch von 1945 am Wiederaufbau einer demokratischen Verwaltung beteiligte. Obwohl kein Nazi, saß der frühere Sterkrader Dr. Heuser am Adreßbuch-Stichtag noch im Chefessel auf dem Galgenberg; der erste Groß-Oberhausener Oberbürgermeister konnte sich bis 1937 im Rathaus halten. Sein Aufpasser an der Verwaltungsspitze war der Nazi-Bürgermeister und Kämmerer Dr. Legge. Der frühere Sterkrader Dr. Schnöring überlebte das Kriegsende 1945 im Rathaus. Groß-Oberhausen zählte am 1. Januar 1935 194 728 Einwohner. Bei der Aufteilung der Bevölkerung nach Konfessionen werden noch 400 Juden genannt.

Im Adreßbuch 1934/35 wird letztmalig Richard Kühne Nachf. als Drucker und Verleger angegeben. Das Adreßbuch 1938 erschien im Verlag der Nachfolgefirma, die sich Rheinische National-Druckerei und Verlag GmbH nannte. Der von den Nazis propagierte „neue Geist“ wird in diesem Adreßbuch deutlich spürbar. Ein ganzseitiges Foto zeigt den neuen Oberbürgermeister Gelberg in der Uniform eines SA-Standardführers. Gelberg fiel 1940 im Frankreichfeldzug. Noch vor der Verwaltung werden auf einer ganzen Seite die einzelnen Parteiorganisationen aufgeführt. Unter „Politische Führung“ wird die Kreisleitung genannt, die in der Villa Schwartzstraße 65 saß; auf dem Gelände befindet sich jetzt die Stadthalle. Der Kreisleitung unterstellt waren 18 Ortsgruppen. Erwähnt werden weiter die SA-Standarte 144, Sterkrader Straße 46, NSKK mit zwei Motorstürmen, NSKF, HJ Bann 60 im Haus der Jugend an der

Dieckerstraße und der BDM. Als „angeschlossene Verbände“ galten die NS Volkswohlfahrt mit Kreisamt Freih.-vom-Stein-Straße 11 und 18 Ortsverwaltungen, NSG „Kraft durch Freude“ und was es sonst noch an Organisationen gab. Merkwürdigerweise werden im Adreßbuch keine Nazi-Amtsträger namentlich genannt, auch nicht der im Dritten Reich mächtigste Mann in Oberhausen: Kreisleiter Stiegler. Im alphabetischen Namensverzeichnis aller Einwohner über 21 Jahren des Adreßbuchs von 1934/35 ist seine Anschrift mit Friedrich-Karl-Straße 63 angegeben. Die Juden werden im 1938er Buch nicht mehr erwähnt, man verzichte bezüglich der Religionszugehörigkeit auf Zahlenangaben. Es war das letzte Adreßbuch vor dem zweiten Weltkrieg.

### **„Völkerwanderung“ noch nicht verebt**

Als nach dem Krieg die schlimmste Not in unserer Stadt beseitigt war, das Leben sich allmählich wieder normalisierte, ermunterte die Stadt den Karl Lange-Verlag am Altmarkt, wieder ein Adreßbuch herauszubringen. Dieses erste, 580 Seiten starke Nachkriegs-Adreßbuch 1950 erforderte bei den vorbereitenden Arbeiten einen Aufwand wie kein anderes Adreßbuch vor und nach ihm. Die durch den Krieg ausgelöste „Völkerwanderung“ war noch nicht verebt. Tausende wohnten in Behelfsunterkünften, erst ein Teil der im Bombenkrieg beschädigten Wohnhäuser war instand gesetzt, der Wohnungsbau kam gerade erst auf Touren. Zu keiner anderen Zeit sei die Kurve der Bevölkerungsbewegung in solchen bewegten Zickzacklinien verlaufen wie in den zurückliegenden Jahren, stellt Oberstadtdirektor Georg Kaessler im Vorwort fest:

„Was heute galt, war morgen überholt.“ Ein Adreßbuch in dieser Zeit wäre ein unbrauchbares Stückwerk geworden. Auch jetzt noch seien fortgesetzt lebhaft Veränderungen zu verzeichnen. Kaessler: „Insgesamt aber haben sich die Verhältnisse soweit gefestigt, daß sich die Stadtverwaltung dazu entschließen konnte, dem Adreßbuchverlag die Einwohnerkartei zur Verfügung zu stellen.“ Oberbürgermeister Otto Aschmann konnte in seinem Beitrag darauf hinweisen, daß die Einwohnerzahl die 200 000-Marke erreicht habe.

Die Verwaltungsspitze sah 1950 so aus: Oberstadtdirektor Kaessler, Stadtdirektor Schmitz (ab 1953 bis 1960 Oberstadtdirektor), Kämmerer Dr. Behrends, Stadtbaurat Prof. Hetzelt, Stadtmedizinalrat Dr. Stralau und Städt. Oberbaurat Hermann. Im Rat der Stadt saßen elf Christdemokraten, zehn Sozialdemokraten, sieben Zentrumsleute, drei Kommunisten, ein Liberaler und ein Parteiloser. Stadtwerkechef war Direktor Kolter, Intendant des Stadttheaters Dr. Kruchen, Galerieleiter Museumsdirektor Griebitzsch, Rathaus-Pressesprecher Oberinspektor Heitmann. Wie ein Bürgermeister regierte Arnold Rademacher in der Verwaltungsstelle Sterkrade. Im Anzeigenteil schmückte sich die Concordia-Bergbau AG mit ihrem hundertjährigen Bestehen.

Das Einwohner-Adreßbuch 1963 – zwischenzeitlich waren die Bücher 1955 und 1959 erschienen – war das zweite im Verlag Jakobs aus Rheydt. „Vergleicht man diese Ausgabe mit vorausgegangenen,“ schreiben Oberbürgermeister Luise Albertz und Oberstadtdirektor Dr. Peterssen im Geleitwort, „so wird deutlich, wie sehr sich unsere Stadt weiter aufwärts entwickelt hat.“

Die Stadt erwarte die Fertigstellung des deutschen Teilstücks der Hollandautobahn von Wesel bis zur Grenze und die Elektrifizierung der internationalen Bahnstrecke über Oberhausen nach Amsterdam. Besonders stolz, so Frau Albertz und Dr. Peterssen, sei man auf die am 1. September 1962 als Auftakt der Festwoche zum hundertjährigen Bestehen Oberhausens eingeweihten Stadthalle. Im Rat hatte die SPD 24, die CDU 21 und die FDP 3 Sitze.

### „Kohle und Stahl aus Oberhausen“

Mit dem Buch von 1965 beginnt die Serie der vom Verlag H. E. Kasper aus Köln, später Burscheid, herausgebrachten Oberhausener Adreßbücher. Erstmalig werden alle Einwohner ab 21 Jahren und bei Verheirateten auch der Vorname der Ehefrau angegeben. Luise Albertz und Dr. Peterssen in ihrem Geleitwort: „Damit kann das nunmehr umfangreichste Oberhausener Adreßbuch den vergleichbaren Werken für andere Städte vollwertig zur Seite gestellt werden.“ Die Welt war damals in Oberhausen noch in Ordnung. Unter der Schlagzeile „Kohle und Stahl aus Oberhausen“ liest man in einer HOAG-Anzeige: „Kohle und Stahl sind die Grundpfeiler der Oberhausener Industrie. Sie waren und sind zugleich auch die Basis für die Entwicklung der Stadt Oberhausen mit seinen rund 260 000 Einwohnern.“

Im Textbeitrag der von Erich Emig geleiteten städtischen Pressestelle liest man aus heutiger Sicht erstaunliche Beschäftigtenzahlen: HOAG 15 000, GHH 8 500, Babcock 11 000 Mitarbeiter, 12 000 Bergleute auf den ehemaligen GHH-Zechen, 4 500 bei Concordia, 900 auf Zeche Alstaden. Der frühere CDU-Fraktionsvorsitzende Karl Bourscheid war als Stadtkämmerer auf die „Re-

gierungsbank“ gewechselt, Werner Paulat war Stadtbaurat, Hilmar Hoffmann Kulturdezernent, Dr. Mettin Intendant der Städtischen Bühnen, Kurt Richter Musikdirektor.

Das Adreßbuch von 1977 nennt alle Oberhausener ab 18 Jahren. Unter dem Geleitwort stehen die Namen von Luise Albertz und Oberstadtdirektor Raimund Schwarz. Die Bergbaukrise hat unserer Stadt schwer getroffen. Walter Buhrow in seinem Textbeitrag „Stadt auf dem Wege“: „Der Bergbau hat seine frühere Vormachtstellung eingebüßt, nur noch eine von ehemals sechs Zechen im ehemaligen GHH-Verband fördert noch. Auf 34 ha der stillgelegten Zeche Concordia entsteht heute das Wohn- und Dienstleistungszentrum City-West.“ Mit „Oberhausen – Stadt der Zukunft“ überschreibt Buhrow seinen Beitrag für das Adreßbuch 1980, das erstmals Friedhelm van den Mond als Nachfolger der am 1. Februar 1979 gestorbenen Luise Albertz nennt. Bürgermeister sind Kornelius und Eickelen. An der Verwaltungsspitze hat Dietrich Uecker Raimund Schwarz abgelöst.

Das 1984er Buch war das letzte vom Verlag Kasper herausgebrachte Oberhausener Adreßbuch. Als es um die Neuauflage des Adreßbuches ging, stand der Verlag für diese Aufgabe nicht mehr zur Verfügung. Die Stadt wandte sich deshalb an den renommierten Essener Verlag Beleke KG, der in Zusammenarbeit mit der Verwaltung die Ausgabe 1987 des Oberhausener Adreßbuches herausbrachte. Über Sinn und Zweck eines Adreßbuches stellt der an der Essener Kronprinzenstraße ansässige Verlag im Vorwort fest: „Es hat die Aufgabe, zuverlässige Kontakte zu vermitteln, wirtschaftliche und zwischenmenschliche Beziehungen zu fördern und Ein-



*Auch seinen Namen findet man im ältesten Oberhausener Adreßbuch von 1867: Heinrich Uhlenbroich. Der katholische Pädagoge war der erste Lehrer auf dem Gebiet der 1862 ins Leben gerufenen Gemeinde und Bürgermeisterei Oberhausen. Der gebürtige Düsseldorfer nahm seine hiesige Tätigkeit am 5. April 1845 an der zu diesem Zeitpunkt eröffneten katholischen Schule zu Lippert auf. Hauptlehrer Uhlenbroich starb 1886 in Oberhausen.*

blick in die Struktur einer Stadt zu ermöglichen.“ Der Verlag weiter: „Das Buch ist mit Hilfe modernster Technik hergestellt worden und komplett über die EDV entstanden.“ Nicht nur drucktechnisch, auch vertriebsmäßig ging Beleke neue Wege: Der Sonderband „gewußt wo – in Oberhausen“ wurde kostenlos an Firmen, Büros und Einkaufsabteilungen abgegeben.

### Nur noch der Kämmerer

Der geschichtliche Rückblick im ersten Oberhausener Adreßbuch im Verlag Beleke ist dem Jubiläum 125 Jahre Oberhausen gewidmet. Von der damaligen Verwaltungsspitze – Uecker, Stadtdirektor Seves, Kämmerer Schmitz, Gercke, Dr. Fernau, Dr. Schulte und Hugo Baum – ist heute nur noch der Kämmerer im Amt. Von den 224 332 Oberhausenern – Stand 31. 10. 1986 – sind im alphabetischen Teil bzw. Straßenteil 190 927 ab 18 Jahren mit

Anschrift genannt. Der Informationswert des Buches wurde noch dadurch gesteigert, daß es außer dem Branchen-, Behörden- und Vereinsregister einen alphabetischen und einen Straßenteil der Oberhausener Firmen und Büros enthält.

Die Herausgabe von Adreßbüchern bildet das Fundament des 1964 von Norbert Beleke gegründeten Verlages, der sich inzwischen zu einer fünf Firmen umfassenden Gruppe mit Niederlassungen in Lübeck, Berlin, Dortmund und Wiesbaden entwickelt hat. Das im Januar 1987 ausgelieferte Oberhausener Adreßbuch wurde in Deutschlands ältestem Verlags- und Druckhaus gedruckt, bei Schmidt-Römhild in Lübeck. Dieses traditionsreiche Unternehmen, das schon 1798 ein „Lübeckisches Adreß-Buch nebst Lokal-Notizen und topographischen Nachrichten“ herausgebracht hat, gehört seit 1976 zur Essener Verlagsgruppe.

#### „Ein echtes Spiegelbild“

Die Liste der Adreßbücher aus der Verlagsgruppe Beleke umfaßt hundert Ausgaben. Auch in den neuen Bundesländern ist Beleke aktiv, dort besteht ein überaus starkes Interesse an derartigen Nachschlagewerken. Im Frühjahr 1991 konnte Verleger Norbert Beleke den ersten Band des ersten Gesamtberliner Adreßbuches der Nachkriegszeit präsentieren. Mit der Resonanz, die sein erstes Oberhausener Adreßbuch in der hiesigen Geschäftswelt gefunden hat, ist der Essener Verleger nicht so recht zufrieden. Norbert Beleke: „Das Adreßbuch soll ein echtes Spiegelbild der Stadt sein, aber die Geschäftswelt muß mitziehen. Oberhausen muß sich besser darstellen.“ Mit der Jubiläumsausgabe 1992 will Beleke „den Durchbruch nach vorn wagen.“

# TYPE VIER MIT LOCKIGER PERÜCKE

*Schaufensterfiguren vom  
Eisenhammer für die Modewelt*

**RAINER SUHR**

Ihr sinnlicher Mund will keinen Kuß, sondern Konsum. Bei aller Beweglichkeit sind sie doch zur ewigen Bewegungslosigkeit verurteilt, und als stumme Statisten in den Auslagen machen sie bisweilen mehr Umsatz als das gesprächigste Verkaufstalant: Schaufensterfiguren – auf Neudeutsch „Display Mannequins“ – sollen erst die Blicke des Kunden auf sich und dann sein Geld aus der Tasche ziehen. Mit ihrem gewinnenden Lächeln bescheren sie auch Heinrich Jakobs beachtliche Umsätze. Denn der Oberhausener Unternehmer verkauft die stummen Verkaufsförderer, seine „Display Mannequins Vertriebs GmbH“ (DMV) gilt gerade fünf Jahre nach ihrer Gründung als erste Adresse für Schaufensterfiguren und Dekorationsartikel.

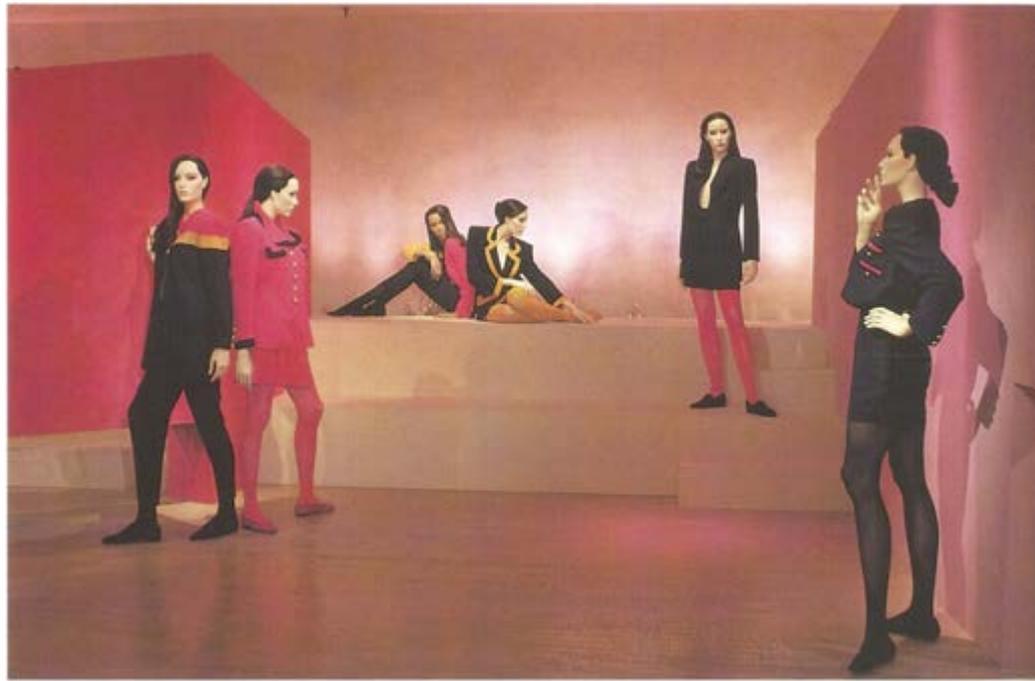
Aus dem 3-Mann-Betrieb in einer zugigen Buschhausener Lagerhalle wurde binnen kurzem ein expandierendes Unternehmen, dessen repräsentativer Neubau im Eisenham-

mer für die mittlerweile rund 25 Mitarbeiter fast schon wieder zu klein ist. Seit September 1991 unterhält DMV darum ein zusätzliches Zentrallager an der Fahnhorststraße von über 2200 qm. „Weltweit gibt es gerade eine Handvoll namhafter Hersteller von Display Mannequins“, erklärt Jakobs – und verschweigt bescheiden, daß die Zahl ihrer bedeutenden Vertreter mit Exklusivverträgen kaum größer ist. Dank Jakobs' hoher Verkaufszahlen kommen die Produzenten auf dem deutschen Markt gar nicht mehr an „DMV“ vorbei. Exklusiv zwischen Flensburg, Füssen und Frankfurt/Oder vertreiben Heinrich Jakobs und seine beiden stillen Teilhaber die amerikanischen Figurenserien von „Patina V“ und „Carol Barnhart“ sowie das komplette Programm des dänischen Herstellers „Peiter Marth“. Aus Belgien kommen die „ABC Displays“ und aus Mailand die Figuren von „General Komet“.

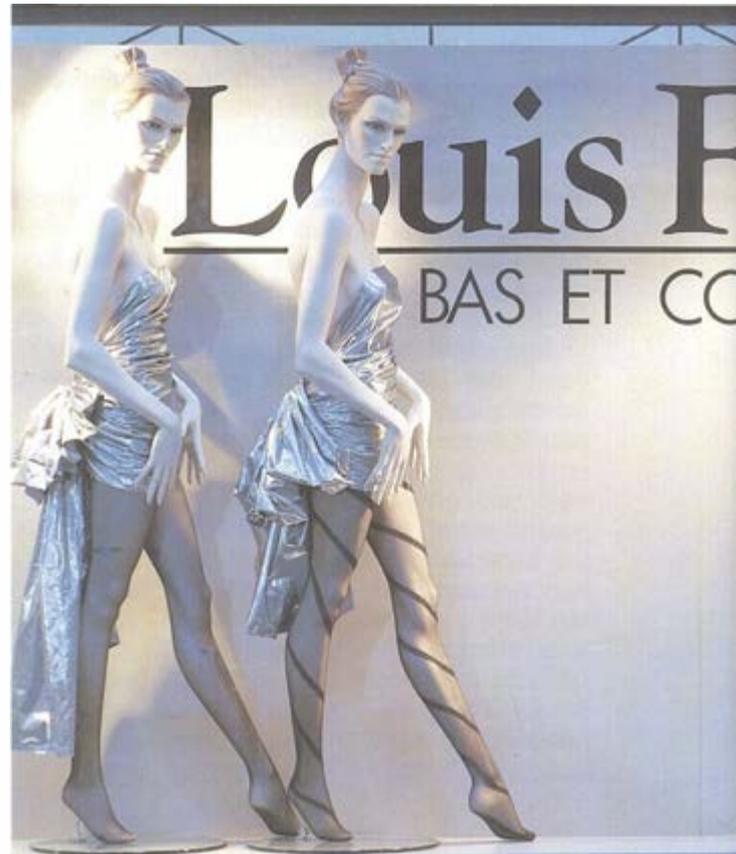
Im DMV-Verkaufsraum steht das internationale Völkchen einträchtig zusammen: Schein oder Sein? Lebend oder nur lebensecht? Bei den meisten Figuren muß der Betrachter schon zweimal hinschauen. „Zur Zeit sind wieder natürliche Figuren gefragt“, zeigt Jakobs auf eine Gruppe gutgekleideter junger Leute aus geblasenem Polystyrol. Muskelbepackte Roboter mit flimmernden Lichtbändern in den Augenhöhlen oder glatzköpfige Schönheiten in weißem Lack waren davor die Renner. Anders als bei den abstrakten Figuren stehen für die lebensechten Display Mannequins oft Menschen Modell. Die meisten bleiben zwar anonym, wenn ihre Abbilder die Einkaufsstraßen der Welt in 1000facher Auflage bevölkern. Manchmal werden jedoch auch Prominente plastisch porträtiert.

### **Bewegungsstudien**

Zu Beginn der fast einjährigen Entwicklungsphase eines neuen Programms stehen umfangreiche Bewegungsstudien mit der Videocamera. „Denn eine gute Figur ist anatomisch perfekt modelliert, ihre Haltung im natürlichen Bewegungsfluß eingefroren“, erläutert der 43jährige Fachmann. Darum läßt sich ihre Pose auch nur ganz begrenzt verändern. „Eine vollbewegliche Figur hat zwangsläufig anatomische Fehler. Angefangen bei der Wirbelsäule: Im Stehen muß sie sich nach innen, sitzend jedoch nach außen krümmen.“ – Das kann kein Kunststoff. Deshalb bieten renommierte Hersteller jede Neuentwicklung in vielen verschiedenen Posen an: stehend, gehend, ein Arm ruht in der Hüfte, sitzend mit gekreuzten und wahlweise mit übereinandergeschlagenen Beinen. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.



*Lebend oder nur lebensecht? Im DMV-Schauraum muß der Betrachter schon zweimal hinschauen, um die Figuren als Puppen zu erkennen.*





*Bei den Modellen sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt.*

*In der Lackiererei werden die Figuren nach Kundenwünschen geschminkt.*

„Wirklich perfekt ist jedoch nur eine Figur, die darüber hinaus das Zeitgefühl ausdrückt“, ergänzt Jakobs fast schon schwärmerisch. Konkret bedeutet das: Sind Miniröcke „in“, wird ein guter Designer keine breitbeinigen Display Mannequins modellieren, bestimmt der Bubikopf die Haarmode, tragen seine Figuren keine Löwenmähne. Selbst das Make-up muß stimmen. Weil die Mode in der Kosmetik besonders schnelllebig ist und viele Kunden Sonderwünsche anmelden, werden die meisten Figuren erst kurz vor der Auslieferung in Oberhausen „geschminkt“. Im Erdgeschoß des DMV-Gebäudes sind drei Mitarbeiter ständig damit beschäftigt, farblosen Gesichtern mit feinem Dachshaarpinsel Leben einzuhauchen. Gleich neben der Lackiererei in der auch ganze Figuren wieder aufgefrischt werden befindet sich die Reparaturwerkstatt, eine „Fachklinik für verletzte Schaufensterfiguren“: Gebrochene Beine, verschlissene Gelenke, fehlende Finger und eingedrückte Nasen werden hier kuriert. Soviel Aufwand wird verständlich, wenn man den Neupreis einer guten Figur berücksichtigt: Zwar gibt es schon einfache Exemplare für 600 Mark, doch nach oben reicht die Preisspanne leicht bis zur 3000-Mark-Grenze.

Viele Reparaturaufträge kamen in den vergangenen zwei Jahren aus den fünf neuen Bundesländern. Dort hat das Oberhausener Unternehmen Anfang '91 eine eigene Niederlassung mit Schauraum und Verkaufsbüro eröffnet. Von Ostberlin aus will Heinrich Jakobs seine führende Marktposition im Westen der Republik auch auf das Gebiet der ehemaligen DDR ausbauen. Darum steht seit kurzem auch ein eigenes Auslieferungslager in Ost-

berlin zur Verfügung. Vor allem die großen Ketten im Textilgeschäft ordern beim Aufbau ostdeutscher Filialnetze enorme Stückzahlen und wollen schnell beliefert werden. „Auch die eingesessenen Häuser haben längst erkannt, wie wichtig die optimale Präsentation ihrer Waren ist“, ergänzt Jakobs seine Prognose vom „Zukunftsmarkt im Osten“.

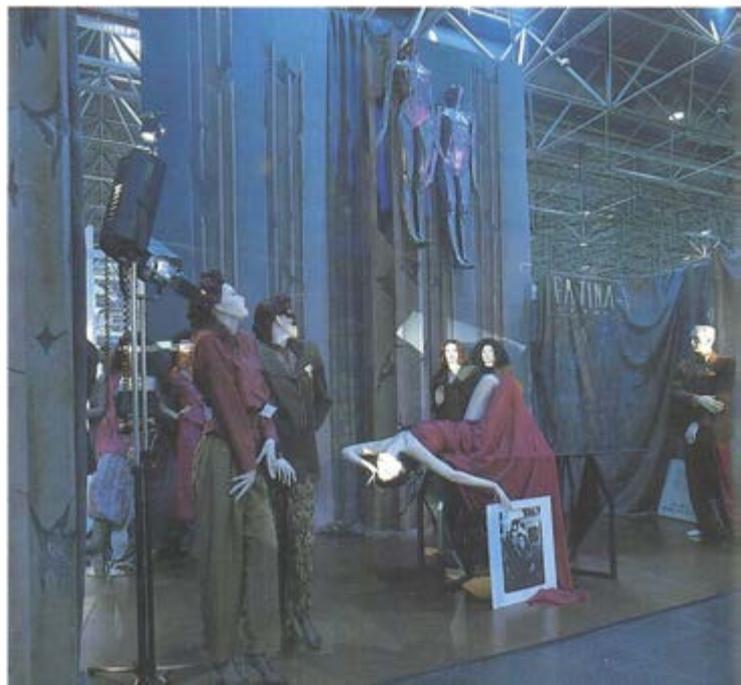
### „Carol Barnhart“ und „Patina V“

So wird man den gebürtigen Oberhausener künftig wohl noch seltener in seiner Heimatstadt antreffen. Schon jetzt pendelt er in Sachen Mode und Display Mannequins ständig zwischen dem Revier, Mailand, Antwerpen und der dänischen Insel Fünen, um sich bei den europäischen Herstellern über Neuentwicklungen zu informieren und ihnen umgekehrt aus erster Hand von den Vorlieben der deutschen Kundschaft zu berichten. Regelmäßig ist er außerdem bei „Carol Barnhart“ in New Jersey und am Firmensitz von „Patina V“ in Hollywood. Hier stellt Chefdesigner George Martin zweimal im Jahr mindestens zwei neue Figurenserien und eine ganze Reihe neuer Dekoartikel vor: etwa künstliche Palmen und Säulen, aber auch spezielle Torsen oder einzelne Körperteile zur optimalen Präsentation bestimmter Warengruppen.

Heinrich Jakobs prüft, was auf dem deutschen Markt ankommen könnte, und berät seine amerikanischen Geschäftsfreunde auch bei der Konzeption ihrer Werbung in der europäischen Fachpresse. Dabei kann der Oberhausener mittlerweile auf rund 15 Jahre Berufserfahrung in der Branche zurückgreifen. Bevor er den Schritt in die Selbständigkeit unternahm, arbeitete Jakobs als Deko- und Werbeleiter eines



*Auf allen bedeutenden Modemessen in der Bundesrepublik vertreten: Die Kunststoffkörper von Heinrich Jakobs.*





*Blick in die „Fachklinik für verletzte Schaufensterfiguren“; hier werden die Körper auch passend zusammengebaut.*

großen deutschen Kaufhauskonzerns und später fast neun Jahre lang als Geschäftsführer eines anderen Schaufensterfiguren-Vertriebs.

Die Verbundenheit mit „Patina V“-Präsident Norman Glazer ist so eng, daß der DMV-Geschäftsführer auf seinen besonderen Wunsch regelmäßig Ende April und Anfang Dezember die deutschsprachige Kundschaft im „Patina V“-Show-room, Broadway 860, zur „Nadi“ betreut, einer weltweit bekannten Deko-Messe in New York. Auch zwischendurch hat Heinrich Jakobs sein Ohr ständig am trendbestimmenden amerikanischen Markt: mit Hilfe seines Teilhabers Hans Sasenberg, der seit acht Jahren als größter Hersteller von Schleifen und Weihnachtsdekorationen in den Vereinigten Staaten in der Nähe von Boston lebt.

### **Kunststoff-Körper**

Mit seinem eigenen Unternehmen ist der Oberhausener regelmäßig auf allen wichtigen deutschen

Fachmessen vertreten: „Allen voran bei der Euroshop und der Düsseldorfer IGEDO, bei den Münchener Modewochen und der Frankfurter Herbstmesse, aber auch bei der Moda in Berlin und bei den Collections Premieren zweimal jährlich in Düsseldorf.“ Dort sind nicht nur die Einkäufer der großen Warenhauskonzerne und der bedeutenden Textilhandelsketten unterwegs, sondern auch die Inhaber kleinerer Bekleidungsgeschäfte und Boutiquen, die einen neuen Blickfang für ihr Schaufenster suchen. Hier bewahrheitet sich auch, daß die Modewelt tatsächlich keine Grenzen kennt. So kamen die Kunden bei der letzten IGEDO auf dem Düsseldorfer Messegelände nicht

nur aus der Bundesrepublik einschließlich ihrer neuen Länder an den DMV-Stand, sondern auch aus Australien, Frankreich und den Niederlanden, von den Balearen und vom spanischen Festland. Man kennt sich, plaudert ein wenig übers Geschäft und ordert schließlich „zweimal Mister John und einmal Sensation, Type vier mit lockiger Perücke“.

Insgesamt sind weit über 1000 verschiedene Figuren im DMV-Programm. Jakobs: „Ich habe sie nie genau gezählt.“ So ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis Heinrich Jakobs' Kunststoff-Körper von ewiger Jugend und betörender Schönheit überall in der Bundesrepublik aus den Schaufenstern lächeln. Ob an der Sterkrader Steinbrinkstraße oder an der Frankfurter Zeil, ob an Markt- und Elsässer Straße oder an der Düsseldorfer „Kö“.

Im Ausland werben Jakobs' stumme Statisten im textilen Theater für das, was sie auf ihren synthetischen Leibern tragen, während er selbst für seine Heimatstadt wirbt: Mit großformatigen Anzeigen in der europäischen Fachpresse markiert DMV Oberhausen auch als neuen Punkt auf der Weltkarte des internationalen Modegeschäfts.

Vor etwa 180 Jahren hatte es sich der Wiener Konfektionär, der die erste ungelenke Schaufensterfigur konstruierte, sicher nicht träumen lassen, daß seine Idee einmal Millionen wert würde. Und daß in unseren Tagen neben immer naturgetreueren Abbildungen menschlicher Körper auch muskulöse Übermenschen, martialische Roboter und buntlackierte Figuren leblos in den Auslagen verharren würden. „Doch erlaubt ist, was gefällt“, sagt Heinrich Jakobs. „Und wer Mode verkaufen will, muß selbst auch mit der Mode gehen.“

# „IST DOCH NICHTS FÜR MÄDCHEN, MODER?“

*Frauen-Judo in Holten ist bundesligareif*

MICHAEL GRUNDMANN

„Hajime“ tönt es mehrfach in der Woche durch die Halle Holten, wenn Trainer Jürgen Tiedtke das Zeichen zum Kampf gibt und die Bundesliga-Frauen von Grün-Weiß Holten dem Sport aus dem Land der aufgehenden Sonne frönen.

Es ist kaum bekannt, daß der deutsche Medizinprofessor Erwin Bälz, der um 1900 als Arzt an der Universität Tokio lehrte, Judo, die Sportvariante der ehemaligen waffenlosen Selbstverteidigung der japanischen Samurai förderte und weiterentwickelte. Wenig später durch japanische Matrosen nach Deutschland gebracht, dauerte es noch gut 50 Jahre, bis sich 1953 der Deutsche Judo-Bund in Hamburg gründete. 1971 gibt es die erste Meisterschaft für die wenigen mutigen Mädchen. Heute betreiben über 10.000 Frauen die „Kunst des Judo“ im DJB. Mit der Anerkennung als Olympische Disziplin für 1992 ist die sportliche Gleichberechtigung gänzlich vollzogen.

Doch zurück nach Oberhausen-Holten. 1959 beginnt der heutige Trainer Jürgen Tiedtke mit dem Judo im Sportverein Grün-Weiß Holten. Aber nach einigen Jahren erlöscht das Interesse der meisten Judoka, die Abteilung wird geschlossen. Tiedtke bleibt seinem Sport treu, wechselt zu Westende Hamborn. 1975 jedoch kehrt er zu den sportlichen Ursprüngen zurück, überwindet die Skepsis des Vorstandes und gründet erneut eine Judo-Abteilung bei Grün-Weiß Holten. Aus dieser Keimzelle sollte eine der erfolgreichsten Frauen- und Mädchen-Mannschaften Deutschlands wachsen.

Nach zwei Jahren nämlich wagte sich das erste Mädchen auf die Matte. „Von Matte konnte zu diesem Zeitpunkt eigentlich noch keine Rede sein. Wir trainierten auf normalen blauen Turnmatten“, erinnert sich Jürgen Tiedtke mit dem Glanz der Nostalgie in den Augen. Ein „Schneeballeffekt“ sorgte dafür,

daß fast komplette Mädchenklassen in den Verein eintraten. Die anfängliche Breitensport-Orientierung wird nach und nach durch den Wettkampfgedanken ergänzt.

Anfang der achtziger Jahre erkämpfen die Mädchen aus Holten erste Erfolge bei Einzelwettkämpfen auf Kreis- und Bezirksebene. Im Jahre 1984 wird Ute Szynalski Zweite bei den Westdeutschen Einzelmeisterschaften und Dritte bei den Deutschen Meisterschaften. Der Einstieg in den Leistungssport war perfekt, Holtens Weg zum „Mekka des Frauenjudo“ war vorgezeichnet.

Die Liste der Erfolge würde den Rahmen dieser kleinen Chronologie sprengen, deshalb nur Beispiele: 1. Platz bei der Westdeutschen Einzelmeisterschaft 1988 für Michaela Koch, 2. Platz für Kerstin Löchner bei der Deutschen Einzelmeisterschaft 1989, 2. Platz bei der Deutschen Mann- oder sollte man sagen „Frauschaftsmeisterschaft“ 1989, 1. Platz bei der Westdeutschen Mannschaftsmeisterschaft 1990 und Europameisterschaftsteilnahme von Kerstin Löchner im gleichen Jahr. Seit 1991 kämpfen die Holtenerinnen in der 2. Bundesliga, im Herbst wurde bereits der Sprung in die erste Liga geschafft. In den verschiedenen Alters- und Leistungsklassen hat Grün-Weiß Holten heute vier Frauen- und Mädchen-Wettkampfmannschaften, die alle doppelt besetzt sind. Nachwuchsprobleme gibt es im Oberhausener Norden zumindest im Judo also nicht.

Damit dies so bleibt, führen die Holtener Judoka an fünf weiterführenden Schulen im Rahmen eines Projektes des Kultusministeriums sogenannte Judo-AG durch. Die Kurse, die mit der Prüfung zum gelben Gürtel, dem ersten Gurt im



Judo enden, erfreuen sich großer Beliebtheit, sind in verschiedene Stufen aufgeteilt und gehen vom Spielerischen zum Judospezifischen über. Viele Talente sind durch diese Zusammenarbeit von Schule und Verein schon entdeckt worden.

Fernziel von Jürgen Tiedtke ist die Einrichtung eines Landesstützpunktes für Mädchenjudo in Holten.

### **Angriffsgeist**

Das heutige Wettkampfsjudo besteht auch bei den Frauen aus 40 Grundwürfen, 20 Haltegriffen, 30 Würdegriffen und 25 Hebeltechniken. Hiermit soll die sportliche Gegnerin im Wettkampf auf den Boden geworfen, oder dort in der Rückenlage festgehalten, oder durch Hebel- und Würdegriff zur Aufgabe ge-

*Bei den Judo-Mädchen sind mehr Gelenkigkeit und Konzentration als Kraft gefordert.*



zwungen werden. Zauderlich dürfen sie also nicht sein, die Holtener Damen, wenn es um die begehrten Kampfpunkte geht. Im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen setzen sie dabei, so der Trainer, allerdings eher auf Beweglichkeit und Flexibilität als auf die pure Kraft der Oberarme.

„Ist das denn überhaupt etwas für Mädchen?“, werden sich viele um das Wohl ihrer Kinder besorgte Eltern fragen. Diese Sorge jedoch zerstreut der erfahrene Trainer, der den vierten Dan-Meistergrad innehat, über die höchste Trainerlizenz des DJB verfügt und gleichzeitig Landestrainer NRW für die weibliche A-Jugend ist: „Der Angriffsgeist der Frauen und Mädchen ist manchmal größer als bei den Männern und durch das Training und



*Kämpfen künftig in der Bundesliga-Nord: Die Judodamen von GW Holten mit ihrem Trainer Jürgen Tiedtke*

den im Judo sport sehr direkten Vergleich lernen die Mädchen mit Sieg und Niederlage umzugehen, werden physisch und psychisch stärker, gewinnen an Selbstsicherheit, was sich auch außerhalb des Sportes bemerkbar macht.“

Wie darf sich nun der Laie das Training der Judodamen in Holten oder im Leistungsstützpunkt in Duisburg-Wedau, wo sie auch einmal in der Woche trainieren, vorstellen? Natürlich gibt es unterschiedliche Trainingspläne im Laufe der Saison, aber generell beinhaltet das Training sehr viel Dehn- und Flexibilitätsübungen und einen sehr großen akrobatischen Anteil. Fähigkeiten in diesen Bereichen sind wichtig, um den sehr komplexen Situationen im Kampf gewachsen zu sein.

Doch auch das Fallen und Kumi-Kata, die Art des Fassens, sind wichtige Bestandteile der Judogrundschule, die immer wieder geübt werden, um den Grad der Automation möglichst groß werden zu lassen. Da 60 Prozent aller Kämpfe bei den Frauen am Boden gewonnen werden, legen Tiedtke, Co-Trainerin Birgit Lux, selbst noch Leistungsträgerin der ersten Mannschaft, und die zahlreichen ande-

ren Fachübungsleiter des Vereins besonders viel Wert auf diesen Aspekt.

### **Schwarzer Meistergürtel**

Geradezu ästhetisch wird es dann, wenn die großen, meist kampfscheidenden Würfe geübt werden. Seoi-Nage, Uchi-Mata oder O-Soto-Gari sind die klangvollen japanischen Bezeichnungen für Schulter-, Bein- oder Hüftwürfe. Mit katzenhafter Gelenkigkeit tauchen die Mädchen blitzschnell unter den Schwerpunkt ihrer Partnerinnen, um diese dann durch Hebe- und Zugwirkung in elegantem Schwung auf die Matte zu werfen. Ebenso geschmeidig wird die Wucht des Wurfes durch das Abrollen neutralisiert. Alles geschieht nach dem Prinzip des geringsten Widerstandes und unter Ausnutzung der Energie der Gegnerin. Jede Bewegung sieht spielerisch und leicht aus, kaum zu ahnen, wieviel Übung notwendig ist, um diese technische Perfektion zu erreichen, zumal die Verantwortung für die körperliche Unversehrtheit der

Partnerin eines der wichtigsten „Judo-Gesetze“ ist. Doch die Holtener Mädchen haben fast alle schon den schwarzen Meistergürtel.

„Was ist trainings psychologisch anders, wenn man mit Frauen arbeitet?“, mußte sich Trainer Tiedtke schon mehr als einmal fragen lassen. „Frauen sind schwieriger zu trainieren, weil sie sensibler sind, häufiger wissen wollen, warum und wieso. Sie verlangen, daß man ihre Psyche respektiert und individuell auf sie eingeht. Dazu gehört neben dem nötigen Einfühlungsvermögen auch eine gute Portion Erfahrung.“

Bei Grün-Weiß Holten scheint die zum Erfolg nötige Mixtur durchaus zu stimmen, denn auch außerhalb des Sportes wird vieles gemeinsam unternommen, vom Zeltlager bis zur Skifreizeit.

Was können sich die „ersten Damen“ Holtens für die kommende Zeit sportlich noch wünschen, gehören sie doch schon zu den stärksten deutschen Mannschaften? Welche „Sportträume“ gehen durch die Köpfe von Ute Szynalski, Birgit Lux, Sabine Ziesig, Heike Bromberg, Kerstin Löchner, Ilka Gißelmann, Dagmar Bromberg, Gunhild Eincke, Simona Riedel, Michaela Koczur, Sonja Rother und Janina Grosse?

Nach der Deutschen Einzel-Meisterschaft (– 56 Kilo) von Sabine Ziesig und dem Aufstieg der Mannschaft in die neugeschaffene Bundesliga-Nord müssen die Ziele jetzt neu gesteckt werden. Aber Judo, der „sanfte Weg“, ist auch ein langer und schwieriger Weg. Wer ihn geht, muß Ausdauer, Konzentration und Willenskraft aufbringen, nicht für einen Monat, sondern für viele Jahre.

Die Holtenerinnen sind den Weg schon ein weites Stück gegangen.

# HEINRICH KASAN: ENGEL AUS STAHL

*Skizzenblock schon unter dem  
Bergmannshelm aufbewahrt*

THOMAS FINKEMEIER

Nun sollte ich also Heinrich Kasan besuchen. Ich hatte viel über ihn gehört, nur Gutes, nur Lobendes, und einer, der zu Übertreibungen nicht neigt, hatte ihn „einen wirklichen Weisen“ genannt.

Wie nähert man sich einem solchen Mann?

Kasan wohnt oben im Norden, in Schmachtendorf. Ursprünglich sollte sein Haus nur Atelier werden, ein einfacher Kasten von kaum mehr als Doppelgaragenformat, bis sein Architekt ihm riet: „Bau’ etwas größer und setz’ noch eine Etage drauf, in der du mit deiner Frau und den Kindern wohnen kannst.“ Früher muß das Haus zwischen Feldern und Wiesen gestanden haben, bis die Einfamilienhaus-Bauherren die Gegend entdeckten.

Still ist es immer noch da oben. Man hört nicht viel von dorthier, wenn einer nicht gehört werden will. Heinrich Kasan neigt wohl nicht zum Lärmen. Wie viele konnte ich in Oberhausen groß werden,

ohne ihn zu kennen. Neben seinen Werken, an seinen Werken vorbei: ein Brunnen in Sterkrade, ein Mauerrerelief am Louise-Schröder-Heim, ein Eisen-Objekt im Stadthaus. Wer hat das gemacht? Wer ist das?

Seit ein, zwei Jahren erinnert man sich wieder. Kasan ist siebzig geworden: endlich ein Anlaß. Als zu dem Hilmar Hoffmann im vergangenen Jahr einen Film über seine Heimatstadt und den Beginn seiner Kulturarbeit drehte, suchte er auch Kasan zu einem Interview auf. Vier Stunden lang wirbelte das Fernseh-Team den Haushalt Kasan durcheinander. Übrig blieb eine minutenkurze Sequenz, in der Hoffmann, der immer noch Löwenmähnige, seine Pranke auf die Schulter des eher schwächlichen Mannes legt: „Mein Freund Kasan!“

Doch als ich das Gespräch benutzen will, um Kasans sensible Eremiten-Natur abzugrenzen gegen die Profilierungsstrategien öffentlichkeitsbewußter Kulturmanager, da

lächelt er und sagt: „Hoffmann ist ein ganz anderer Typ als ich, aber ich mag ihn. Außerdem schätze ich sein kulturelles Engagement.“

Ein Verweigerer scheint Kasan nicht zu sein, keiner, der sich in der sozialen Nische des Künstlertums hätschelt. Er guckt sich die Dinge genau an und die Menschen und sagt, wie’s ist, mit seinem stillen Humor.

In den fünfziger Jahren fing Kasan, der Leise, an, sich einen Namen zu machen. Es begann mit einem Auftrag an der Marktschule. Er stellte Szenen aus dem Schulleben als Drahtplastiken dar. Damals kündigte er spontan seine Arbeit als Bergmann auf, die er 1948 hatte annehmen müssen, um überhaupt eine Zuzugsgenehmigung für Oberhausen zu erhalten. Auch, um irgendwie das tägliche Brot zu verdienen.

Seitdem hat er an vielen Schulen gearbeitet und mehrmals „Klassenzeichen“ geschaffen. Es ist seine Experimentierfreudigkeit, die ihn dazu veranlaßte, immer wieder neue Materialien zu verwenden, die immer wieder neue Techniken erforderten. Mal waren es Emaillebilder, die auf die Funktionen der verschiedenen Schulräume hinwiesen, mal schnitt er Reliefs in Schieferplatten oder gestaltete „Klassenzeichen“ aus Keramik. Damals begann er auch mit Schrott zu arbeiten, Resten aus landwirtschaftlichen Maschinen. Als in diesen Jahren Hilmar Hoffmann die Volkshochschule gründete, fand er in Kasan einen Kollegen, der dort Zeichen- und Keramikurse erteilte.

Kasan, der „Bergmann“, Kasan, der mit Schrott arbeitet, Kasan, der die einfachen Menschen liebt. Einer von uns? Einer aus Oberhausen? „Ich hätte auch woanders leben können“, sagt Kasan, „es hätte

nicht unbedingt Oberhausen sein müssen“. Seine Frau war eben hier, so einfach ist das. Und der Bergbau? Nein, gerne habe er die Arbeit nicht gemacht. Aber er habe doch vieles gelernt unter Tage, über den Bergbau und über die Menschen, die dort arbeiten. Den Skizzenblock hatte er immer dabei, aufbewahrt unter dem Bergmannshelm.

Nein, Künstler hat er werden wollen. So selbstverständlich war ihm der Umgang mit dem Zeichenstift, daß er ihn, es war wohl im ersten Schuljahr in seiner Heimatstadt Rathenow, wo er 1920 geboren wurde, einem ungeschickten Banknachbarn lieh in der Meinung, das Können wäre allein vom Stift abhängig.

#### **Harmonie der Dinge**

Einfache Ursachen, einfache Wirkungen: Das Mechanistische hat Kasan früh interessiert, mehr als das Zeichnen: Maschinen, Motoren. Karosseriebauer wollte er als Kind werden. Motorrad ist er immer gern gefahren, bis nach dem Krieg.

Doch beim Einfachen bleibt es dann nicht, ist es auch nicht geblieben. Zwar sind es meist Versatzstücke der Technik, die Kasan nimmt, sich vornimmt. Doch wo andere dann mit Ingenieursseele Konstruktionspläne entwickeln, wird Kasan zum Verzauberer mit Handwerkerhänden. Er baut, er schweißt, malt nach seinen Ideen, ohne festen Plan, seinen Intuitionen und dem Zufall vertrauend, so wie der Harmonie der Dinge, die sich von allein fügen dürfen: Traummaschinen, Witzmotoren, lächelnde Labyrinth.

Endlich einmal wieder und dankenswerterweise bot Bernhard Mensch als Galerieleiter Kasans Werken im Frühjahr 1991 den Raum, sich zu präsentieren. Unten im Foyer fiel mir eine seiner frühen



*Der Künstler Kasan bei der Arbeit in seinem Atelier und bei der Eröffnung seiner Ausstellung 1991 in der Städtischen Galerie Schloß Oberhausen.*



*Heinrich Kasan – ein nachdenklicher Mensch.*

Plastiken auf: „Verkündigung“ heißt sie. Es sind Eisensilhouetten, rostig geworden, einfache geometrische Formen wie Scheiben und Dreiecke, angeordnet in einem atemberaubenden Spannungsfeld zwischen Horizontaler und Vertikaler. Die Hirten, unten, emporgerect, doch klein, starren gesichtslos hinauf zu den auf sie zu-, über sie hinschießenden, pfeilschnellen Engeln. Nicht aus rostigem Schrott: Aus Stahl, denn die Kraft ergibt sich aus der Härte des Materials und der daraus resultierenden Strenge der Formen.

„Ich habe das damals für Thyssen gemacht, die für die Weihnachtsausgabe ihrer Werkszeitung ein Umschlagbild brauchten. Vorgabe war eine Metallplastik, deren Foto die Titelseite des Blattes schmücken sollte. Nachdem ich mich für das Thema „Verkündigung“ entschieden hatte, suchte ich in dem Werk nach passenden Abfällen. Arbeiter halfen mir dabei.“

Später wollte der Stadtdechant die Plastik für das katholische Stadthaus kaufen, doch er wollte nicht das Original, das inzwischen Rost angesetzt hatte, sondern eine eisen-

glänzende Kopie. Kasan baute die „Verkündigung“ noch einmal und lieferte sie dem Dechanten rostfrei. Später brachen Einbrecher einen Engelsflügel ab, um damit die Kasse zu knacken.

Die fröhliche Gelassenheit, mit der Kasan das Schicksal seiner Werke verfolgt, scheint tiefer zu wurzeln als nur an der Oberfläche und mehr zu umfassen als nur seine Arbeit. Dahinter lassen sich ahnen der Mut, sein Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, aber auch die Ruhe, es so zu nehmen, wie es kommt. Denn mit einem Mann über siebzig muß über zweierlei gesprochen werden: über den Krieg in der Vergangenheit. Und über den Tod in der Zukunft.

Aus dem Krieg, den er von Anfang bis Ende als Soldat miterlebt hat, sind ihm keine bitteren Narben geblieben. Er habe Glück gehabt, meint er, und wenn er so erzählt, dann weiß man, wieviel Glück in der Tat: Er habe Befehle umgangen, wenn sie ihm falsch erschienen seien. Er ist in nicht allzu viele lebensgefährliche Einsätze geraten. Er habe in der Soldatenhierarchie nie weit genug oben gestanden, um Verantwortung für Leben oder Tod von Untergebenen tragen zu müssen. Er habe, das ist ihm am wichtigsten, nie jemand totschießen müssen.

Ihn selber hätte es freilich einmal beinahe erwischt bei einem Tief- fliegerangriff, und er berichtet von einem merkwürdigen Erlebnis: Er sei aus sich herausgetreten und habe hoch über sich auf seinen Körper herabsehen können, der da im Dreck gelegen habe. Niemals zuvor, niemals nachher sei ihm Derartiges passiert.

Sonst bleibt er aber immer schön bei sich, sogar als er vor einiger Zeit schwerkrank in ein Oberhausener

Krankenhaus mußte. Auch in diesen Tagen des Ausgeliefertseins ließ er sich von Ärzten nicht bieten, was er als Überheblichkeit begriff, sondern zog in das anthroposophische Krankenhaus in Herdecke um. In der Nacht vor der entscheidenden Operation habe er „prima geschlafen“ – ohne Beruhigungsmittel.

Als ich ihn besuche, reiße ich ihn aus der Arbeit; er streicht gerade eine Aluminiumplastik blau: „Nichts Tolles, eine Auftragsarbeit für den Revierpark“. Es ist aber nicht die Arbeit allein, die ihn wach hält, die er doch sein Leben lang auch und schon gerade im Urlaub verfolgt hat, sondern eine aktive Neugier, die ihn bei aller Seelenruhe zum Abenteuerlichen zog. Eine Fahrradreise durch Jugoslawien 1953 erwähnt er, und später, da war er schon Mitte fünfzig, eine Dschungelreise zu südamerikanischen Indianern, die kurz zuvor noch Missionare getötet hatten. Und wenn man ihn dafür bewundern will, stößt er's schon wieder um: „Bist du verrückt, habe ich damals gedacht, wozu machst du eine so anstrengende und auch noch gefährliche Reise?“

Auf Kasan passen keine Etiketten oder viele. Meines für ihn ist: Engel aus Stahl. Seine Sachlichkeit, seine Konsequenz, sein Eigensinn, seine Freundlichkeit und tiefe Menschenliebe, die Harmonie, mit der er sich in das Gegebene einfügt, ohne sich selbst zu verlieren, und schließlich seine Gestaltungskraft, die aus altbekannten Materialien völlig neue Welten der Phantasie baut, ohne sich zu begründen, ohne sich erklären zu wollen, scheinen ihn mir als einen Menschen zu beschreiben, der in dieser Welt mehr zu Hause ist als die meisten, und doch in einer anderen auch.

# WER NICHT RASTET, ROSTET AUCH NICHT

*Breitensport-Übungsleiter  
wie Fritz Breuker  
halten Oberhausen fit*

HELMUT KAWOHL

Sonntagfrüh, fünf vor zehn, ein Waldparkplatz an der Bundesstraße zwischen Oberhausen und Bottrop. Wo sich Fuchs und Hase eben noch in aller Ruhe „Guten Morgen“ sagen konnten, fallen sie plötzlich Stoßstange an Stoßstange ein, die Zeugen unserer motorisierten Gesellschaft. Türenklapper, Männer, Frauen und Jugendliche in den unterschiedlichsten Sportdresses steigen aus, tragen sich diszipliniert in eine Anwesenheitsliste ein, ein kurzes Schwätzchen und schon ruft jemand unüberhörbar: „Auf geht’s Leute, alle an den Start zum Aufwärmen!“

Die Stimme gehört Friedrich Wilhelm „Fritz“ Breuker, 62 Jahre jung, noch bis zu seiner Pensionierung Ende Juni '92 Elektromeister im EVO-Heizkraftwerk Sterkrade und – einer von 700 lizenzierten Sport-Übungsleitern in Oberhausen. Wie an jedem Sonntagmorgen leitet er den Lauftreff des VfL Bergheide und dies nun schon seit neun Jahren, bei

jedem Wetter. Im Schnitt 60 meist Freizeitsportler im Alter bis „weit über 60 Jahre“ nehmen regelmäßig an diesem größten Lauftreff in Oberhausen und Bottrop teil, aber auch 100 Personen sind keine Seltenheit.

Das Erfolgsrezept? „Viele sind zu diesem Lauftreff gewechselt, da er gut organisiert und betreut wird“, bemerkt Fritz Breuker nicht ohne ein wenig Stolz. „Ich will nicht, daß die Leute sich kaputtmachen, sie sollen sich beim Lauftreff kennenlernen und Spaß haben. Wenn ich sie nach Hause schicke, will ich schließlich, daß sie alle wiederkommen.“

Sagt's und ist schon mittendrin bei den Auflockerungs- und Dehnübungen. Jeder macht fleißig mit, hört auf sein sympathisches Kommando, egal ob erfahrener Marathonläufer oder blutiger Anfänger. Fritz weiß schließlich, was gut tut. Später teilt er die Gruppen für die verschiedenen Laufstrecken von

drei bis 15 Kilometern ein. Wie selbstverständlich läuft der Übungsleiter die drei Kilometer mit den Anfängern. Das Tempo wird dem Schwächsten angepaßt, Pausen sind allerdings tabu: „Stehenbleiben gibt's bei mir nicht, der kleine Teufel muß überwunden werden.“

**Bonbon als „Zückerchen“?**

Am Parkplatz treffen sie sich später alle wieder, freuen sich, etwas für die eigene Fitness getan zu haben. Noch ein wenig Dehnen der beanspruchten Muskulatur, dann kommt Fritz mit dem „Körbchen“ und für alle gibt es ein leckeres Bonbon. „Damit der Speichel wieder aktiviert wird“, seine professionelle Begründung, doch dem Betrachter scheint es mindestens ebenso ein „Zückerchen“ für die Anstrengungen und den vergossenen Schweiß zu sein. Ein Schwätzchen, ein „tschüß und einen schönen Sonntag“ – Minuten später hat der Parkplatz seine Ruhe wieder.

Für den Übungsleiter Fritz Breuker endet an diesem Sonntagmorgen eine Woche Engagement ganz im Zeichen des Breitensports. Er, der in sieben Vereinen aktiv Freude am Sport vermittelt und neben dem allgemeinen Übungsleiter-Schein auch eine spezielle Ausbildung für die Sparten Leichtathletik, Senioren- und Behindertensport, Sonderschwimmen und DLRG hat, ist von Montag bis einschließlich Sonntag jeden Tag, oft bis in den späten Abend hinein, für seine Sache unterwegs. Urlaub außerhalb von Oberhausen? „Für mich kein Thema, ich kann doch die mir anvertrauten Menschen nicht im Stich lassen.“ An seinem letzten Geburtstag mußten seine Gäste zwei Stunden warten, die gemischte Seniorengruppe ging vor.

Ehefrau Gertrud, sportlich nicht aktiv, gewinnt dem Verzicht auf



*Die Jüngsten macht Fritz Breuker mit dem nassen Element vertraut.*

viele gemütliche Stunden zu zweit eine humorvolle Seite ab: „Der macht doch eh', was er will, aber wenn er nicht da ist, bekommen wir auch keinen Krach.“ Einziges gemeinsames Hobby bleibt der große Garten an der Wohnung in Königshardt. Zum ungewöhnlichen Weg des Fritz Breuker vom absoluten Anti-Sportler zum engagierten und wohl meistbeschäftigsten Übungsleiter in unserer Stadt später mehr.

### **Qualifizierte Ausbildung**

Das Kennenlernen und Auseinandersetzen mit wichtigen Aspekten des Breitensports steht im Vordergrund eines Übungsleiterlehrganges, den der Stadtsportbund Oberhausen in jedem Jahr von Mitte September bis Mitte Dezember anbietet. Die Ausbildung, bestehend aus Theorie und Praxis, sieht 144 Unterrichtseinheiten vor, jeweils am Wochenende. SSB-Lehrbeauftragter Manfred Gregorius: „Künftige Übungsleiter werden im Rahmen der Grundausbildung soweit vorbereitet, daß sie eine Tätigkeit im Breitensport qualifiziert ausüben können. Aufgrund der Tatsache, daß die Übungsinhalte heute mehr auf die Bedürfnisse der Vereine und

Übungsleiter zugeschnitten sind, verzeichnen wir mehr Anmeldungen als in den Vorjahren.“

Im Schnitt nehmen 25 Interessierte an einem Übungsleiterlehrgang teil, ihr Alter schwankt zwischen 18 und 60 Jahren. Sie erarbeiten, wie eine Breitensportstunde aufgebaut und durchgeführt wird, lernen neue Entwicklungen im Breitensport kennen, aber auch gesellschaftliche Lebensbedingungen und persönliche Verhaltensweisen, die den Zusammenhang zwischen Sport und Gesundheit deutlich machen.

Vertraut gemacht werden die Teilnehmer eines Lehrganges auch mit organisatorischen Fragen. Sie werden zudem über die breite Palette der Angebote unterrichtet und erfahren, wie diese Angebote in einem Verein umgesetzt werden können. Ausführlich besprochen und von den Teilnehmern in Übungen und Lehrproben getestet werden schließlich Planung, Organisation und Durchführung von Angeboten des Breitensports, wobei der Spielcharakter von großer Bedeutung

ist. Sonderausbildungsgänge bereiten Übungsleiter darüberhinaus speziell auf einzelne Aufgabenfelder vor.

206 Vereine sind derzeit Mitglied im Stadtsportbund Oberhausen. Sie stellen 703 lizenzierte Übungsleiter, die für ihr ehrenamtliches Engagement Zuschüsse vom Landessportbund und der Stadt erhalten. Hinzu kommen 13 Jugendleiter, die sich in großen Vereinen speziell um die Jugendbetreuung kümmern, sowie zehn Organisationsleiter.

Alle vier Jahre muß ein Übungsleiter seine Lizenz im Rahmen einer Fortbildung über 15 Unterrichtseinheiten verlängern. Die Themen nehmen hier bezug auf neueste Entwicklungen im Sport und stoßen bei den Übungsleitern auf große Resonanz. Zu diesen Themen zählen z. B. Wirbelsäulenschonung im Alltag und beim Sport, attraktive Breitensportangebote unter Einsatz von Musik oder traditionelle Spiele einmal anders. Wer an einer Tätigkeit als Übungsleiter Spaß hat, kann sich beim Stadtsportbund (Tel. 66 30 01) oder beim SSB-Lehrbeauftragten Manfred Gregorius (Tel. 85 84 2 43) über eine Ausbildung informieren.

### **Sport nach dem Infarkt**

Das Vermitteln von Freude durch und beim Sport wurde für Fritz Breuker zum wichtigsten Lebensinhalt. Wie es dazu kam, fürwahr eine ungewöhnliche Geschichte. Aber auch eine Story, die anderen Mut machen sollte.

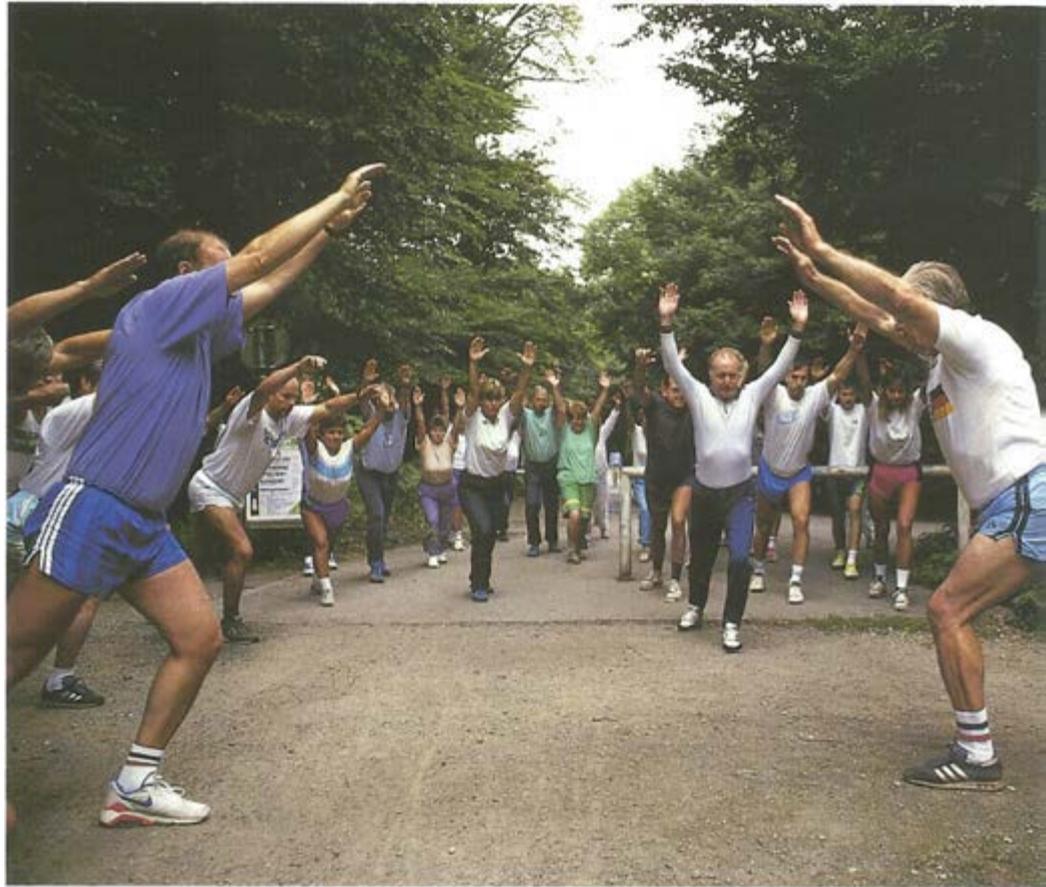
Obwohl aufgewachsen in einer Sportlerfamilie bei Jahn Königshardt, hatte er mit dem Sport lange nichts im Sinn. „Ich habe damals reichlich den vermeintlichen Freuden des Lebens zugesprochen, geraucht, nicht ins Glas gespuckt und gut und häufig gegessen.“ Die

Folge, ein Herzinfarkt im August 1975, ein Warningschuß seines Körpers. In der Reha-Maßnahme wurde erstmals eine neue Theorie aus Israel praktiziert, wonach Infarktgeschädigte bewegt werden sollen. Früher vertraten die Mediziner den Standpunkt, Infarktler müssen ruhen.

An der aktiven Bewegung fand Fritz Breuker Gefallen, daß sie ihn regelrecht packen würde, konnte aber selbst er damals nur ahnen. Von 103 Kilo speckte er auf 85 Kilo ab, ein Gewicht, das er seitdem nicht mehr verloren hat. Heute lebt Fritz Breuker ohne Diät asketisch, verzichtet auf Fette und Salze und „alkoholisch geht über eine Schorle nichts mehr.“ Überhaupt noch ein Laster? „Ich nasche gern.“

Bereits 1979 wurde Fritz Breuker Übungsleiter für den allgemeinen Breitensport. Die weiteren „Scheine“ folgten Jahr für Jahr. „Der Breitensport ist für mich auch Erholung. Man sagt mir nach, ich übertreibe in allem, aber ich fühle mich wohl und habe den Sport so in mein Leben integriert, daß ich als Rentner weitermachen kann“, läßt er keinen Zweifel an einen „Sport-Ruhestand“ aufkommen.

Ein kurzer Blick in seinen wöchentlichen „Fahrplan“ gefällig? Montags Gymnastik und Spiel mit Männern des TV Jahn Königshardt, dienstags mit einer gemischten Seniorengruppe ab 50 Jahren, mittwochs Anfängerschwimmen für Kinder ab drei Jahren, dann Männer-Gymnastik beim VfL Bergheide und zum Abschluß des Tages Wassergymnastik für Senioren, donnerstags Anfängerschwimmen, Wassergymnastik und Massage in drei verschiedenen Vereinen im Hallenbad Sterkrade, freitags und samstags das gleiche Programm im Hallenbad Ost und sonntags – ach,



*Vor dem Laufen ist Aufwärmen angesagt. –*

*Bei der Gymnastik mit der gemischten Seniorengruppe.*

da war ja noch der Lauftreff. Von Mai bis Oktober nimmt Fritz Breuker zudem noch das Sportabzeichen in den Disziplinen Schwimmen, Radfahren und Leichtathletik ab.

### **Bewegung im Alter**

„Ohne Bewegung geht heute nichts mehr“, zieht Fritz Breuker ein Fazit, dem niemand widersprechen möchte. „Jenseits der 30 ist der Leistungssport weitgehend passé. Der Breitensport hat sich zwangsläufig gut entwickelt, weil Oberhausen veraltet, deshalb muß auf diesem Feld auch mehr geleistet werden. Alte Leute müssen mehr für sich tun, um ausdauernd und beweglich zu bleiben.“

Dabei will er helfen. Männer und Frauen in einer gemeinsamen Sportgruppe, was es früher nicht gab, ist heute selbstverständlich. Nach dem Motto „Fremdgehen heute erlaubt“ animiert er seine gemischten Gruppen, bei den Übungen nicht mit dem eigenen Partner zusammenzuarbeiten. Überhaupt, beim Sport mit den Gruppen ist Fritz Breuker ganz in seinem Element: „Mich interessieren weniger der Verein, sondern die Leute, die sich sportlich betätigen wollen. Ich bin kein Funktionärstyp.“

Zu seinem 60. Geburtstag kamen 399 Gäste aus seiner großen Sportlerfamilie auf die Burg Vondern. Hätte Fritz Breuker den Weg zum Sport nicht gefunden, wären es vielleicht 20 gewesen. Die Marathonis vom Lauftreff schenken ihm einen überdimensionalen Papplaufschuh, aus dem eine Bauchtänzerin kletterte. Auch etwas für die Fitness. Mir schenkte er zum Abschluß unseres Gespräches zwei Noppenbälle. „Zur Massage, am besten im Wasser.“ Wie war das noch, jenseits der „30“ ist der Leistungssport weitgehend passé...

# „MERKT ES EUCH GUT“

*„NotaBene“ pflegt die  
mittelalterliche Musik*

**ASTRID KNÜMANN**

„Laß' sie doch! Wenn keine Narren auf der Welt wären, was wäre die Welt?“ Diese Einsicht, die Lenz im Pandamonium germanicum in Worte faßte, haben sich auch die Mitglieder der Gruppe „NotaBene“ zur Maxime gemacht. Eine Welt voller Narren, „eyn fürtreffliches Spektakulum“ ist es, das die drei Musiker vereint, um mit einer Reminiszenz an das Mittelalter ihr Publikum zu verzaubern.

Alles begann Ende der 70er Jahre. Die Duisburger Frank Breburda und Wolfgang Schaaf gründeten die Gruppe „Schwartenhalß“ und setzten Drehleier, Gitarre, Flöte, Dulcimer und Cister für ihre Musik ein. Schon bald gesellten sich die Oberhausener Ekkehard Eumann und Hans-Joachim Schröder zum Duo. Das musikalische Steckpferd der vier war und ist die mittelalterliche Musik, deren Pflege und Weiterverbreitung sich die Musik-Profis auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Zeigte das Repertoire anfangs noch deutliche Anlehnung an Folklore und Volksmusik, so entwickelte sich durch den Einfluß der klassischen Musikausbildung von Ekkehard Eumann und Hans-Joachim Schröder ein ganz eigener, unverwechselbarer Stil der „Schwartenhälße“. Das klassische Ensemblespiel und der Einsatz vieler Blasinstrumente wurden möglich, ein neues Klangbild entstand, das auch beim Nachfolge-Trio „NotaBene“ Pate steht.

Längst ist für die Musiker aus ihrer Passion, aus dem Hobby ein Beruf geworden. Die Gruppe „Schwartenhälße“ hat sich bei Kritikern und Fachleuten einen Namen gemacht. So wurden die Musiker 1983 mit dem Preis der Deutschen Phon Akademie ausgezeichnet, 1985 wurden sie Preisträger des WDR-Wettbewerbs „Stadtmusik“.

Auf der Suche nach einem passenden Namen stießen die Musiker damals auf „Schwartenhalß“ – eigent-

lich ein Schimpfwort. Einst wurde das fahrende Volk, Leute unterster Schichten, die durch die Lande zogen und keine Schwarte in der Tasche hatten, so bezeichnet. Zu ihnen gehörten Apotheker, Chirurgen, aber auch Zauberer, Jongleure und ähnliche Zeitgenossen, vor denen man „sein Hab und Gut in Sicherheit brachte“.

Neun Jahre begeisterten die „Schwartenhälße“ ihr Publikum; doch wird es sie in der bisherigen Formation künftig nicht mehr geben. Ihre Musik aber wird weiter erklingen – unter dem neuen Namen „NotaBene“ und in neuer Zusammensetzung.

Auch der neue Name wurde trefend gewählt, bedeutet er doch soviel wie „Merkt es Euch gut“. Der ‚Oberhausener Teil‘ des „Schwartenhälßes“, Hans Joachim Schröder und Anja Kaib, die bereits seit einigen Jahren beim „Schartenhalß“ mitmachte, hat sich selbständig gemacht und wird die Tradition mittelalterlicher Musik gemeinsam mit dem in Münster lebenden jugoslawischen Lautinisten Zlatko Presecki als Trio „NotaBene“ fortführen und erweitern.

Hans-Joachim Schröder erläutert, warum es jetzt zur Trennung kam: „Der Kern der Schwartenhälße ist seit 1983 zusammen. Eine lange Zeit, da sucht man nach neuen künstlerischen Wegen.“ Ekkehard Eumann beispielsweise ist seit mehr als einem Jahr Mitglied der Schauspieltruppe „Narratok“, Frank Breburda wird als „Schwartenhalß“ weiterhin aktiv sein. Künftig werden sich die Mitglieder des großen Gauklertrioses „Farend Schwartenhalß“ – die Musikgruppe war ein Teil des Trioses – nicht mehr als feste Gruppe präsentieren. Zu gegebenen Anlässen wie Festen oder historischen Veranstaltungen

wird man dennoch den Künstlern immer wieder begegnen.

### **Laute und Dudelsack**

Die mittelalterliche Musik bleibt das Steckenpferd von „NotaBene“. Hans-Joachim Schröder, Anja Kaib und Zlatko Presecki wollen künftig jedoch auch neue Wege gehen. Schröder: „Wir spielen weiterhin die Musikrichtung des ‚Schwartenhälßes‘, also die derbere, eher grobere Musik des Mittelalters. Darüber hinaus aber werden wir das Repertoire um feinsinnigere Weisen dieser Zeit erweitern.“ Werke aus der Elisabethanischen Zeit des 16. Jahrhunderts oder Madrigale von John Dowland gehören dazu: „Wir streben eine Mischung von höfischer und derber Musik des Mittelalters an, eine Verbindung von Laute und Dudelsack.“

Schröder sieht in der musikalischen Vielfalt auch die Möglichkeiten, ein größeres Publikum zu erreichen und zudem frühere musikalische Strömungen vielfältigster Art aufnehmen zu können. Dazu gehört auch der Plan, in Zukunft gemeinsam mit anderen Künstlern thematische Konzerte, vielleicht über die englische Musik des 16. Jahrhunderts, zu geben. In akribischer Rechercharbeit haben die Mitglieder von „NotaBene“ ihr Repertoire zusammengestellt: „Viele Werke und Komponisten sind unbekannt. Wir stöbern in Musiksammlungen und Biografien, um auf neue Stücke zu stoßen. Dabei fördern wir manchmal auch richtige Schätzchen ans Tageslicht.“

Was aber begeistert die Mitglieder von „NotaBene“ an dieser Musik, deren Blüte doch schon so lange Zeit zurückliegt?

Schröder, der eine fundierte Querflöten-Ausbildung hat und freiberuflich als Designer für ein Oberhausener Möbelhaus arbeitet,



*„NotaBene“ vor der historischen Kulisse der Burg Vondern*

beschreibt seine Beziehung zur mittelalterlichen Musik so: „Ich habe viel Barockmusik gemacht, dabei bin ich beinahe zwangsläufig in der Zeitrechnung weiter zurückgegangen. Diese Musik rührt in mir etwas an.“ Vielfach handelt es sich um sogenannte Zweckmusik; die Menschen drückten Trauer, Freude und Feierlichkeit im Lied aus. Auch als Nachrichtentransporteur diente sie. Das Typische dieser Musik war oft auch, daß schnell aus einem Kirchenlied ein Spottlied wurde.

### **Exotischer Reiz**

Anja Kaib, gelernte Krankenschwester, ist das musikalische Naturtalent: „Sie hat ein tolles Gefühl für den Rhythmus.“

Der dritte im Bunde, Zlatko Presecki, ist Konzertmusiker und lehrt an der Musikschule Münster. Er fand über die klassische Musikausbildung zum mittelalterlichen Liedgut. Für ihn hat die Beschäftigung mit dieser Musik auch einen exotischen Reiz: „Es ist eine Art Neuroantik in unserer hochtechnisierten, durchorganisierten Welt.“ Dahinter verbirgt sich sicher auch der Wunsch nach Veränderung. Schröder: „Da der Mut fehlt, alles umfassend zu ändern, sucht man neue



Stimmungsbilder, die Möglichkeit, Gefühle zu leben und zu erfahren – allerdings auf Zeit.“ Deshalb spielt auch die Kulisse für die Musiker eine wichtige Rolle. Presecki beschreibt das so: „Im Konzertsaal ist diese Musik fehl am Platze, ist sie zweckentfremdet und dogmatisiert. Früher hatte die Musik bestimmte Aufgaben zu erfüllen, in der Kirche oder auf dem Jahrmarkt.“

Folglich fühlen sich die Akteure von „NotaBene“ nicht als Vortragskünstler, denen die uneingeschränkte, stumme Aufmerksamkeit der Zuhörer gebührt: „Wir sind Bestandteil eines Gesamtbildes, so etwas wie die Vorspeise oder das Dessert eines Menüs.“ Der Reiz des Unbekannten, des Exotischen fasziniert vor allem Zlatko Presecki an den Weisen des Mittelalters: „Auch für die Zuhörer sind das ganz neue Klangerfahrungen, man kennt die Töne nicht aus Fernsehen oder Radio.“ Damit eröffnen sich natürlich auch für die Musiker Freiräume, in denen ihr individuelles Spiel Ausdruck findet.

Die Vollblutmusiker wollen ihr Publikum nicht unbedingt in einer Konzert-Atmosphäre unterhalten: Hier die Künstler, dort die Zuhörer im Frack. In authentischen Kostümen nehmen sie ihre Zuhörer mit auf eine musikalische Reise in die Vergangenheit: „Es ist keine Imitation mittelalterlicher Musik. Alle wissen, daß wir im Hier und Jetzt leben. Dieses Wissen auch im musik-historischen Bereich können wir nicht ignorieren.“

Im Sommer liefen die Probenarbeiten der neuen Gruppe „NotaBene“ auf Hochtouren, der Premiere Ende 1991 dürfte nichts mehr im Wege stehen. Die Musiker werden dann ihrem Namen sicher alle Ehre machen: „Merkt es Euch gut.“

*Das Mittelalter stand Pate: Die drei Musikanten in ihren selbstgeschneiderten Gewändern.*



# „JEDE AUSEINANDER- SETZUNG BRINGT MICH EIN STÜCK WEITER“

*Karl-Heinz Feldkamp  
Fußballtrainer der ersten Garnitur*

**MICHAEL SCHMITZ**

Dem Treffen in der Düsseldorfer Nobelherberge habe ich entgegengefiert wie ein kleines Kind dem Heiligen Abend. Erinnerungen wurden wach, Fünziger Jahre, Papa auf der Ehrentribüne, ich krabbelte durch die stählernen Rohre eines Tores auf die Vortribüne, pflanzte meinen Volksschülerpopo zwischen die wachsenden Wohlstandshintern der Wiederaufbaugeneration.

Auf dem grünen Rasen des Niederrheinstadions bolzten elf Rot-Weiße gegen elf Schwarz-Gelbe oder Königsblau. Wenn die bräunliche Lederkugel im Netz der Schwarz-Gelben oder Königsblauen zappelte, rissen die begeistertsten Wohlstandshintern meinen begeisterten Volksschülerpopo mit in die Höhe: „Ri-Raa-Roo ERr-Wee-Ooo“! Ein paar Reihen über mir kapultierte Papa seine 166 rundlichen Zentimeter aus dem Ehrentribünenstuhl. Befreite ein Rot-Weiße die bräunliche Lederkugel aus

den eigenen Maschen, verstummten entsetzt die großen Wohlstandsmäuler und der kleine Volksschülermund. Ein paar Reihen über mir krümmte Papa seine 166 rundlichen Zentimeter im Ehrentribünenstuhl zusammen. Damals war ich Fan. Vom zuverlässigen Fredi Lauten und vom pfeilschnellen Camping Marquardt, vom Trickser Willa Demski und vom intelligenten Jürgen Sundermann – und von Kalli Feldkamp. Oder von Karl-Heinz? Oder von Karl Heinz? Oder von Karlheinz? Nein, von Kalli, dem Kompromißlosen. Von Kalli, dem Beinharten. Von Kalli, dem Kämpfer. Von Kalli, dem Nickeligen. Trat ein Schwarz-Gelber oder ein Königsblauer allzu derbe gegen das Schienbein eines Rot-Weißen, riefen die Eigentümer der Wohlstandshintern rechts und links, vor und hinter dem Eigentümer des Volksschülerpopos: „Kalli, tick'n ein!“ Manchmal, kommt mir auf der Fahrt in die Düsseldorfer Nobel-

herberge in Erinnerung, hat Kalli 'n dann ein' getickt. Dann legte sich ein Schwarz-Gelber oder ein Königsblauer auf den grünen Rasen des Niederrheinstadions und ein Mann in schwarzem Turnzeug ging auf einen krausköpfigen Rot-Weißen zu, schrieb von dessen Trikot die Rückennummer ab und sagte: „Herr Feldkamp, ich verwarne Sie.“ Die Rückennummer habe ich vergessen. War's die Vier? War's die Acht?

Jetzt sitzt er mir im unterkühlt üppigen Salon der Düsseldorfer Nobelherberge gegenüber. Nicht im rot-weißen Dress. Schwarze Jeans, sportlich bedrucktes Winter-Shirt, die krausen Haare fast weiß, soeben vom Oberhausener Freund und Meistercoiffeur Bernd Görg frisch gestylt. Ein Mitfünziger, 57 exakt. Die tumben Rufer fallen mir wieder ein: „Kalli, tick'n ein.“ Das soll er sein.

Kalli, der Leibhaftige? Tempora mutantur et nos cum iis. Ich bin kein Fan mehr, schon lange nicht mehr. Das heißt, eigentlich bin ich doch wieder Fan. Seit eineinhalb Wochen. Seit die roten Teufel vom Betzenberg trotz eines berauschten 3 : 1-Erfolges über Barcelona durch die Hölle des Europapokals gehetzt wurden. 20 Jahre habe ich ihn nicht mehr „in natura“ gesehen, auch damals nur von der Ferne des Kurvenstehplatzes aus, und das, in den späten Sechzigern, höchst selten. Fußballer, die hätten bei mir auf der Fensterbank spielen können, und ich hätte zumeist das Rollo runtergelassen. Seither gelegentlich Fernsehen, dann auch schon mal Kalli im Interview, erstaunlich, wie schlicht und beliebig die meisten Sportjournalisten das immer gleiche Fragenraster vorlegen.

Keine Frage zum Sport, habe ich mir fest vorgenommen. Beinahe



”  
*Nichts gegen  
 Oper und  
 Eishalle,  
 aber 600 000  
 Menschen  
 gehen jedes Jahr  
 auf den  
 Betzenberg,  
 ist das etwa  
 keine Kultur?*  
 ”

zwei Stunden lang soll ich überhaupt nicht dazu kommen, irgendeine Frage zu stellen, Kalli übernimmt sofort die Gesprächsregie. Oberhausen, da sprudelt es wie ein frischer Quell, nicht so geschwätzig, aber mindestens so ergiebig. „Mit eurem Oberstadtdirektor habe ich letzte Woche eine halbe Stunde lang telefoniert. Der hatte mir geschrieben, weil ich mich in einem Rundfunkinterview angeblich abfällig über Oberhausen geäußert hätte. Ich hätte doch gar keine Ahnung mehr, wie das heute hier wäre. Der weiß wohl gar nicht, wie oft ich noch in Oberhausen bin, wie oft ich mit Freunden telefoniere. Ich habe ihm eine Wette angeboten. Er könne mich als Blindenhund mit über die Marktstraße nehmen, einmal von C & A bis nach Mensing und zurück mit verbundenen Augen, ich stolpere nicht einmal, weil sich seit 20 Jahren dort nichts verändert hat. Und er war ganz entsetzt, daß ich auch von der Schließung des Musiktheaters weiß-

te.“ Günter Pavel Fieber, Intendant von Kaiserslautern, Anfang der Siebziger hier in Oberhausen mal Dramaturg und Regisseur unter Ernst Seiltgen, mit dem hat Kalli mal vor zig Jahren in einem Prominentenspiel bei Adler Osterfeld gekickt, der hat's ihm erzählt. Er schüttelt mit dem Kopf, eine Stadt müsse auch mal was für 100 Leute machen. Und dann das Gerede von einem zentralen Musiktheater für das Ruhrgebiet: „Was ist das denn für ein Zeitaufwand? Da muß ich ja schon um halb sieben losfahren, wenn ich um acht in der Oper sein will. Und nachts um zwölf bin ich dann zu Hause.“ Den Einwand, daß das in Hamburg oder Berlin ja nicht anders sei, läßt er nicht gelten: „Diese Städte haben einen anderen Erlebniswert. Da fahre ich ja für ein Wochenende hin, Einkaufsummel, Stadtbesichtigung, Hafenerundfahrt. Übernachtung im schönen Hotel, da ist die Oper dann mit drin. Aber wer kann sich das schon leisten? ‚Phantom der Oper‘, da bist

du am Wochenende 600 Mark los, pro Nase.“ Ja, er gehe gern ins Theater, lieber ins Schauspiel, mit Brecht, da könne er was anfangen. Aber wenn er selbst traurig ist, der Kalli, dann sei ihm nicht nach ernstesten, schweren Stücken. Kürzlich habe er zum ersten Mal die „Zauberflöte“ gesehen, ja, die Musik, die kenne er natürlich. Aber nun fehle ihm die Vergleichsmöglichkeit, das eine oder andere Bühnenerlebnis „Zauberflöte“ in den letzten 30 Jahren.

Ständig wechselt er vom „Du“ zum „Sie“, vom Sport zur Politik, mischt beides, wo's ums Grundsätzliche geht. Duisburg, die Stadt fasziniert ihn, die aus einer „toten Hose“ Sport in den Mittelpunkt gerückt hat, der MSV, 30 000 begeisterte Zuschauer bei jedem Heimspiel. Und natürlich die Pfalz, Kaiserslautern, 34 Millionen will man ausgeben für eine neue Tribüne: „Und jetzt kommen Politiker und sagen, das geht nicht, wir brauchen eine Oper, auch eine Eishalle. Warum kommen die erst jetzt, warum haben sie das nicht schon früher gefordert. Nichts gegen Oper und Eishalle, aber 600 000 Menschen gehen jedes Jahr auf den Betzenberg, ist das etwa keine Kultur? Und wir bringen ja auch Einkommensteuer ein, in 20 Jahren haben wir die Tribüne zurückgezahlt. Es gab eben zuletzt nur zwei Dinge in der Pfalz: den Wein und den FCK. Dann haben wir die Meisterschaft eingefahren, jetzt gibt's nur noch den Wein“, schmunzelt er.

Kalli, der Meistermacher, der den FCK 1990 als designierter Absteiger übernahm, den Klassenerhalt schaffte und den Deutschen Fußballpokal, ein Jahr später die Deutsche Meisterschaft, der, obwohl ausgeschieden, mit seiner Mannschaft im Europapokal eine

Werbung für den deutschen Fußball betrieb, wie sie allenfalls noch mit der Faszination zu vergleichen ist, die die Mönchengladbacher Borussia in den Siebziger Jahren in die internationalen Arenen trugen. Und Oberhausen? „Ich weiß gar nicht, was das Stadion Niederrhein jetzt in der Unterhaltung kostet.“ Schon vor vielen Jahren hätte ein neues gebaut werden müssen, meint er, damals, als RWO erstklassig war, mit dem Co-Trainer Kalli Feldkamp. Aber Sport und Politik, das sei in Oberhausen nie zusammengekommen. „Ich kenne das ja aus mehr als 20jähriger Erfahrung. Wenn wir oben standen, meinte Peter Maaßen immer, wir brauchen die Roten nicht. Wenn wir unten standen, sagten die Roten, wir brauchen den Club nicht.“

Wieder kommt er auf das Telefongespräch mit dem Oberstadtdirektor zurück: „Wenn das mit der Neuen Mitte kommt, so etwas, was keiner hat, ich würde kostenlos kommen und das bestaunen. Es ist ja toll, wenn es so etwas in Oberhausen gibt, natürlich bin ich dann stolz auf meine Heimatstadt. Für mich wäre es schön, wenn Oberhausen aus dem Klischeeverhalten rauspringen könnte. Und wenn da jetzt welche behaupten, das Rhein-Ruhr-Zentrum geht kaputt, wenn die Neue Mitte kommt, ist das absoluter Quatsch. Irgendwas muß doch im Ruhrgebiet mal passieren. Immer wenn ich mit Freunden mal im Stadion Niederrhein auf dem Rasen war, habe ich denen gesagt: ‚Hier sind die Löcher noch nicht zugetreten, die ich früher als Spieler gemacht habe‘.“ Wieder Sport und Politik. „Nie war mal ein Stadtverordneter dabei oder einer von Thyssen Niederrhein, der GHH oder von Babcock!“ Da habe sich ja nichts bewegen können. Und die

Verwurzelung in der Politik. Als er später mal fern von Oberhausen wieder den Namen „Meinicke“ hörte, hat er sich gedacht, das muß ja schon ein Methusalem sein: „Dann



”

*Hier sind die Löcher  
noch nicht zugetreten,  
die ich früher als  
Spieler gemacht habe.*

”

habe ich erfahren, das war der Sohn. Da gehen die Söhne für die Väter in die Politik und die Enkel für die Omas.“ Er erinnert sich an Luise Albertz und an den Oberstadtdirektor, den „kleinen Schmidt oder wie der damals hieß.“ Hajo Plitt, beim Gespräch aktiv dabei, zeigt auf mich: „Das war sein Vater.“ „Ist mir auch scheißegal!“

Hilmar Hoffmann, einer der größten deutschen Kulturdezernenten, das sei doch auch ein Oberhausener gewesen. Und Fritz am Altmarkt, Kalli streichelt nachgerade die Erinnerung: „Das war eine Zelle, wo man hinging, allein dieses

Viereck am Altmarkt, das war wie eine Altstadt, das könnte man heute überdachen und hätte einen wundervollen Basar. Nehmen Sie doch mal das Beispiel Bottrop. Als ich noch in Essen wohnte, bin ich da immer hin. Bottrop war viel besser zu durchlaufen als Oberhausen, aber ich habe das immer mit einer gewissen Wut gemacht. Schließlich ist die innere Verbundenheit zu Oberhausen doch geblieben. Nur kann ich nicht so tun, als wäre hier die heile Welt, auch wenn ich oft der leidenschaftlichste Verfechter des Ruhrgebietes bin. Aber ich sage, was ich glaube sagen zu müssen. Auch wenn das anderen nicht paßt.“ Gewiß, er würde mit dem FCK auch in Oberhausen spielen. „Aber dann nicht vor 700 Zuschauern, dann will ich wissen, wer kommt, wer den Deutschen Meister vermarktet, welche Firmen dabei sind, daß 15-, 20 000 Zuschauer kommen. Dann stehe ich auch dafür gerade, daß der FCK mit einer attraktiven Mannschaft aufläuft.“

Überhaupt, RWO brauche jetzt ein Konzept, das von einer Basis kommt, junge Leute, Manager, die mit dem Verein und durch den Verein in den nächsten zehn Jahren Geld verdienen wollen. Da geht es für Kalli gar nicht um den Namen „RWO“, er denkt eher an den Zusammenschluß einiger Vereine, um in ein paar Jahren wieder ein Spitzenteam schaffen zu können. Die Neue Mitte sei doch eine Chance, die man auch in diesem Sinne nutzen müsse. Ein neues Stadion, der Aufbau einer neuen Mannschaft, das seien doch Pfennigbeträge angesichts der Milliarden-Investition. Fußball, das zeigten Marktanalysen, sei jetzt wieder die absolute Nummer 1 als Werbeträger: „Vor fünf, sechs Jahren habe ich gedacht, der Fußball geht kaputt. Wir hatten

den Boris und die Steffi, alles hüpfte auf Tennis. Dann kamen der Franz und die WM. Und die Unternehmen. Fußball läßt sich jetzt wieder besser vermarkten als Tennis. In fünf bis zehn Jahren hat jede Bank einen Fußballverein.“ Aber auch der umgekehrte Weg müsse sein, Kalli, der Pragmatiker, Geschäft gegen Geschäft: „Wir sind Unternehmen und müssen ein Ambiente einbringen. Wenn wir zum Beispiel jetzt in Kaiserslautern die Tribüne bekommen, dafür bieten wir Räume an, Werbeflächen und vieles andere. Und wir müssen Persönlichkeiten anbieten.“ Der Eichberg, was der in Schalke bewegt hat, ja, das imponiert dem Kalli. Er nennt uns zwei Persönlichkeitstypen aus der Szene, die für die Gegensätze stehen. Da sei der Peter Maaßen, der „Pascha“, jahrzehntelang Präsident von RWO: „Der wollte nur keinen Spieler selbständig werden lassen. Immer, wenn es darum ging, in einen Spieler zu investieren, hat er nur halbe Sachen gemacht, weil Spieler, die ihm zu groß wurden, nicht mehr manipulierbar waren. Wir hatten in Oberhausen Brave und ganz Brave.“

Und dann Klaus Steilmann, der Mäzen von Wattenscheid. Bei ihm hat Kalli gearbeitet, damals, Anfang 70. Werner Stahl, Kallis Trainer bei RWO, wollte seinen einstigen Schützling als „Co“ in Wattenscheid haben. Zwei aus Oberhausen, das sei ihm eigentlich zu gefährlich, meinte der Textil-Gigant. Kalli, damals beim VfR 08 Trainer, wurde Amateurtrainer in Wattenscheid. Dann standen Stahl mit der Ersten unten und Kalli mit den Amateuren oben. Als Steilmann Stahl ablösen und Kalli für die erste Mannschaft wollte („Sie trainieren ab übermorgen die Lizenzspieler“), sagte der „Nein“: „Ich sollte helfen, meinen

Freund abzuschießen, nicht mit mir.“ Der Mäzen war stinksauer. Später, als ein Nachfolger von Stahl gekippt wurde, sah das anders aus. Ja, Steilmann, der andere Typ, heute sind sie Duzfreunde. Als Kalli sich entschied, den sicheren Arbeitsplatz bei Thyssen Niederrhein endgültig gegen den Schleudersitz „Profitrainer“ zu tauschen, hatte Steilmann seine Finger im Spiel. Das willst du machen, habe er gemeint, bei deinen Fähigkeiten, das Risiko willst du tragen? „Das kannst du nicht.“ „Und ich mach's doch.“ „Das machst du nicht.“



“  
*In fünf bis zehn  
 Jahren  
 hat jede Bank  
 einen  
 Fußballverein.*  
 ”

„Und ich mach's doch.“ „Aber jetzt machst du es richtig, und du unterschreibst keinen Vertrag, den ich nicht vorher gesehen habe.“

Eine Trainerlaufbahn begann, die

nicht in die Wiege gelegt war. Kallis Biografie, nur schwer ist sie ihm zu entlocken. Nicht, daß er zurückhaltend wäre, in Sachen Herkunft mauere: „Ich muß mich doch nicht dafür schämen, daß ich Fußball spiele, wie ich geboren bin.“ Aber es gelingt ihm kaum, bei seinen Lebensdaten zu verweilen, ohne gleich wieder auszubrechen. Jahrgang 1934, in Kaisersfeld geboren, Vennepothschule. Der Vater, Rangiermeister beim Hüttenwerk Oberhausen, spielte bei 08 im Oberhausener Osten, auch Kallis älterer Bruder Friedel und der Vater von den Kolbluhns. Das Haus wird im Bombenhagel zur Ruine, die Familie zieht 1942 zur Humboldtstraße, Feldschule. 1946 unterschreibt Kalli seinen Spielerpaß beim SC Rot-Weiß Oberhausen, am Vincenzhaus wurde gekickt. 1951 wird er Vertragspieler, 2. Liga West. 1956/57 Aufstieg. Wieder fallen mir die Rufer ein: „Kalli, tick'n ein'.“ Daß die Mannschaft von damals, die so erfolgreiche, die sich legendäre Kämpfe geliefert hat mit den Großen, vor mehr als 40 000 Zuschauern manchmal, die die Barrieren brechen ließen, daß diese Mannschaft sich heute nicht mal trifft in Oberhausen, daß das nicht gelingt, das wurmt den Kalli ungemein, das enttäuscht ihn: „Fast alle leben ja noch, aber die schaffen es nicht, uns mal zusammenzubringen. Ich kann die nicht alle in die Pfalz holen, das Treffen muß hier in Oberhausen stattfinden. Sie brauchen sich doch nicht zu schämen, daß wir gemeinsam alt geworden sind.“ Kalli, das Schlitzohr. Nirgendwo entdeckte ich Spuren der 57, nicht einmal der fast weiße Krauskopf deutet darauf hin.

Ja, in Kaiserslautern, da sei das anders. Kalli gerät in Verückung über die Weltmeister von 1954. Das sei

das Schönste in der Pfalz, „die machen dir das unheimlich leicht, sind kein bißchen neidisch. Die Walters und der Eckel, der Liebrich und wie die legendären Roten Teufel heißen, im Sommer 1991, unmittelbar nach dem Gewinn der Deutschen Meisterschaft, die alten und die neuen Meister zusammen auf dem Schiff feiernd zurück in die Pfalz, „das waren meine schönsten Stunden“. Im Stadion sind sie oft, mischen sich aber nie ein, nur der Fritz Walter, zu dem Kalli eine Freundschaft verbindet, der hält es auf dem „Betze“ nervlich nicht aus. Der geht spazieren, hat aber immer eine Telefonverbindung.

Endlich gelingt es mir wieder, Kalli in seine Biografie zurückzuholen. Nach der Volksschule beginnt er eine Lehre als Maler und Anstreicher, mit 17 wechselt er zu HOAG, neue Ausbildung, Angestellter, in der Abendschule rüstet er sich für einen damals noch jungfräulichen Bereich, die Koordinierung von Datenverarbeitung und Arbeitsvorbereitung. Bis 1968 bleibt er aktiv als Fußballer, dann wechselt er auf den Co-Trainerstuhl. RWO, 08, Wattenscheid. Mit denen wird er 1973/74 in der Regionalliga West Meister. Gemeinsam mit 13 anderen „Trainerschülern“ absolviert er 1974 einen Sonderlehrgang an der Sporthochschule, um die A-Lizenz als Fußballlehrer zu erwerben. Sieben schafften es, Kalli auch, natürlich. Da gibt er seine Arbeit bei Thyssen-Niederrhein, wie die HOAG inzwischen heißt, auf. Jetzt mußt du einen Job als Trainer schaffen, hat er sich gedacht, wo du beides verdienst und noch ein bißchen mehr. Abgeraten hat man ihm damals, die sichere Existenz aufs Spiel zu setzen, die Stahlindustrie, meinten seine Chefs bei TNO, die sei doch so sicher wie die Bank von

England. In der Erinnerung schüttelt Kalli den Kopf, wenn er heute ins Saarland oder ins Ruhrgebiet blickt.

Kurz geht er nach Gütersloh, dann suchte Bielefeld für die Arminen einen Trainer. „Jürgen Sundermann und ich waren in der Diskussion.“ Er habe eine Zusage und dann über Nacht wieder eine Absage erhalten. Ein Präsident, so erfuhr er, habe in Bielefeld über ihn verbreitet, er, der Kalli, sei aggressiv, „mit dem kriegten sie die größten Schwierigkeiten“. Sofort hat er Klaus Steilmann angerufen, der war's nicht. Für Kalli blieb nur der „Präses“: „In dem Telefonat, das wir dann hatten, hat Peter Maaßen einen Freund verloren.“ Kalli glaubt zu wissen, was Maaßen damals be-



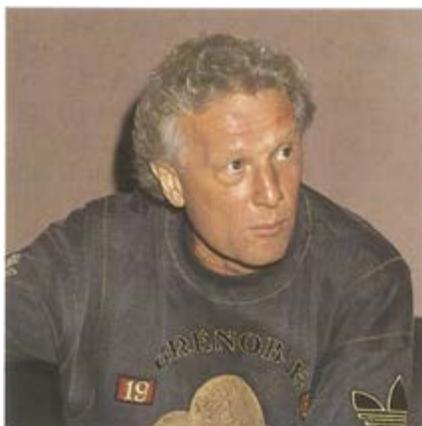
“  
*Wir hatten  
in Oberhausen  
Brave  
und ganz Brave.*  
”

wogen hatte, in Bielefeld zu intrigieren. Als RWO in der Bundesliga unten stand, hatte der „Pascha“ das alte Team eingeladen. Notkonferenz. „Ich habe ihm gesagt, warum der Verein unten steht: ‚Sie müssen von der Trainerbank weg auf die Tribüne.‘ Ich hatte das noch nicht ausgesprochen, da hätte der mich fast rausgeschmissen: ‚Sie eingebildeter Fatzke.‘ Dabei hatte ich doch nur meine Meinung gesagt.“ Erst drei Jahre nach der „Intrige Bielefeld“, nach einem schweren Unfall Maaßens, da seien sie wieder aufeinander zugegangen.

Den Trainerjob in Bielefeld bekommt Kalli doch, zwei Jahre bleibt er, schafft den Aufstieg in die Erstklassigkeit, dann wechselt er für vier Jahre erstmals zum 1. FC Kaiserslautern. Mit Riesenerfolgen verläßt er den Betzenberg, „weil der Verwaltungsrat mich plötzlich unter Druck setzte, jetzt müsse der FCK Deutscher Meister werden“. Kalli fühlte, daß da einige Leute mit den Erfolgen nicht mehr zufrieden waren, weil sie sich über den Sport profilieren wollten, geht zu Borussia Dortmund. Noch einmal Bielefeld, aber er spürt, daß diese Mannschaft ein potentieller Absteiger ist. Trotzdem holt er in der Saison 1983/84 „den 8. oder 9. Platz, meine größte Leistung vielleicht als Fußballtrainer“. Unter seinem Nachfolger steigt die Arminia mit der gleichen Mannschaft in der nächsten Spielzeit tatsächlich ab, Kalli trainiert inzwischen Bayer Uerdingen, führt den unscheinbaren Club zum Deutschen Fußballpokal, die Medien berichteten von einem Wunder. Dann wurde hinter seinem Rücken mit einem Spieler verhandelt, den Eingriff in seine Kompetenzen quittiert Kalli mit der ihm eigenen Konsequenz, nach drei Jahren gibt er dem chemischen

Werksclub den Laufpaß, besetzt am Main den Trainerstuhl der Frankfurter Eintracht, wird erneut Pokalsieger. Als die Frankfurter den genialen Ungarn Detari für eine zweistellige Millionensumme verkaufen, reagiert er wieder. Sein Konzept war um Detari entwickelt, Kalli geht auch.

Mit 55, hat er mal gesagt, wolle er als Trainer aufhören. Als er Frankfurt verläßt, ist er 55. Er macht weiter. Ein Jahr Exotik in Ägypten, „eine tolle Erfahrung, auch das Kulturelle, aber irgendwie paßten die Mentalitäten doch nicht zusammen“, 1990 wieder Bundesliga, FCK, „Betze“. Das mit dem Aufhören, mit 55, die Journalisten hätten nicht verstanden, wie er das meinte: „Das hatte doch mit den vielen kranken Trainern zu tun, die ich sah. Wenn du nicht fit bist, dann bist du anfällig. Und wenn mir heute ein Arzt, dem ich vertraue, sagt, ich soll Schluß machen, dann mache ich Schluß, um länger leben zu können, schließlich will ich ja das, was ich mir erarbeitet habe, noch lange genießen.“ Ja sicher, er werde gut bezahlt, und es sei auch ein schöner Job, mit den Jungs umzugehen, manchmal sei er auch ins kalte Wasser gesprungen, das Risiko, man spürt es förmlich, das liebt er, aber das Kalkulierbare. Nein, ein fanatischer Perfektionist sei er nicht, er sei durchaus tolerant. Auch Mitbestimmung in der Mannschaft fördert der Kalli, aber nur bei Spielern, die Topleistungen bringen und darüber hinaus auch Persönlichkeiten seien. Ja-Sager, die sind ihm zuwider, Menschen, „die dann, wenn du was sagst, sofort zustimmend nicken und dann, wenn man weg ist, kreativ werden. Wenn mir jemand vor dem Spiel sagt, wie die Mannschaft spielen soll, dann ist das in Ordnung, selbst wenn das



”  
*Wenn ich das Wort  
„motivieren“ höre,  
dann bekomme ich  
immer  
eine Gänsehaut.*

der größte Fanatiker ist.“ Aber nach dem Spiel ein „Hätten Sie doch nicht besser so, oder so . . .“, das stößt bei Kalli auf taube Ohren.

Menschen mit überdachten Aussagen, die Machbares formulieren, Wege aufzeichnen, die mag Kalli. Deshalb habe er sich auch sehr mit Gorbatschow beschäftigt, der habe eine Bewegung gebracht, an die niemand geglaubt hätte. Damals, als die Mauern Risse bekamen und sich öffneten, da war er in Ägypten: „Ich habe fast die ganze Nacht mit meinem Sohn telefoniert, bis die Leitung zusammenbrach.“ Vier Kinder hat er, drei aus erster Ehe, die nicht mehr klappen wollte, als das ja doch unstete Trainerleben Bewegung ins Privatleben brachte. Einen Sohn hat die zweite Ehefrau, ehe-

mals Lehrerin an einer Duisburger Blindenschule. Und ein Enkel ist da. Während die Kinder sportlich nicht in Erscheinung treten, rauft sich „Kalli“ vor Wonne den fast weißen Krauskopf, wenn er vom Enkel spricht. Ja, der werde einer, ein Großer, sagt der Trainer mit dem sicheren Instinkt für talentierten Fußballnachwuchs.

Daß er mal die Trainerbank mit dem Managerstuhl vertauscht, ist für Kalli undenkbar: „Ich habe doch jede Menge Vorbilder, gute Trainer, die schlechte Manager wurden. Mein Job ist sehr kreativ, sicherlich wird er auch vom ständigen Druck bestimmt, der auf einem lastet, aber Klinken putzen, das, was ein Manager können müßte, das könnte ich nie. Bei mir hat ein Manager auch nichts auf der Bank zu suchen, der gehört auf die Ehrentribüne, um Honneurkes zu machen. Um nicht mißverstanden zu werden, der Job ist wichtig, nur nichts für mich.“ Und ein Sportdirektor, geteilte Kompetenz im sportlichen Bereich, mit Kalli ist das nicht zu machen. Er könne sich mit einem Manager natürlich unterhalten, „wenn er mir Impulse gibt“.

Er trägt die Verantwortung, und er hält, wie es so drastisch heißt, „die Rübe hin“, wenn's schiefeht. Auch im Gefüge der Mannschaft ist das so: „Man muß ein paar haben, die anecken, ein Chaos wie der Hotic, ein lieber, und dazu ein exzellenter Fußballer, damit kann ich gut leben. Aber man muß aufpassen, daß das nicht auseinanderdrifftet.“ Ja, nach dem Ausscheiden aus dem Europapokal, nach einem solchen Spiel, da habe er doch nur zur Mannschaft sagen können, daß er genauso deprimiert sei wie die Spieler. Gar nicht denken dürfe er daran, was für den FCK möglich gewesen wäre, bis März in der euro-

päischen Fußballspitze zu spielen, internationale Werbung zu betreiben, die Millionen, die verloren gingen, die seien zweitrangig. Der sportliche Wert, der wiege schwerer, viel, viel schwerer. „Dann mußt du so arbeiten, daß die Welt nicht untergeht.“ Dann müsse man leise, aber direkt zum Alltag Bundesliga übergehen. Im Sommer '91, die Woche vor der Meisterschaft, als die Lauterer auf eigenem Platz gegen Mönchengladbach verloren, als plötzlich die Öffentlichkeit kaum mehr einen Pfifferling für die Pfälzer gab, und als sie dann in Köln alles wieder gewannen und den Bayern auf der Zielgeraden doch noch ein Schnippen schlugen, diese Woche sei eigentlich viel schlimmer gewesen, die Mannschaft da aufzurichten.

Kalli, der Psychologe: „Also wenn ich das Wort ‚motivieren‘ höre, dann bekomme ich immer eine Gänsehaut. Ich habe beim FCK einen, der hat sich bei mir, kurz nachdem ich 1990 gekommen war, beschwert, weil er meist auf der Aufwechselbank sitzen müsse, wo er doch sieben Jahre lang Stammspieler gewesen sei. Dem habe ich gesagt: ‚Da hast du auch sieben Jahre gegen den Abstieg gespielt‘. Jetzt sind die anderen an dir vorbeigezogen, halte dagegen.“ Natürlich habe er, der Kalli, auch mal was auf die Nase gekriegt, aber jede Auseinandersetzung habe ihn immer ein Stück weitergebracht.

Kalli, der Konfliktbereite, allein das Kapitel Kalli und die Medien würde eine Geschichte abgeben. Arrogant schimpfen ihn jetzt einige Sportjournalisten, weil er auf deren stereotype Fragen nicht so reagiert, wie sie es gerne hätten. Da soll er einen 2:0-Pokalsieg in Bamberg in die Pfanne hauen, nur, weil die Mannschaft nicht mehr getan hat,

als eine Runde weiterzukommen: „Da habe ich wohl die Erwartung der Journalisten gewaltig enttäuscht. Die sind doch mit zehn Ü-Wagen nach Bamberg gefahren, um den Deutschen Meister ausscheiden zu sehen. Und wir haben nicht mitgespielt. Und drei, vier Minuten nach dem Abpfiff soll ich in einer Pressekonferenz zum Spiel Stellung nehmen, soll Spieler zer-



“  
*Mein Arbeitsplatz  
nach dem Spiel  
ist erst einmal die  
Kabine.*

“  
reißen, mit denen ich selbst noch nicht gesprochen habe. Mein Arbeitsplatz nach dem Spiel ist erst einmal die Kabine, und erst wenn ich mich restauriert habe, kann ich vor die Kamera gehen. Dann heißt es, ich sei nicht kooperativ, aber was kann ich für die Sendezeiten

der Journalisten. Ich lasse mich nicht unter Druck setzen.“ Da müsse er eben auch mal „Nein“ sagen.

Kalli, der Konsequente, auch auf dem Betzenberg baut er keine Luftschlösser: „Wenn sie mir beispielsweise den Kuntz verkaufen würden, würde ich ein klares wirtschaftliches Konzept dafür fordern oder meine Kündigung schreiben.“ Dabei ist die Pfalz seine zweite Heimat geworden. Hier wird er leben, auch wenn er nicht mehr Trainer ist: „70 Prozent Spanien und 30 Prozent Pfalz.“ Das ständige Leben unmittelbar mit der Natur, Gartenarbeit als leidenschaftliches Hobby neben Tennis, Waldläufe, der Wein, bei Weinlesen hat er schon mitgemacht, die Nähe zum Elsaß mit der tollen Küche, nein, ins Revier wird er nicht zurückkommen, zumindest nicht für immer, wengleich er den Pfälzern auch vorhält, daß sie nicht wüßten, wie es hinter Düsseldorf aussieht.

Was ist das für ein Mensch, der wegen eines Interviews bestimmt nicht jede Woche darauf verzichtet, am Abend vor dem Spiel gemeinsam mit der Mannschaft zu essen. Wieder fallen mir die tumben Rufer von damals ein: „Kalli, tick'n ein“. Ich seh den Schwarz-Gelben oder den Königsblauen auf dem grünen Rasen des Stadion Niederrhein liegen, weil Kalli ihm ein' getickt hat. Tempora ... pardon, jetzt mal deutsch: Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Kalli, der Autodidakt in eigener Person. Er hat an sich gearbeitet, formuliert druckreif in einer Sprache, die jeder versteht, kein Nonsense, keine Platituden, kein plattes Drumherumreden um den Brei, ein fast weißer Krauskopf, innen hellwach, ehrgeizig, einer, der nie Durchschnitt sein, in einem gewissen Kreis immer zum Besten gehören will. Und arrogant? Die

Sportreporter, die dafür verantwortlich sind, daß ich mit gerasterem Bild, mit gemischten Gefühlen und nicht nur mit Erinnerungen an damals in die Düsseldorfer Nobelterberge gefahren bin, Menschenkenntnis Mangelware. Ja gewiß, unbequem ist er, aber Leute ohne Rückgrat gibt's schon genug. Kalli Feldkamp, eine Persönlichkeit mit vielen Facetten, aber klar, gerade Linie, Humor, Fachverstand sowie so, gebildet, unbeugsam, eigentlich ein pralles Kind des Ruhrgebietes, auch wenn der Slang einem wohlgeratenen Hochdeutsch weichen mußte, einer der nicht den Clown machen will, den Larry für die Medien. Nein, der tickt schon lange kein' mehr ein'.

Nach knapp drei Stunden erhebt er sich vom Zweisitzersofa im unterkühlt üppigen Salon der Nobelterberge, Spaziergang mit der Mannschaft vor dem Spiel im Rheinstadion, das die Roten Teufel am Tag drauf gegen die Fortunen verlieren werden. Ich werde nicht zusehen, so weit ist das mit dem Fan nun doch nicht wieder. Natürlich bin ich höflich, bedanke mich für drei spannende Stunden, was mir übrigens außerordentlich leicht fällt, wünsche für das bevorstehende Spiel „Viel Glück“, was eben nichts nützte: „Schreiben Sie was Schönes. Und nehmen Sie das nicht Übel mit Ihrem Vater.“ Der hätte sich halbtot gelacht, wenn er dabei gewesen wäre. Auch Papa mochte die Typen, die nicht buckelten vor vermeintlich großen Namen, die stolz waren auf eigene Leistung, weil sie darauf stolz sein durften.

Auf der Fahrt zurück von der Düsseldorfer Nobelterberge sind die tumben Rufer von damals verstummt. Aber Kallis Rückennummer, die habe ich jetzt behalten. Die „Eins“ ist's. Note „Sehr gut“. Als Typ.

# IM DIENSTE DES KRANKEN MENSCHEN

*125 Jahre St.-Elisabeth-Krankenhaus  
und St.-Joseph-Hospital Sterkrade*

PETER HOFFMANN

Zwei der insgesamt fünf Oberhausener Krankenhäuser feierten jetzt ihr 125 jähriges Bestehen: Das St.-Elisabeth-Krankenhaus in Styrum und das St.-Josef-Hospital in Sterkrade. Die beiden katholischen Krankenhäuser sind in ihrer Geschichte seit 125 Jahren mit der Entwicklung der Stadt Oberhausen aufs engste verbunden. Sie haben die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Veränderungen in der ehemaligen Bergbau- und Hüttenstadt Oberhausen hautnah miterlebt, weil sie es immer mit Menschen zu tun hatten, die oft als Folge eines harten Arbeitslebens auf die Hilfe der Ärzte, Schwestern und Pfleger in den Krankenhäusern angewiesen waren.

Der Ursprung der konfessionellen Hospitäler ist abzuleiten aus der Bergpredigt im Evangelium, „die Kranken zu heilen“. Oberster Maßstab in der Versorgung der Kranken in den Krankenhäusern bleibt des-

halb der Mensch und sein Heil; diesem Maßstab unterzuordnen sind andere Fragen und Probleme, mit denen das moderne Krankenhauswesen heute konfrontiert wird. Dazu erklärte bei der Festversammlung des St.-Josef-Hospitals Sterkrade der zuständige Caritasdirektor des Bistums Essen, Günther Berghaus, die konfessionellen Krankenhäuser sperrten sich nicht gegen eine sparsame Haushaltsführung oder gegen notwendige Umstrukturierungen. Aber die Hilfe für die kranken Menschen stehe vor den Kosten und der Maßstab für Leistung hänge nicht allein vom Geld ab.

Die christliche Verpflichtung zur Nächstenliebe den Kranken gegenüber haben die zuständigen Krankenhausträger der beiden genannten Krankenhäuser, der Orden der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth in Essen für das St.-Elisabeth-Krankenhaus und die Propstei-Kirchengemeinde St. Clemens

liche Hingabe. Soziale Umwälzungen, die mit Beginn der Industrialisierung eine Welt veränderten, Naturwissenschaft, Forschung, medizinischer und technischer Fort-



*Das Wohl der Patienten steht in den Oberhausener Krankenhäusern stets im Vordergrund.*

für das St.-Josef-Hospital, immer ernst genommen. Dies gilt selbstverständlich auch für alle anderen Krankenhäuser in unserer Stadt. Mit großem Respekt müssen die Leistungen und das Engagement der Frauen und Männer vieler Generationen, der Ärzte, Krankenschwestern, Ordensschwestern, des gesamten Pflege- und Verwaltungspersonals der Krankenhäuser anerkannt werden. Aus dem Bereich dieser Fürsorge für den kranken Menschen sind die Seelsorger nicht auszuschließen. Im Band IV der Schriftenreihe „Kirche in Oberhausen“, der über die Geschichte der katholischen Krankenhäuser in Oberhausen ausführlich berichtet, heißt es dazu: „Das große und bewundernswerte Beispiel unserer Vorfahren muß Ansporn sein, auch in unserer Zeit den Dienst am kranken Menschen in sachgerechter und liebender Hingabe zu leisten.“

Auch in den Geschichtsbüchern der beiden Krankenhäuser, die ihr



125jähriges Jubiläum feierten, sind Geburt und Tod, Freude und Trauer verzeichnet. Hinter nüchternen Zahlen verbergen sich viele menschliche Schicksale, Caritas, Humanität, ärztliche und mensch-

schrift haben auch die Entwicklung des St.-Elisabeth-Krankenhauses und des St.-Josef-Hospitals beeinflusst. Die gesellschaftlichen Veränderungen in den Familien, wo sich früher das ganze Leben von der Ge-

burt bis zum Sterben abspielte, haben zur Bedeutung auch der Oberhausener Krankenhäuser als Einrichtungen moderner Krankenpflege beigetragen.



*Historische Aufnahme vom St.-Josef-Hospital Sterkrade.*

### **St.-Elisabeth-Krankenhaus**

Das älteste Oberhausener Krankenhaus, das St.-Elisabeth-Krankenhaus, wurde 1864 gegründet. Initiator war Pfarrer Caspar Matthias Wolff, der auch die erste Notkirche auf Styrumer Gebiet gebaut hatte. Schon 1870 war das Krankenhaus in der Lage, 400 Patienten zu versorgen. 1871 folgte ein Erweiterungsbau mit zwei großen Krankensälen. Inzwischen waren sieben Schwestern vom Orden der Genossenschaft der hl. Elisabeth aus Essen als Krankenschwestern im St.-Elisabeth-Krankenhaus tätig geworden. In den Jahren 1888/89 erhielt das Krankenhaus die städtebaulichen Konturen als ein Mittelpunkt des Styrumer Ortsteils. Erst 1928 kam der schon lange geplante Erweiterungsbau wegen der wirtschaftlichen und politischen Zeitwirren zur Ausführung.

Die weitere bauliche Gestaltung des St.-Elisabeth-Krankenhauses erfolgte vorwiegend nach dem Ende des 2. Weltkrieges. Ab 1954 wurden

zahlreiche Baumaßnahmen in die Wege geleitet. Am und im Haus wurde saniert, erweitert, umgebaut, alte Einrichtungen medizinischer und technischer Art wurden verbessert und erneuert. Operationszentrale, Zentralsterilisation, Intensivstation, Bettenzentrale, Krankenzimmer und alle Stationen erhielten den Standard eines modernen und leistungsfähigen Hospitals. Es entstand der Neubau des Schwesternwohnheims. Weitere Bauabschnitte in letzter Zeit brachten für das Haus zusätzliche Verbesserungen zum Vorteil für die Patienten und für alle Mitarbeiter(innen). Ein Förderverein für „Kunst im Krankenhaus“ will den Alltag der Patienten in einem Krankenhaus aufhellen und ihnen Zuversicht beim Genesungsprozeß vermitteln.

### **St.-Josef-Hospital Sterkrade**

Ursprung des St.-Josef-Hospitals Sterkrade waren Cholera-Baracken aus dem Jahre 1866. Das St.-Josef-Hospital entstand in verschiedenen Bauabschnitten. Initiator des Hospitals war der damalige Pfarrer von St. Clemens und Dechant von Sterkrade, Bernhard Anton Witte. Er gab dem Krankenhaus die Impulse für eine gute Zukunft. Auch die Clemensschwestern aus Münster, zunächst zuständig in der Krankenpflege für die damaligen Berg- und Hüttenarbeiter, haben ihren großen Anteil an der Entwicklung des Krankenhauses. 1868 wurde zunächst das „kleine Krankenhaus“ fertig. 1871 erhielt es seinen ersten Anbau. Der weitere Ausbau mit der Einweihung einer Krankenhauskapelle erfolgte bis 1885. 1899 war die letzte Baustufe an der damaligen Josefstraße beendet. 1930 begann der Bau des großen Flügels an der Wilhelmstraße. Neben Operationsabteilungen, Ent-

bindungsstation und Röntgenabteilung entstand die Kinderstation; das Gebäude wurde 1932 fertiggestellt.

1945 begann der Wiederaufbau des durch Kriegseinwirkungen beschädigten Krankenhauskomplexes. Sanierungs- und Renovierungsarbeiten gingen zügig voran. 1961 wurde das neue Schwesternheim und 1964 der Erweiterungsbau an der Wilhelmstraße in Betrieb genommen. Es entstanden u. a. die Krankenpflege- und die Kinderkrankenpflegeschule. Die Geriatrie als Rehabilitationstherapie für ältere und alte Menschen hat im St.-Josef-Hospital Sterkrade einen hohen Stellenwert. Stationiert sind dort außerdem der ärztliche Notdienst für Oberhausen und eine Zentralapotheke. In den letzten Jahren führte ein neues Planungskonzept mit Neubaumaßnahmen und Verbesserungen im Krankenhausbereich zu einem Stand, der allen Anforderungen des medizinischen Fortschritts in einem Krankenhaus vollauf gerecht wird.

Die moralischen und ethischen Ansprüche gegenüber einer christlichen Institution wie die eines konfessionellen Krankenhauses stellen sich mit besonderem Ernst. Deshalb darf es in der medizinischen Versorgung keine Unterschiede bei alt oder jung, arm oder reich, bei geborenem oder ungeborenem Leben geben. Den Menschen zu nutzen, Schaden von ihnen abzuwenden, die Medizin nicht nur als Naturwissenschaft zu begreifen, sondern jeden Menschen als ein einmaliges Individuum zu akzeptieren, müssen Inhalt jeden ärztlichen Handelns sein. Aussagen des ärztlichen Direktors und Chefarztes Dr. Erich Hufnagel beim Jubiläumsfestakt des St.-Elisabeth-Krankenhauses.

# „IHR HABT UNS NICHT VERGESSEN“

*Partnerschaften mit Brandenburger  
Gemeinden durften nicht an  
„große Glocken“ gehängt werden*

**HERTA ZILLY**

„Wir sind ein Volk – dieser Ruf wurde laut, als am geschichtlichen Horizont die Möglichkeit einer neuen staatlichen Einheit Deutschlands in Sicht kam“, schrieb Norbert Lautenschläger, Pfarrer in der Gemeinde Schönow in der ehemaligen DDR, im Frühjahr 1991 an Walter Deterding, mit dem ihn eine lange Freundschaft verbindet. Schönow und die Oberhausener Kirchengemeinde Alstaden waren – nein, sind Partnergemeinden seit den fünfziger Jahren. Deterding wurde 1961 als Gemeindepfarrer in Alstaden gewählt, und selbstverständlich arbeiteten er und seine Frau umgehend in der Partnerschaftsarbeit mit.

Evangelische Kirchengemeinden waren mit vielen lebendigen Partnerbeziehungen zwischen West und Ost ein wesentliches Bindeglied im Zusammengehörigkeitsbewußtsein unseres Volkes. Bereits vor 1961 (Jahr des Mauerbaus) übernahmen evangelische Gemeinden

Westdeutschlands Partnerschaften für entsprechende Kirchengemeinden in der damaligen DDR, so die Ev. Kirchengemeinde Oberhausen-Alstaden für die Ev. Kirchengemeinde Schönow bei Bernau, am nördlichen Stadtrand von Berlin. „Es war von Anfang an eine ganz lebendige Beziehung, in der die menschlichen Kontakte die wichtigsten geblieben sind“, stellt Lautenschläger rückblickend in seinem Brief fest. Der Pfarrer nennt in seinem Brief Namen von Alstadenern, die sich besonders für die Partnerschaft eingesetzt haben, unter anderen das Pfarrer-Ehepaar Pfothenauer aus der Anfangszeit, Gemeindeglied Betty Backhaus, Elfriede Hoffmann, den Alstadener Pfarrer und späteren Superintendenten Walter Deterding und dessen Frau Ingeburg. Die Gemeinde Schönow sei froh gewesen über die regelmäßigen Besuche der vielen Alstadener Gemeindeglieder, die Entfernungen und Schikanen

nicht gescheut hätten, die materielle Hilfen gaben, unter anderem Geld zum Bau eines kleinen Gemeindehauses hinter der Kirche von Schönow.

„In ihre Partnerschaftsarbeit mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche Finnlands haben uns die Alstadener ganz selbstverständlich hineingenommen und in gemeinsamen Begegnungen echte Ökumene an der Basis der Gemeinde ermöglicht“, erinnert sich der Schönower Pfarrer. „In den brisanten Oktobertagen 1989 waren die Alstadener bei uns zu Gast und haben an den Treffen in der Gethsemane-Kirche im Bezirk Prenzlauer Berg in Berlin und an vielen anderen Gesprächsrunden und Begegnungen teilgenommen“, heißt es in dem Brief aus Schönow weiter. Der Schönower Gemeindegliederrat (Presbyterium) habe dann zum ersten Mal nach der Wende über den 1. Mai 1990 in die Partnergemeinde Alstaden reisen können.

## „Wie in einem großen Zuchthaus“

Im Sommer 1990 nahmen Konfirmanden aus Schönow gemeinsam mit Konfirmanden aus Alstaden an einer Freizeit in Frankreich teil, und Gemeindeglieder aus Schönow fuhren auf Einladung der Alstadener mit zu Familien- und Altfreizeiten. „Wir haben in der Partnerbeziehung unserer Gemeinden immer empfunden und deutlich machen wollen: Christen leben aus dem Wissen, daß sie als das eine Volk Gottes zusammengehören“, betont Lautenschläger in seinem Brief zum Schluß ausdrücklich.

„Mein wohl wichtigster Besuch“, erinnert sich Superintendent i. R. Walter Deterding, „war jener einen Monat nach dem Bau der Mauer 1961“. Während seines Aufenthaltes damals in der Partnergemeinde

bekam er immer wieder zu hören: „Wir leben in einem großen Zuchthaus, ihr habt uns nicht vergessen“. Die Verbindung hielt – über die „Wende“ hinaus.

In Schönow war während des Zweiten Weltkrieges die Frau des

ner der letzten, die aus Berlin herauskamen.

Gelebte Partnerschaften evangelischer Kirchengemeinden mit Gemeinden in der ehemaligen DDR gab es natürlich nicht nur im Kirchenkreis Oberhausen und nicht nur in der Rheinischen Kirche. Die Mitgliedskirchen der EKD, der Evangelischen Kirche in Deutschland, gingen in den fünfziger Jahren sogenannte Patenschaften ein, die in unterschiedlicher Intensität gelebt wurden. In der Öffentlichkeit allerdings wurde nichts an die „große Glocke“ gehängt; denn diese Verbindungen waren stets gefährdet. Natürlich wußte die damalige DDR Regierung darüber Bescheid, es gab Schikanen, Pakete verschwanden. Aber so lange diese Patenschaften, später Partnerschaften, nicht allzu medienöffentlich wurden, konnten die Beteiligten mit Duldung rechnen.

Bis zum Mauerbau 1961 konnten die Synodalen der Ev. Landeskirchen der Bundesrepublik und der DDR gemeinsam tagen, letztmalig im Februar 1961. Dann mußten die EKD-Synodalen aus West und Ost an getrennten Orten zusammenkommen. Der Druck des kommunistischen Regimes führte dazu, daß 1969 auch die rechtlich-organisatorische Trennung erfolgte. Die acht Landeskirchen in der DDR bildeten dann später den Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR. Die Evangelischen Kirchen in Ost und West hatten unterschiedliche Probleme zu bewältigen: die EKD West das Leben in einer pluralistischen, die Kirchen in der DDR in einer atheistischen Gesellschaft.

### „Die neuen politischen Realitäten“

Der Anstoß zu den Partnerschaften kam von außen, und die Tatsache, daß Impulse, die von außen ka-

men, von der EKD aufgenommen, gelebt und praktiziert wurden, läßt den Superintendenten des Kirchenkreises Oberhausen, Deterding-Nachfolger Artur Schorzmann, hoffen, daß es jetzt auch mit dem Zusammenwachsen ähnlich verlaufen könnte. „Die Basis hat in der Vergangenheit die Partnerschaft gefüllt, und jetzt müssen die neuen politischen Realitäten mit Leben und Inhalten gefüllt werden“, betonte der Superintendent in einem Gespräch zum Thema „Einheit“. Schorzmann, Pfarrer in der Oberhausener Luther-Kirchengemeinde, wurde von der Kreissynode Oberhausen im Dezember 1988 zum Superintendenten und damit zum Nachfolger von Deterding gewählt, der in den Ruhestand trat. „Luther“ verbindet eine langjährige Partnerschaft mit der Gemeinde in Bernau bei Berlin, und Schorzmann ist überzeugt, daß die Fortführung der Partnerschaft vielleicht noch wichtiger ist als die Verbindung vor der „Wende“.

Die Partnergemeinden der Oberhausener evangelischen Kirchengemeinden liegen nicht weit auseinander. Sie sind Teil der Brandenburgischen Kirche und konzentrieren sich auf den Raum Fürstenwalde und Bernau. Es würde zu weit führen, sie alle zu beschreiben. Genannt werden sollten jedoch noch die Verbindungen Schmachten dorfs mit Demnitz, Luther-Kirchengemeinde mit Bernau und Paulus-Kirchengemeinde mit der Dom-Gemeinde in Fürstenwalde. Begannen die Kontakte zunächst von Pfarrhaus zu Pfarrhaus, so ergriffen später die Gemeindebasen die Initiative. Das „Päckchen nach drüben“ bekam einen Namen, die Namen Gesichter. Die persönlichen Kontakte bauten Berührungspunkte ab.

*Fröhliche Bootsfahrt im Spree-wald: Schnappschuß von einem Ausflug des Bernauer Kirchen- und des Posaunenchores mit Besuchern aus der Partner-gemeinde Luther-Kirchengemeinde Oberhausen im Sommer 1976. Zweiter von links Pfarrer Artur Schorzmann, heute Superintendent des Kirchenkreises Oberhausen. Vor ihm sitzt Elisabeth Kneist, zur Zeit Vorsitzende des Partnerschaftsausschusses der Luther-Kirchengemeinde.*

späteren Bundeskanzlers Helmut Schmidt, Loki Schmidt, evakuiert und brachte hier das erste Kind, einen Jungen, zur Welt. Es starb wenige Monate später und wurde hier beerdigt. Noch oft besuchte später das Ehepaar Schmidt das kleine Grab, erinnert sich Deterding. Und noch andere Erinnerungen wurden in ihm wach, als er die Kreisstadt Bernau bei Berlin besuchte, zu der das Dorf Schönow gehört. Hier kam Walter Deterding als junger Soldat 1945 durch, noch nicht ganz 17 Jahre alt. Der kleine Trupp war ei-

## Gemeinsam Urlaub in Drittländern

„Wir sprechen aufgrund der langjährigen Freundschaften Klartext miteinander“, meinte Fritz Wesendonk, Vorsitzender des Schmachtendorfer Partnerschaftsausschusses, in einem Gespräch anlässlich des Kirchentages 1991 über die Verbindungen zu den Menschen in Demnitz bei Fürstenwalde, zwischen Berlin und Frankfurt/O. 1991 fuhr man dann nicht mehr – wie in den früheren Jahren – mit einigen Rentnern aus Demnitz gemeinsam zum Kirchentag, sondern mit 40 Demnitzern unterschiedlichen Alters, die alle in Familien untergebracht waren. Diese Verbundenheit ist die Frucht langer Jahre gelebter Partnerschaft. Außer den regelmäßigen Treffen in Demnitz machten Schmachtendorfer Gemeindeglieder gemeinsamen Urlaub mit ihren Freunden in Drittländern, in der Tschechoslowakei, in Polen oder in Ungarn. Hier trafen sich die befreundeten Familien – ein Teil des Urlaubs gehörte in jedem Jahr dem Treffen der Partner aus der DDR.

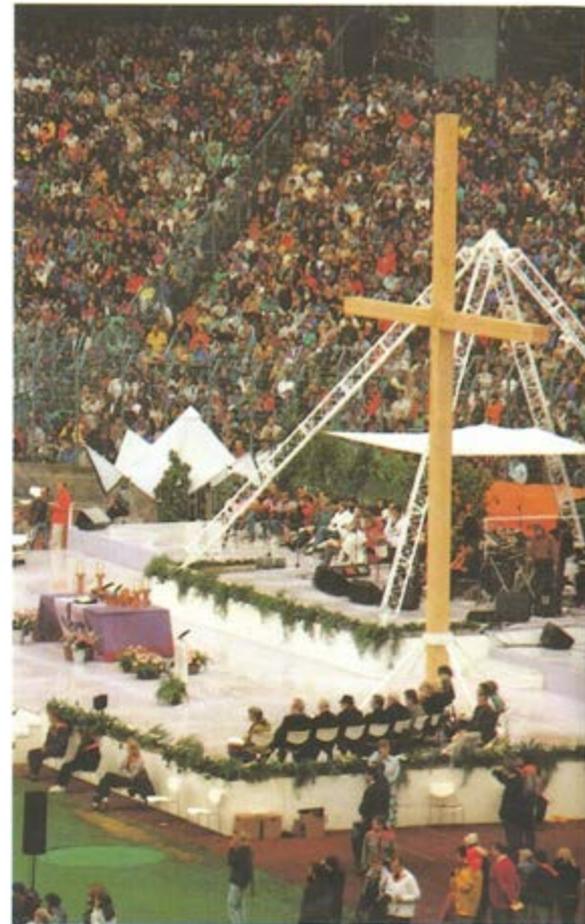
In der Paulus-Kirchengemeinde Oberhausen war während des Kirchentages 1991 die „Junge Gemeinde“ aus Fürstenwalde zu Besuch, Jugendliche und junge Erwachsene. Während des Feierabendmahles im Kirchencafé der Gemeinde im Oberhausener Osten berichtete „Junge Gemeinde“-Mitglied Stefan von der Arbeit der Gemeindejugend in Fürstenwalde. „Die wöchentlichen Treffen waren für uns alle eine Tankstelle“ unterstrich er die Bedeutung der Zusammenkünfte. „Einige von uns kamen aus christlichen Elternhäusern, andere hörten bei uns zum erstenmal etwas vom Evangelium. Und weil wir im ‚real existierenden Sozialismus‘

nicht alles mitmachten, verweigerten, bedeutete das für einige von uns, kein Abitur machen zu dürfen“. Stefan absolvierte, wie die anderen, eine Lehre, zur Zeit macht er Zivildienst und will versuchen, auf dem zweiten Bildungsweg ein Fachstudium zu beginnen.

„Nach dem Mauerbau in Berlin“, erinnert sich Superintendent Schorzmann, „blieb auch die Luther-Kirchengemeinde Oberhausen dabei: Wir halten an der Gemeinschaft fest, auch wenn politische Grenzen gezogen werden.“ Die Partnerschaft sei auch für die Oberhausener Gemeinde keine Einbahnstraße geblieben. Die Gruppen, die nach Bernau fuhren, erlebten dort warmherzige Aufnahme. Sie kehrten zwar mit fast leeren Koffern zurück, waren aber erfüllt vom Erlebten. „Wie lebt ihr euren christlichen Glauben?“, fragte man sich gegenseitig. Oder: „Wie gewinnt Gemeinde Gestalt?“ „Luther“ und „Bernau“ stellten später viele Treffen unter abgestimmte Themen. Gruppen trafen sich, Jugendmitarbeiter aus beiden Gemeinden, Vertreterinnen der Frauenarbeit zum Beispiel.

### Bürokratische Hürden

Welche bürokratische Hürden zu überwinden waren, um die Begegnungen in der ehemaligen DDR stattfinden zu lassen, geht aus einem Brief des Bernauer Pfarrers Stolte an den „lieben Bruder Knitter“ in Oberhausen aus dem Jahr 1972 hervor. In dem Brief heißt es u. a.: „Nun zu Ihrem Gedanken, nach Bernau zu kommen. Möglich ist dies in der Tat durch die neuen Regelungen geworden; auch haben Sie mir zu den Angaben größenteils verholten, die für die Beantragung erforderlich sind. Leider fehlen die Ausstellungsdaten und -orte der Reisepässe, die auf dem



*Volles Stadion beim 24. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Gelsenkirchen.*

Antragsformular jeweils auszufüllen sind. Schon um der fehlenden Angaben willen halte ich es diesmal für besser, wir bleiben bei der üblichen Berlin-Vereinbarung. (Bestimmter Treffpunkt in Ost-Berlin, Anmerk. der Redaktion) Selbst unter der Voraussetzung, daß ich alle Angaben vollständig hätte, käme ich bereits in erhebliche Schwierigkeiten. Knapp drei Wochen vergehen, bis die Anträge genehmigt sind. Dann ist es ziemlich unbestimmbar, wie lange ein Einschreiben mit den Dokumenten zu Ihnen



geöffnet. „Aber“, so meinte Schorzmann nachdenklich, „die DDR-Gemeinden halfen uns auch, sensibler zu werden für das, worauf es in der Kirche ankommt und was unwesentliches Beiwerk ist“.

Die Kirchengemeinde Sterkrade pflegt die Partnerschaft mit den Samariteranstanalten – eine diakonische Einrichtung – im Kirchenkreis Fürstenwalde, die Gemeinde Kö-

*Picknick im Grünen bei einem Ausflug der Demnitzer Gemeinde mit ihren Gästen aus Schmachtendorf.*



*Junge Menschen beim Friedensgebet.*

unterwegs ist. Dieses Risiko möchte ich nicht eingehen. Unser baldiges Treffen werden wir dann gründlich nutzen, um ein späteres Bernau-Treffen sehr zeitlich und präzise vorzubereiten.“ Schreiben dieser Art haben inzwischen den Wert eines Geschichtsdokuments erhalten.

### **Ein Fenster zur Welt**

Für die Gemeinden in der DDR bedeutete die Partnerschaft, ökumenische Verbindung nach außen über ihre Partner zu bekommen und teilzuhaben an den Oberhausener Partnerschaften zu Finnland, Indonesien, Tansania und Südafrika. Ein Fenster zur Welt draußen war für sie

nigshardt betreut dort besonders die Kindergärten. Die Christus-Kirchengemeinde Oberhausen hat als Partner in der ehemaligen DDR die Gemeinde Fürstenwalde-Süd und Langewahl an der Autobahn Berlin – Frankfurt/O. Weitere Partnerschaften bestehen zwischen den Gemeinden Holten und Neuen-dorf, der Markus-Kirchengemeinde und Beiersdorf, Buschhausen und Beerfeld sowie zwischen der Auferstehungs-Kirchengemeinde Osterfeld und Buchholz. Alle genannten Partnergemeinden in der ehemaligen DDR gehören zur Berlin-Brandenburgischen Kirche.

### **Verlässliche Partner**

Ein verlässlicher Partner bei den Partnerschaftsbeziehungen zu Gemeinden und Menschen in der DDR war stets das Diakonische Werk Oberhausen. Viele Jahre lang trug hier Mitarbeiterin Marianne Brings ideell und praktisch das Ihrige dazu bei. Und als die Stadt Oberhausen eine Partnerschaft mit Freital bei Dresden einging, knüpfte Gerhard Holtz, Leitender Sozialarbeiter im Diakonischen Werk Oberhausen, Kontakte zu der Freitaler

Diakonie. Ein reger Erfahrungsaustausch kam in Gang.

Festzuhalten bleibt: Allein die Kirche bot in der ehemaligen DDR Raum zur Äußerung abweichender Meinungen. Wer erinnert sich nicht noch an die Friedensgebete! Die Kirche dort hat gelernt, ihre 'Sache' in einer atheistischen Gesellschaft zu vertreten; und sie ist auch nach der Neuvereinigung der acht evangelischen Landeskirchen der ehemaligen DDR mit der EKD (Ev. Kirche in Deutschland) am 27. Juni 1991 auf der Synode in Coburg in so manchem anderer Auffassung. Ein Beispiel dafür ist die Militärseelsorge. Im Bereich der EKD ist die Bundeswehr Dienstherr der auf Zeit für die Seelsorge an Soldaten von der Kirche freigestellten Pfarrer. Nach Meinung der ehemaligen DDR-Kirchen soll die Kirchenleitung Dienstherr bleiben. Dies ist seit vielen Jahren auch die Auffassung der Kreissynode Oberhausen, die bereits vor mehreren Jahren dementsprechende Anträge an die Landessynode der Rheinischen Kirche gestellt hat.

„Der Umbruch hat Menschen befreit, aber auch verunsichert. Manche drohen daran zu zerbrechen. Und doch eröffnet der Umbruch neue Chancen. Das gilt auch für die Kirchen. Auch sie stehen vor neuen Herausforderungen, die mehr bedeuten, als einen unterbrochenen Weg wieder aufzunehmen“, betont der Kirchenbund (der ehemaligen DDR) in einer Erklärung zum Ende seiner Arbeit. Die Oberhausener Kirchengemeinden und ihre Partner in der ehemaligen DDR haben die Zuversicht, daß die jahrzehntelangen Verbindungen tragen und damit das Zusammenwachsen der Kirchen im alten und neuen Teil der Bundesrepublik fördern.

# BLICK ZURÜCK AUF 1991

HELMUT KAWOHL

Die Anfang Oktober vom britischen Investor Edwin D. Healey, vom Land und von der Stadt präsentierten Pläne für die „Neue Mitte“ auf der Industriebrache zwischen Essener Straße und Rhein-Herne-Kanal waren vermutlich nicht nur das Thema des Jahres 1991 in Oberhausen.

„Dauerbrenner“ in den Schlagzeilen der Medien waren aber auch die bisweilen hitzigen Diskussionen um die Schließung des Musiktheaters und um den Fortbestand des in der Bürgerschaft so beliebten „schrägen O.“ als Stadtzeichen, die vielfältigen Hilfen für die sowjetische Partnerstadt Saporoshje, der Ausbau des Osterfelder HDO-Medienzentrums, die verschiedenen Projekte Oberhausens im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Essener Park oder die Bauaffäre in der Stadtverwaltung.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf 1991. Auch wenn das Jahr im Jahrbuch aus Gründen der frühzeitigen Drucklegung nur elf Monate hat, so ist doch viel geschehen in Oberhausen, dessen Bürgerinnen und Bürger heute wieder optimistisch und selbstbewußt in die Zukunft blicken können.



*Auch die jüngsten wollen keinen Krieg*

## JANUAR

Für die Aktion „Oberhausen hilft Saporoshje“ wird fleißig gespendet, der erste Konvoi mit fünf Lkw sowie 28 Fahrern und Begleitern startet · 5000 Bürgerinnen und Bürger demonstrieren für einen Frieden am Golf, die Karnevalisten sagen wegen des Konfliktes alle Umzüge ab · Nach 16 Monaten Bauzeit wird das neue Solbad im Revierpark Vonderort eröffnet · Die Landesregierung sagt 92 Mio. DM für die 2. und 3. Stufe des HDO-Projektes in Osterfeld zu · Bundesverdienstkreuz für die unermüdliche Friedenskämpferin Fasia Jansen · RWO in Freundschaft gegen den FC Bayern (0 : 5), der OTHC gegen die polnische Hockey-Nationalmannschaft (9 : 15) · Viele Ideen bei Bürger-Umweltkonferenz im Ebertbad · Kasan-Ausstellung in der Galerie Schloß Oberhausen · Ebertplatz wird neu gestaltet · Thyssen-Sozialbetrieb zieht nach Hamborn · 19 Bewerbungen für die Intendanz am Stadttheater · Vermarktung des Schlackenbergs-Geländes soll noch in '91 beginnen · RWO-Vizepräsident Willi Bolten wird „70“ ·



*Am „weißen Freitag“ ging in Oberhausen nichts mehr*

## FEBRUAR

Verwaltung will Musiktheater zum Ende der Spielzeit '91/92 zugunsten eines Schauspiels aufgeben, Experten bei Hearing unterschiedlicher Meinung · Graf Haeseler-Platz heißt künftig „John-Lennon-Platz“ · Aufflucht nach Messerstecherei sterben zwei Täter bei schwerem Verkehrsunfall · Neuer Vorstand bei EVO und STOAG · Fast 2500 Wohnungssuchende in Oberhausen registriert · Spatenstich für 60 Sozialwohnungen an der Wörth-/Ecke Hermann-Albertz-Straße · Das ZDF zeigt Hilmar Hoffmann-Porträt von Oberhausen · Stadt beschlagnahmt besetztes Haus für die Besetzer, um Obdachlosigkeit zu vermeiden · Schnee sorgt für „Chaos hoch fünf“ auf den Straßen · Erlebnisbrauerei will künftig an der Marktstraße „Oberhausen Bräu“ ausschenken · Stadt will Parkhaus an der Linsingenstraße verkaufen · An der Düppelstraße soll 150-Betten-Hotel gebaut werden · Vogelwelt in Oberhausen erscheint im Buch · Verein „Musiktheater für Oberhausen“ gegründet ·



*Die Kohle-Förderverbindung  
Lobberg/Osterfeld „steht“*

### MÄRZ

Friedensdorf knüpft Kontakte zum befreiten Kuwait · Langjähriger Oberstadtdirektor Dieter Uecker beim Jahresempfang der Stadt in Ruhestand verabschiedet · Durchschlag der Förderverbindung Lohberg/Osterfeld in 1300 Metern Teufe · Rat wählt 39jährige Ruth Damerius zur Stadtdirektorin · Internationaler Frauentag in der Luise-Albertz-Halle · Oberbürgermeister erhält 33.000 Unterschriften für den Erhalt des Musiktheaters, doch der Rat beschließt aus finanziellen Gründen das „Aus“, wählt gleichzeitig Klaus Weise (39) zum neuen Intendanten · Reinhold Messner referiert über „Welpark Antarktis“ · Das Pariser Architekturbüro „Reichen et Robert“ gewinnt 1. Preis des Realisierungswettbewerbes Technologiezentrum Umweltschutz · Fritz Kruit, langjähriger Personalratsvorsitzender der Stadtverwaltung stirbt im Alter von 58 Jahren · Evangelisches Krankenhaus wird weiter ausgebaut · Warnstreiks der ÖTV · Neue Brücke für die Weierstraße, Arbeiten dauern sieben Monate ·



*Von wegen auf den Sperrmüll –  
es bleibt beim „schrägen O“!*

### APRIL

Brennendes Haus an der Rolandstraße in Osternacht evakuiert · Die Städte Essen, Mülheim und Oberhausen präsentieren sich erstmals mit einem gemeinsamen Stand auf der Hannover-Messe · Hans-Sachs-Schule wird Teil des Kollegschulversuchs in NRW · Wintergarten der Luise-Albertz-Halle eröffnet · Neue Kanalbrücke in Buschhausen „ingerollt“ · Stadt trauert um verstorbenen Ehrenring-Träger Dr. Joseph Cornelius Rossaint · Schräges O. soll weichen – Stadt will im Strukturwandel auf ein neues Zeichen setzen; die Bürger sind empört – der Ältestenrat ruft Wettbewerb ins Leben · 37. Kurzfilmtage mit viel Prominenz eröffnet · Nach Tarifabschluß im öffentlichen Dienst Millionenloch im städtischen Haushalt befürchtet · Landeshausgartenschau soll 1999 in Oberhausen stattfinden · Neues Domizil für Buschhausener Tennis-Club an der Erlenstraße · „Europäische Musikferien“ bei der Jugendmusikschule · Bürgermeister Eickelen steuert Lkw bei 3. Hilfskonvoi nach Saporoshje ·



*Die Schönste beim Fest  
der Philippinen aus NRW*

### MAI

Neuer Duft- und Tastgarten für Blinde im Kaisergarten · Explosionsgefahr an der Stadtgrenze nach Leck einer Benzin-Pipeline in Dinslaken · SPD beschließt auf Klausurtagung das „Aus“ für eine mögliche Sondermüll-Verbrennungsanlage in Oberhausen · Philippinen aus ganz NRW feiern Frühlingsfest im Ebertbad · Läppkes Mühlenbach fließt wieder in natürlichem Bett · Revierstädte Oberhausen, Essen und Mülheim feilen künftig an gemeinsamem Profil · Neue S-Bahn-Linie verbindet Oberhausen mit Dortmund · 100 Jahre Westfriedhof in Lirich · Bußgelder für EVO-Bedienstete wegen Rechnungsmanipulationen · Volleyballer des Tbd. Osterfeld verpflichten CSFR-Nationalspieler Martin Nejedly · Oberhausener Architekt gewinnt Realisierungswettbewerb für Neugestaltung der Marktstraße · Land wartet auf Sparsignale der Stadt · VHS will mit neuem Programm Umweltbewußtsein schärfen · Mehrheitspolitiker gegen 4. Gesamtschule zum jetzigen Zeitpunkt · Contilack sponsert Bundesliga-Basketballdamen ·



*Max und Moritz wurden  
im Ebertbad wieder lebendig*

## JUNI

Fronleichnamskirmes der Superlative · Friedensdorf holt weitere 18 kriegsverletzte Kinder aus Afghanistan zur Behandlung nach Oberhausen · Verwaltung will 448 Stellen abbauen und Haushalt bis 1994 ausgleichen · Zwei junge Männer sterben nach Grillfest in Gartenlaube · Burgfest auf Vondern mit Ritterturnier · Staatsanwaltschaft ermittelt im städt. Bauordnungsamt · Bergleute demonstrieren im Rathaus für den Erhalt ihrer Arbeitsplätze · Montanmitbestimmungspreis der IG Metall Duisburg für NW-Finanzminister Heinz Schlußer · Bücherei veranstaltet Aktionswoche „Max und Moritz“ im Ebertbad · Michael Pfléghar, künstlerischer Geschäftsführer des Osterfelder Medienzentrums, begeht Selbstmord · Modellsportclub Alstaden richtet Europa-Meisterschaft am Bero-Center aus · Chemisches Untersuchungsamt warnt vor Revier-Grünkohl · Gedenktafel am St.-Josef-Hospital erinnert an mutige Widerstandskämpfer · Ehrennadel der Stadt für den Künstler Heinrich Kasan · Jugendamt plant neue Proberäume für Rockbands ·



*Modernste Fernsehtechnik im  
neuen HDO-Produktionsfahrzeug*

## JULI

Kolpinghaus soll abgerissen werden · Fritz Janke, engagierter Gewerkschafter und Widerstandskämpfer, stirbt im Alter von 81 Jahren · Neugegründeter Seniorenbeirat will Interessen alter Menschen besser vertreten · Italiener übernehmen das Elektrostahlwerk – Stahlstandort Oberhausen gesichert · 25 Jahre Musikschule · Streit um's Stadtsignet beendet: es bleibt beim schrägen O. · Altenberg vor dem Comeback? – Bauarbeiten gestartet · Dreharbeiten für Filmkomödie „Manta, Manta“ in Sterkrade · Erster HDO-Übertragungswagen ausgeliefert · 20 Mio. DM vom Land: Zentrale des Rheinischen Industriemuseums in Oberhausen gesichert · 47 m hoher Kohleturm der Kokerei Osterfeld nach 18 Jahren gesprengt · Hitzewelle hält Stadt in Atem · Neue Sauerstoffzugabestationen sollen künftig Emscherbakterien stoppen · Stadt stellt Mitarbeiter Aust zur Wahrnehmung politischer Ämter in Bottrop vom Dienst frei · Salzmannschule neues soziales Stadtteilzentrum · Autokorso der Bergleute gegen Kohlepolitik der Bundesregierung ·



*Der neue Intendant Klaus Weise  
eröffnet letzte Musiktheater-Spielzeit*

## AUGUST

Knapp 25 Mio. DM vom Land NW für Umwelt-Technologiezentrum an der Essener Straße · Vierjähriger, vermißt gemeldeter Junge nach Stunden wohlbehalten im Ehebett der Eltern entdeckt · Sieben junge Wölfe im Kaisergarten geboren · Oberhausens 1. Golf-Club heißt „Jacobi“ · Spatenstich für neue Werkstatt der „Lebenshilfe“ für 160 geistig Behinderte · Treuhandstelle für Bergmannwohnstätten neuer Eigentümer der Siedlung Eisenheim · Fast 1100 pflegebedürftige Mitmenschen in Oberhausen · „in-fas“ ermittelt: Kaufkraft in Oberhausen unter dem Durchschnitt · Bevölkerung bestürzt über Putschversuch in der UdSSR · Stadt sucht händeringend nach neuen Unterkünten für Asylbewerber · Emscher soll renaturiert werden · Intendant Klaus Weise eröffnet neue Theater-Spielzeit · Neue Kindertageseinrichtung an der Marktschule in Bau · Sieben Behinderte aus Oberhausen auf Busfahrt in Wien verunglückt · Hoechst AG will Standort Holten attraktiver machen · Verkehrsverein und Stadt bieten Rundfahrten in Oberhausen an ·



*Ehrenring der Stadt für  
Hans-Dieter Meissner (MAN GHH)*



*Anmut und Grazie bei den  
Meisterschaften im Standardtanz*



*Sabine Mehmedovic – erste Frau  
am Steuer eines Lintenbusses*

## SEPTEMBER

„Antenne Ruhr“ funkt ein Jahr · Stadt startet große Gesundheitsinitiative · 125 Jahre St.-Josef-Hospital Sterkrade · Ehrenring der Stadt für MAN GHH-Vorstandsvorsitzenden Hans-Dieter Meissner, der in '91 auch mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde · Arbeitslosenzahl sinkt unter 10.000 · Bauaffäre bei der Stadt zieht immer größere Kreise · Chemie-Industrie will in Oberhausen auf dem Gelände der Ruhrchemie für 16,5 Mio. DM Pilotanlage zur Rücknahme und Verwertung ihrer gebrauchten Industrieverpackungen bauen · Wirtschaft und Stadt gründen neue „Entwicklungsgesellschaft Neu-Oberhausen mbH“ (ENO) · „Einfälle statt Abfälle“: Stadt schreibt 1. Umweltpreis aus · Historischer Verein Oberhausen-Ost erhält Preis der Internationalen Bauausstellung Emscher Park für Darstellung der Tradition Lipperns · „Klavier-Festival-Ruhr“ in Oberhausen gestartet · Werksgasthaus wird entkernt: Umbau an der Essener Straße zur „Allee der Industriekultur“ hat begonnen · Geld für neue Kindergärten fehlt ·

## OKTOBER

Stadt präsentiert die Pläne für eine „Neue Mitte Oberhausen“ auf der 100 ha großen Industriebrache nördlich der Essener Straße; das Vorhaben stößt auf ein bundesweit großes Interesse, das Echo ist überwiegend positiv · Neue Turbine für Gemeinschaftsmüllverbrennungsanlage geht in Betrieb · Deutsche Meisterschaft im Standardtanz der Professionals in der Luise-Albertz-Halle · 3. Jugendbuchtage im Bert-Brecht-Haus · Stadtsportbund: In 210 Klubs heute 45.000 Mitglieder · Rat verurteilt in Resolution Ausländerfeindlichkeit · „radio NRW“ weicht Funkhaus im ehemaligen Domizil des GHH Aktienvereins ein · Hoechst AG will im Werk Holten 250 Arbeitsplätze abbauen · Rat trauert um verstorbenen Stadtverordneten Wolfgang Pennekamp · Hohe Schadstoffbelastungen durch Straßenverkehr auch in Oberhausen · Rat stellt Weichen für drei städtische Eigenbetriebe · Gäste aus Kiew bewundern neues Domizil der Fern-Universität Hagen in Styrum · Leinenzwang für Hunde umstritten · Zahl der Asylbewerber steigt weiter ·

## NOVEMBER

Bei der STOAG sitzt erstmals eine Frau am Steuer eines Busses · Kunstverein präsentiert im Schloß Franco Gentilini · Großbrand auf Gelände einer Transportfirma in Alstaden · „Neue Mitte“-Investor Edwin D. Healey stellt sich beim WAZ-Tacheles der Bürgerschaft · Oberhausener wollte Nahrungsmittelkonzern um 8 Mio. DM erpressen – geschnappt! · Body-BUILDER messen beim Int. Rhein-Ruhr-Pokal ihre Muskeln · Designer präsentieren Informationssystem für das Rathaus · Sophie-Scholl-Schüler starten Umweltwoche · Umbau im Theater bleibt vorerst auf Technik reduziert · Am Haupteingang zum Kaisergarten soll modernstes Hotel mit Café gebaut werden · Am Volkstrauertag Mahnmale im Ruhrpark und am Kastell Holten geschändet · Geschäftsleute und Politiker von „Meadowhall“ im englischen Sheffield begeistert · Ratsfraktionen verurteilen Auflagen des Innenministers zum städtischen Haushalt · Bundesverdienstkreuz für den Leiter der „Aktion Friedensdorf“, Ronald Gegenfurtner ·

# ELECTRONIC BANKING

*Elektronische Dienstleistungen  
der Stadtparkasse Oberhausen*

Der Einsatz moderner Kommunikationstechnologien, insbesondere im Zahlungsverkehr, hat auch vor den Geschäftsräumen der Banken und Sparkassen nicht halt gemacht.

Unter dem Begriff Electronic Banking werden kundenorientierte Bankautomaten zusammengefaßt, die vornehmlich die Beziehung Kunde – Bank berühren. Dabei umfaßt Electronic Banking die Bankdienstleistungen, durch die mittels EDV Informationen zur Verfügung gestellt und Transaktionen abgewickelt werden. Wichtig ist, daß diese Leistungen die Kunden in vielen Fällen unmittelbar erreichen, also nicht mehr über den Bankschalter oder die Briefpost vermittelt werden müssen.

Insbesondere der Firmenkunde erwartet für die Zukunft den Elektronischen Bankschalter im Unternehmen für die Abwicklung der Routinegeschäfte.

## **Technik statt persönliche Beratung?**

Die enorme Entwicklung auf dem Gebiet der Elektronik und hier insbesondere auf dem Gebiet der Mikroelektronik hat bei vielen Menschen zu verständlicher Unsicherheit geführt.

Um die Jugendlichen bereits frühzeitig mit den neuen Techniken in Berührung zu bringen, hat die Stadtparkasse bereits im Jahr 1985 eine Jugendcomputerschule eingerichtet, um Berührungsängste abzubauen und den Jugendlichen die Chance für einen besseren Berufseinstieg zu geben. Diese Einrichtung war auch bereits mehrfach Forum für die Präsentationen von PC-Branchensoftware für das Handwerk.

Auf die eingangs gestellte Frage können wir für unser Institut mit einem klaren „NEIN“ antworten, denn nach unserem geschäftspolitischen Verständnis hat die indivi-

duelle persönliche Kundenberatung und -betreuung absoluten Vorrang.

Der Einsatz modernster Technik ist in diesem Zusammenhang kein Widerspruch, sondern eine Notwendigkeit, um bei den wirtschaftlichen und technischen Rahmenbedingungen das Ziel und den Anspruch einer qualifizierten Kundenberatung und eines modernen und leistungsfähigen Kreditinstitutes zu erfüllen.

## **Auf welchen Gebieten vollzieht sich der technologische Fortschritt?**

Der Innovationstrend im Electronic Banking berührt sowohl die Sphäre der Privatkunden als auch der Firmenkunden.

Privatkunden können sich mit der EC-Karte an rund 6000 Geldausgabeautomaten in der Bundesrepublik mit Bargeld versorgen bzw. im



*Karin Gladisch,  
Fachberaterin ☛ Vereins-  
Service.*

Rahmen von electronic cash Zahlungen bei Händlern vornehmen. Über Bildschirmtext können Privatkunden vom Wohnzimmer aus Zahlungsaufträge erteilen und vielfältigste Informationen abrufen.

Die Benutzung von Kontoauszugsdruckern gehört mittlerweile zum Standardrepertoire im Electronic Banking.

Noch intensiver bedient sich die Firmenkundschaft der elektronischen Dienstleistungen. Hier muß zwischen Dienstleistungen, die der reinen Geschäftsabwicklung dienen und den beratungsunterstützenden Instrumenten für betriebswirtschaftliche Analysen unterschieden werden.



*Burkhard Czekalla,  
Leiter des Geschäftsbereiches  
Electronic Banking.*

Im Bereich der Geschäftsabwicklung erwarten die Firmenkunden die schnelle und sichere Ausführung von Dispositionsaufträgen. Von ebenso großer Bedeutung ist der Abruf von Kontoinformationen und deren Weiterverarbeitung, damit zinsoptimierende Dispositionen, ohne Verletzung firmenspezifischer Liquiditätserfordernisse, im Rahmen des betrieblichen Cash Managements, gewährleistet sind.

An beratungsunterstützenden Dienstleistungen bieten insbesondere die Sparkassen dv-gestützte Bilanzanalysen, alternative Berechnungsmodalitäten für zukünftige

Finanzierungen sowie die Informationsbereitstellung aus nationalen und internationalen Datenbanken.

### **Neuer Geschäftsbereich Electronic Banking**

In diesem Zusammenhang und im Hinblick auf die künftige Bedeu-



*Karin Närgel,  
Fachberaterin Electronic  
Banking.*

tung dieses Geschäftsfeldes ist die Gründung des Geschäftsbereiches Electronic Banking im Hause der Stadtparkasse zu sehen, der den Einsatz aller elektronischen Dienstleistungen und Beratungshilfen koordiniert, so daß diese jeweils im Einklang mit den Markterfordernissen stehen.

Insbesondere hat er die Aufgabe, unsere Kunden in enger Zusammenarbeit mit der Kundenberatung über alle anwendungstechnischen Fragen im Zusammenhang mit der Planung und Abwicklung des Zahlungsverkehrs und der S-Datenbankdienste zu beraten, zu schulen und einen „Hotline-Service“ zu bieten.

Dieser Beratungsservice wird nach terminlicher Absprache auch außerhalb der normalen Geschäftszeiten vor Ort angeboten.

**D**er Strukturwandel in Oberhausen zeigt Ergebnisse. Zukunftsweisende Projekte wie die „Neue Mitte“ oder die Technologiezentren für Umweltschutz und neue Film- und Videoproduktionen nehmen Gestalt an.

Diesen Wandel dokumentiert das Jahrbuch „Oberhausen '92“ – der nunmehr neunte Band dieser Reihe. Journalisten aus unserer Stadt haben erneut zu vielen interessanten Themen fleißig recherchiert, um dieses außergewöhnliche Heimatarchiv zu komplettieren.



Plitt Druck- und Verlag, Oberhausen